Novellen-Schatz des Auslandes



herausgegeben von

P. Heyse und H. Kurz.

Inhalt d. VII. Bandes:

München. Rud. Oldenbourg.

Novellenschatz

des

Auslandes.

Herausgegeben

von

Paul Heyse und **Hermann Kurz.**

Die günstige Aufnahme, welche der „deutsche Novellenschatz" fand, veranlaßte die Verlagshandlung, an die Herren Herausgeber desselben die Einladung zu richten, eine gleiche Sammlung von Novellen des **Auslandes** zu übernehmen. Die Verlagshandlung glaubt, mit derselben der Leserwelt eine gleich werthvolle Gabe zu bieten; denn obgleich wir in Deutschland keinen Mangel an Uebersetzungen, namentlich aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur haben, so erwächst gerade aus dem Massenhaften dieser Erscheinungen, abgesehen von ihrer oft zweifelhaften Qualität, das leicht erklärliche Verlangen, jenes Gebiet an der Hand bewährter Führer zu betreten.

Die Verlagshandlung verweist auf den dem ersten Bande vorgedruckten Prospekt, in welchem die Herausgeber sich ausführlich über das begonnene Unternehmen aussprechen.

Der Umfang der Bände wird dem der schon vorliegenden stets annähernd gleich bleiben.

Preis eines Bandes (von ca. 20 Bogen) **15 Ngr.** oder **54 kr.**

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Inhalt des I. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Französischen v. Ludw. Schneegans.
Faust. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.

Inhalt des II. Bandes.

Inhalt des III. Bandes.

Inhalt des IV. Bandes.

Inhalt des V. Bandes.

Inhalt des VI. Bandes.

München, im März 1873.

R. Oldenbourg,
Verlagsbuchhandlung.

Novellenschatz des Auslandes.

VII.

Novellenschatz

des

Auslandes

herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Hermann Kurz.

Siebenter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

Inhalt
des siebenten Bandes.

Die Montenegrinerin.

Von

Francesco dall'Ongaro.

(gest. 1873.)

Aus dem Italienischen

von

B. J.

I.

Der Vladika.

Vor einigen Jahren lernte ich in Triest diesen merkwürdigen Mann kennen. Als Fürst und Bischof des „Schwarzen Berges" vereinigte er in seiner Person die geistliche und weltliche Macht der Republik; zugleich war er der beste Schütze im Lande und reis'te bewaffnet wie ein Heiduck. Man könnte also ohne Uebertreibung sagen, daß er zu den beiden andern auch noch die militärische Gewalt besaß. Niemals war wohl ein Staatsoberhaupt absoluter und dabei allseitiger, als er.

Auch schien ihn die Natur ausdrücklich dazu bestimmt zu haben. Um eines Hauptes Länge überragte er die schönen Männer seines Volkes, eine für das Fürstenrecht sehr wichtige Eigenschaft. Schon die heilige Schrift erzählt von Saul, daß er seine Wahl zum Könige von Israel der hervorragenden Größe seiner Gestalt verdankt habe. Er war bekanntlich Eseltreiber im Stamme Benjamin zu der Zeit, da das Volk Gottes gleich den

1*

Fröschen Aesop's von einem Könige regiert sein wollte und mit Samuel's Zustimmung den größten und kräftigsten Mann des Stammes dazu erwählte.

Ich weiß nicht, ob die Sache in derselben Art vor sich ging, als die Republik Montenegro ihre Regierung wechselte und die Dynastie der Petrovich ans Ruder kam. Ich kann nur sagen, daß der Vladika, den ich kannte, zugleich der Saul und der Samuel jenes Ländchens war und zu den beiden obengenannten Eigenschaften noch einige andere fügte, die vielleicht der erste König von Israel nicht besaß. Er war nämlich zugleich ein vortrefflicher Redner und Dichter und sprach das reinste Illyrisch an der Küste. Auch hatte er durch seine häufigen Reisen in Europa die Vortheile der modernen Civilisation kennen gelernt, und der seltsame Gedanke war ihm gekommen, Diejenigen daran Theil nehmen zu lassen, deren Geist und Körper er beherrschte.

Das Unternehmen war nicht leicht; dennoch, wenn wir ihm Glauben schenken dürfen, glückte es durch Mittel, die zu richten ich nicht berufen bin. Vor Allem war er darauf bedacht, sich mit einem Senat zu umgeben, der ihn dabei unterstützte. Dann, da er unsere Länder von Büchern und Journalen überschwemmt sah, welche die öffentliche Meinung beherrschten, kaufte er eine Druckerei und richtete sie in seinem eigenen Palaste ein. Hier wurde er nun zugleich Journalist und verantwortlicher Herausgeber einer Zeitung politisch-literarischen Inhalts, welche die Ströme der Beredsamkeit, das Licht der Civilisation

in seinem Lande verbreiten sollte. Ich glaube, es war wohl das erste Buch, das unter solchen Verhältnissen gedruckt wurde. Der Vladika glaubte seinen Zweck erreicht zu haben; doch bald sah er ein, woran es fehlte: die Montenegriner hatten weder Fähigkeit noch Neigung, Nutzen daraus zu ziehen. Die Wenigsten unter ihnen konnten lesen. —

Was sollte der arme Vladika machen? Lehrer herbeizurufen, die sich dort niederließen, um eine Schule zu gründen, das überstieg seine Finanzen. Ein anderer Gedanke tauchte in ihm auf. Er bat seine Gönner unter den Fürsten, den Kaiser von Rußland, den von Oesterreich, den König von Bayern, einigen Dutzend Montenegrinischer Jünglinge Zutritt zu ihren Lehranstalten zu gewähren, in Wien, Petersburg, München. Ich glaube, daß er dadurch in der That etwas erreichte, und vielleicht haben diese jungen eingebornen Missionäre die Elemente deutscher und kosackischer Literatur und Philosophie in die montenegrinischen Berge getragen. Nur schade, daß der Vladika die Früchte seiner Mühen nicht mehr selber einsammeln konnte! —

Aber nicht zu diesem Mittel allein griff er während der Dauer seines Lebens. — Er hatte den großen Nutzen der Reisen erkannt, und da er nicht sein ganzes Volk in Person reisen lassen konnte, so beschränkte er sich darauf, es figürlich zu thun; d. h. er reis'te selbst, für sich und für die Andern. Alle Jahre nach Triest, alle zwei Jahre nach Wien, alle drei nach Petersburg.

Es gelang ihm so, in diesen drei Hauptstädten die Fehler und Vorzüge seines Fürstenthums, über welches die sonderbarsten Gerüchte umliefen und noch umlaufen, zur Kenntniß zu bringen.

Für ihn selbst war es vortheilhaft. Jedesmal kam er milder und liebenswürdiger zurück, Dank den Damen jener Länder, die sich bemühten, die edelsten Gefühle in seinem Herzen auszubilden.

Ich lernte ihn im Theater kennen, als Fräulein Fitz-James die Gisella tanzte. Der fürstliche Bischof gerieth in Verzückung und verfaßte zu Ehren der Pariser Sylphide eine anmuthige Dithyrambe, die ich sofort in italienische Verse übersetzte und in den Zeitungen veröffentlichte. Das verschaffte mir die Freundschaft und Achtung des hohen Dichters. Ich glaube, er hätte mich mit einem Orden decorirt, aber es gab keinen in seinem Fürstenthum. Um so besser für uns Beide. Ich werde nie seine Liebenswürdigkeit vergessen, sein Feuer, seinen edlen Stolz und das sichtbare Vergnügen, womit er mir von seinem Lande und seinen philanthropischen Plänen erzählte. Ich will, sagte er, Montenegro zu einem Musterstaate machen. —

Wie wollen Sie das anfangen, Durchlaucht? sagte ich. Sie stehen allein und haben nicht alle die Mittel in Händen, die den andern Souveränen zu Gebote stehen.

Ich werde thun, was ich kann, erwiderte er. Ich werde mit meinen Unterthanen nach der Scheibe schießen, mit ihnen trinken, mich ihnen einigermaaßen gleichstellen,

um sie mir fügsam zu machen und mich ihres Sinnes und Willens zu bemächtigen. So habe ich's bis jetzt gemacht und es ist mir gelungen, selbst die Wildesten zu zähmen. Wenn die Schwierigkeiten zu groß werden, mache ich eine Reise und sammle neue Kräfte zur Fortführung des Unternehmens.

Diesen Gesprächen mit dem Vladika verdanke ich das Wenige, was ich von der Natur und den Sitten Montenegro's weiß. Wir in Europa sind Alle so gleichmäßig und einförmig zugeschnitten, daß es schon ein Gewinn ist, gewisse naturwüchsige und wilde Racen kennen zu lernen, wäre es auch nur, um etwas Abwechselung in die hergebrachte Eintönigkeit unserer Erzählungen zu bringen. Wir sind wie die Münzen und Medaillen, denen auf dem Wege von Hand zu Hand das ursprüngliche Gepräge verloren gegangen. Daher kommt es, daß wir uns selbst langweilig sind und es immer mehr werden. Als ich eines Tages diesen Uebelstand beklagte und mit mehr Hitze, als sonst, gegen die prosaische Einförmigkeit des Lebens eiferte, lächelte der würdige Herr wohlwollend in seinen Knebelbart und versprach, mir eine Probe jener naturwüchsigen, etwas wilden Poesie zu geben, die für mich so viel Reiz zu haben scheine. So bin ich zu der wahrhaftigen, echt montenegrinischen Geschichte gekommen, die ich die Ehre habe der wohlwollenden Aufmerksamkeit des Lesers vorzulegen. —

II.

Das blutige Hemd.

Der Vladika war nicht im Mindesten Socialist. Dennoch gab es ein Erbrecht bei seinem Volke, das er gerne ausgerottet hätte: das Erbrecht vergossenen Blutes. Bei einigen slawischen Stämmen nämlich, und auch auf einigen italienischen Inseln, Corsica und Sardinien, besteht noch heute das alte Gesetz der Wiedervergeltung. Hand um Hand, Fuß um Fuß, Kopf um Kopf — die alte Gerechtigkeit des jüdischen Volks, nur daß Moses den Gebrauch in gewisse Regeln brachte und jedenfalls ein Tribunal, ein Gerichtshof, ein mehr oder weniger zahlreiches Synedrium darüber zu entscheiden hatte.

Bei den Morlachen, Albanesen und andern wilden Stämmen kümmert man sich wenig um diese Formalitäten. Ist dir der Kopf abgeschnitten, so hat dein Sohn, dein Bruder, oder irgend ein Verwandter nach dem Gesetz der Wiedervergeltung die Pflicht, dich zu rächen; er muß den Kopf deines Gegners haben, sobald sich die Gelegenheit darbietet. Auf diese Art spart man die Prozeßkosten und die Bewachung des Gefangenen.

Begreiflich ist, daß der Vladika, nachdem er das ganze gebildete Europa durchstreift, solche Zustände nicht mehr dulden konnte. Er setzte seine ganze Manneskraft

daran, eine so übereilte Justiz zu unterdrücken und etwas mehr Ordnung in Urtheil und Strafe zu bringen. Ich weiß nicht, in wie fern es ihm glückte; gewisse Vorurtheile und Traditionen sind schwer auszurotten, nicht nur auf dem schwarzen Berge, sondern in den blühendsten, fruchtbarsten Ebenen der Erde.

Wie können wir civilisirten und moralisch gebildeten Völker die Wirkung ermessen, die der Anblick eines blutgetränkten Hemdes auf die Seelen auszuüben vermag, wenn es wie eine Reliquie in unserm Saal, in unserm Zimmer, im geheiligtsten Raum des Hauses aufgehängt ist? Ein solches Hemd, getränkt mit dem Blute des Vaters, des Bruders, des Sohnes, Tag und Nacht, wie bei jenen wilden Völkern, unsern Blicken ausgesetzt, hätte die Macht, selbst die mildeste Gemüthsart, den maßvollsten Charakter unseres Jahrhunderts und unseres Landes aufzuregen und zu empören.

Deßhalb faßte der Vladika den Gedanken, jene blutigen Trophäen zu sammeln und ein Autodafé von ihnen zu veranstalten, christlicher und verdienstlicher als jedes andere. Es war ein Staatsstreich, dem man die vollkommenste Billigung nicht versagen kann.

Damit will ich nicht behaupten, daß diese Handlung des Vladika von Jedermann gutgeheißen wurde. Man schrie, wie immer, über die Neuerung, über Entheiligung und Gewaltthätigkeit gegen alterworbene Rechte und die Sitten der Vorfahren. Mit dem Hemd freilich wurde noch nicht die Sache beseitigt. Der Schwur

wurde gehalten, wie früher, und zur Ausführung gebracht. Aber der erste Schritt war doch gethan, und der Aberglauben hatte sein Idol verloren.

In einer Hütte an der äußersten Grenze Montenegro's gelegen, unweit Cattaro, hatten die mit dem Einsammeln der blutigen Hemden beauftragten Soldaten große Mühe, eines derselben den Händen zweier armen Frauen zu entreißen. Diese betrachteten es als eine heilige Reliquie, einen kostbaren Talisman.

Es hat meinem Manne gehört, sagte die Alte.

Meinem Vater, ergänzte die Jüngere schluchzend.

Sie haben ihn mir gemordet, drüben über der Grenze, und ihm den Kopf abgeschnitten.

Es ist unser einzig Erbtheil, und wehe dem, der es berührt, ehe der Mord gerächt ist und der Schuldige mit seinem Kopf für den meines Vaters gebüßt hat!

Es war eine tragische Scene; die beiden Soldaten zögerten, gegenüber dem Schmerz der beiden Unglücklichen, die jeder Stütze beraubt, verbittert waren durch das Elend.

Ihr könnt doch euren Mann nicht rächen, sagten sie. Laßt die Sorge den Gerichten. Es giebt Richter und Tribunale drüben über der Grenze. Der Vladika wird sprechen, und der Elende wird die Strafe für sein Verbrechen erleiden.

Nein! rief die Alte. Nicht jenseits der Grenze soll

er mir den Kopf meines Mannes bezahlen! Hier, hier werden wir uns selbst Recht verschaffen.

Aber wie? Ihr habt keine Verwandten. Ihr seid zwei arme, schwache Frauen!

Und doch wird uns der Rächer nicht fehlen, fuhr die unbeugsame Alte fort. Nur Dem gebe ich die Hand meiner Yella, der mir des Stenovich Haupt bringt.

Ich habe keinen leiblichen Bruder, sagte die Jüngere, aber ich habe mir einen erwählt, der diese Pflicht erfüllen wird. Er hat mir's versprochen. Nehmt nur das Hemd mit fort; darum wird mein Vater nicht ungerächt bleiben.

Die Mutter machte eine neue Anstrengung, die Wegnahme ihres Erbstücks zu hindern: sie appellirte an die Religion der beiden Executoren. — Ihr seid Montenegriner, sagte sie; ihr wißt, was das bedeutet, wenn ein Kopf durch tückischen Verrath abgeschnitten und den Raben zum Fraß hingeworfen worden ist. Was würdet ihr thun, wenn ihr an meiner Stelle wärt?

Die beiden Soldaten wußten auf diese Gewissensfrage Nichts zu antworten. War doch das Vaterland jener Unglücklichen auch das ihre. Aber der Befehl war streng und bedingungslos und sie mußten ihn ausführen um jeden Preis.

Indessen näherte sich der Jüngere der Beiden dem Mädchen und sagte: Wenn dein Wahlbruder seinem Schwur untreu wird, wende dich an mich! Ich heiße Gregorio; frage nach mir in Cettigne, und ich werde

deinen Vater rächen. Das sei dir genug, und jetzt hindere uns nicht länger, die Befehle unsers Herrn auszuführen. Her das Hemd! Du hast mein Wort!

III.

Die Seelenbrüder.

Ich habe vergessen, mich nach dem Namen des unglücklichen Montenegriners zu erkundigen, den es zu rächen galt, und welches die Ursache seines Todes gewesen. Yella aber war eine schöne, würdige Tochter der Berge mit langem, ebenholzfarbenem Haar, schwarzen Augen, schlanken und kräftigen Gliedern. Stolz trug sie ihre rothe Mütze, bis zum Tage der Hochzeit der charakteristische Schmuck der slawischen Jungfrau. Die Tracht der Montegrinerinnen ist reich und prächtig, mit mosaikartiger Stickerei selbst an Hemd und Strümpfen. Ihre Dalmatica, an der Seite offen, ist aus tausend Farben gewebt, mit den seltsamsten Schnörkeln verziert. Die Opanche, aus feinen Lederstreifen geflochten, gleichen den antiken Sandalen; Gürtel, Halsketten und ein wahres Arsenal von Schmuckstücken in Blei und Silber vollenden den Anzug. Die rothe Mütze ist mit goldnen Zecchinen geschmückt, die rings herum daran befestigt sind. So

liegt das Erbtheil des Mädchens offen vor aller Augen, und Jeder kennt mit der Braut zugleich auch die Mitgabe.

Jella trug wohl schöne und reichverzierte Kleider, aber der Zecchinen an ihrer Mütze waren nicht allzu viel. Ihr Vater hatte nicht mehr Zeit gehabt, die Lücken an ihrer Brautkrone auszufüllen, darum wurde sie nicht gerade eifrig umworben und lief Gefahr, ihre rothe Mütze länger zu tragen, als ihr lieb sein konnte.

Man glaube jedoch nicht, daß sie im Lande keine Zuneigung erweckt. Sie hatte einen Seelenbruder, einen Pobratimo, wie es in slawischer Sprache heißt.

Bei uns Culturmenschen hat man keinen Begriff von dieser Art Verwandtschaft. Wir kennen keine Pobratimi und auch keine Posestrime, keine Seelen- oder Wahlschwestern.

Es ist dies eine Sitte, die in Dalmatien, bei den Morlachen und Serben noch heute fortdauert. Zwei Jünglinge, zwei Mädchen, oft auch ein Jüngling und eine Jungfrau, schließen eine Art brüderlicher Verbindung, die der Priester am Altar weiht und wie eine wirkliche, geistige Ehe vor Gott einsegnet. Dadurch verpflichten sie sich zu gegenseitiger Freundschaft und Vertheidigung im Falle der Noth und Gefahr. Die Liebe hat mit diesem Bande nichts zu schaffen. Selten nur fordert ein Pobratimo Liebe von seiner Posestrima. Es wäre das ein Frevel, eine Entweihung, ein Mißbrauch des Vertrauens, der keine Entschuldigung und Vertheidigung verdiente. Der Bruder weiht sich der Schwester auf Leben

und Tod; er beschützt sie, vertheidigt sie gegen böse Zungen, gegen Gefahren, die ihr drohen könnten. Er bringt ihr, wenn sie es fordert, das Haupt des Beleidigers und theilt sein letztes Stück Brod mit ihr. Die Schwester dagegen entsagt zuweilen jeder andern Liebe und widmet sich fürs Leben ihrem erwählten Bruder. Es liegt in einer solchen Verbindung der Seelen ein Hauch ursprünglicher Poesie, den man verloren glauben müßte, bewahrte nicht der illyrische Stamm Beispiele davon.

Yella hatte nach dem Tode ihres Vaters unter einigen Jünglingen des Kirchspiels, die nach dieser Ehre strebten, ihren Seelenbruder erwählt. Vlado war ihr als der Würdigste und Tapferste erschienen. Er war zu jung und zu arm, als daß sie daran hätten denken können, sich zu heirathen, und überdies bestand zwischen Yella und ihm ein Verwandtschaftsgrad, der zwar weitläufig, aber in jenen orthodoxen Gegenden ein kanonisches Hinderniß war. Sie wurden also Bruder und Schwester, und die arme Waise konnte wieder ihre Thränen trocknen und den Gefahren des Alleinstehens muthiger ins Auge sehen.

Aber ach, die schönen Tage entflohen schnell! Vlado war nichts weniger als ihres Vertrauens werth. Es betrübte den Vladika sichtlich, mir das gestehen zu müssen. Lieber hätte er mir ein besseres Beispiel montenegrinischer Sitten angeführt und durch Thatsachen bewiesen, daß die antike Freundschaft zwischen Nisus und Euryalus, zwischen Orest und Pylades noch nicht erloschen sei, son=

dern in Montenegro fortbestehe, sogar zwischen Wahlbruder und Wahlschwester.

Ich theile das Bedauern des edlen Prälaten und möchte gern diese Seite meiner Erzählung unterdrücken, aber die Wahrheit verlangt ihr Recht, das ich ihr nicht vorenthalten darf, so schwer es mir auch fällt.

Uebrigens gleichen nicht alle Pobratimi Vlado, und die Ausnahme hebt die Regel nicht auf.

Vlado vergaß nur zu bald, daß seine Posestrima ihm so heilig und unantastbar sein sollte, wie eine leibliche Schwester. Sie war jung, schön und nur allzu vertrauend! Das einmal geknüpfte Band erlaubte ihnen, sich oft zu sehen, zu sprechen, im Hause und draußen in den Wäldern und Feldern, erfüllt von den würzigen Düften jener Thäler. Sie liebten einander nicht wie Geschwister, sondern wie Verlobte, wie Gatten, ohne die Eltern und den Geistlichen vorher befragt zu haben. — Aber, sagte der Vladika, nicht die weiße Taube verrieth das Geheimniß ihrer Liebe; der schwarze Rabe der bösen Nachrede trug sie im Dorfe herum. —

Anfangs glaubte man dem Gerede nicht. Jella war so gut und bescheiden, daß man eher jede Andere beargwohnt hätte. Aber Neid und Eifersucht haben ein scharfes Auge; sie entdecken nicht nur des Andern Fehltritt, sie erfinden ihn, wo er nicht ist. Ein Mädchen aus dem Dorfe, weniger schön als die Andern, und vielleicht auch weniger sittsam, war froh, das allgemeine Gerücht bestätigen zu können, und gab die arme Jella

der Verachtung und Rache der Uebrigen Preis. — Sie werden von einer grausamen Sitte hören, sagte der Vladika, die noch unter uns besteht. Ich wollte, ich könnte sie ausrotten, wie die des blutigen Hemdes; aber die Sache ist zarter Natur, und ich würde fürchten, es nur noch schlimmer zu machen.

IV.

Die rothe Mütze.

Ich spreche von dem Kopfschmuck, den die slawischen Jungfrauen bis zu ihrem Hochzeitstage zu tragen pflegen. Diese mit Goldmünzen geschmückte Mütze ist ihnen mehr als ein bloßer Schmuck. Es ist ihr Ehrenzeugniß zugleich und ihre Mitgift. Wer die letzten Zecchinen von San Marco sehen will, der gehe nach Montenegro, dort wird er sie am Halsschmuck oder an der rothen Mütze der heirathsfähigen Mädchen finden.

Die Montenegrinerin ist stolz auf ihre rothe Mütze und hält sie heilig. Wehe Derjenigen, die fortführe sie zu tragen, nachdem sie das Recht dazu eingebüßt. Das wäre eine Anmaßung, eine Entweihung! —

Leider erging es der armen Yella so. Die rothe Mütze lag mit schwerem Druck auf ihrer Stirn; sie hätte

sie am liebsten abgelegt, als die spöttischen Blicke der Gespielinnen ihr, wie dem Gretchen des Faust, verriethen, der Rabe habe sein Geschrei ertönen lassen, und ihr Fehltritt sei kein Geheimniß mehr für das Dorf.

Arme Yella! Kaum wagte sie den Blick in die Zukunft zu richten. Sie liebte Vlado, aber eine innere Stimme flüsterte ihr zu, ihre Liebe werde nicht mit gleicher Neigung erwidert. Von jenem Tage an, wo sie ihm den letzten Beweis ihrer Liebe gegeben, sah sie ihn schon nicht mehr so oft wie früher. Anfangs suchte er noch eine Ursache, einen Vorwand, längeres Ausbleiben zu rechtfertigen, dann dachte er auch daran nicht mehr. Die Wochen, die Monate vergingen, und die Unglückliche fühlte den Zeitpunkt immer näher rücken, an dem sie die flüsternden Stimmen nicht länger Lügen strafen konnte, an dem die arme Mutter ihre Schmach ertragen mußte.

Die alte Montenegrinerin wußte von Allem noch nichts. Sie war eine Frau von altem Schlage, ein harter strenger Charakter, noch herber geworden durch Einsamkeit und Unglück. Sie liebte die einzige Tochter wie die Bärin ihr Junges, aber lieber hätte sie ihren Tod gesehen, als ihren Ruf befleckt durch einen Fehltritt.

Auch Yella hätte den Tod einer Entdeckung vorgezogen, die mit jeden Tage näher und unvermeidlicher heranrückte. Und doch trug sie immer noch ihre rothe Mütze; lieber belog sie sich selbst und die Welt, als daß sie ihrer armen Mutter den Todesstoß versetzte. So vergingen die Tage, ohne daß sie einen Entschluß zu fassen,

einen Ausweg zu suchen, oder auch nur sich Rechenschaft abzulegen vermochte von dem, was der Morgen bringen würde. Vlado konnte und mußte sein Unrecht gut machen; aber schwach und unschlüssig, wie er war, zögerte er und wartete ab, bis ihm das Wasser an die Kehle stieg, ehe er Schritte that, der Gefahr vorzubeugen.

Arme Yella! Schlecht genug hatte sie sich den „Seelenbruder“ und Gefährten erwählt. Einen Beschützer hatte sie in ihm gehofft, und statt dessen einen Elenden gefunden, der keines Opfers fähig war.

Der Vladika bezeichnete ihn in seiner Sprache mit einem noch weit stärkeren, unübersetzbaren Ausdruck.

Indessen hing über Yella's Haupt eine neue Demüthigung. Ihre sittsameren oder vorsichtigeren Gefährtinnen murrten heimlich darüber, daß sie mit dem Ehrenschmuck der Jungfrauen zur Kirche zu gehen wagte. Es besteht in Montenegro und den angrenzenden slawischen Landstrichen noch eine uralte Ueberlieferung, welche den Jungfrauen eines Kirchspiels das Recht giebt, Derjenigen die rothe Mütze von der Stirn zu reißen, die sich gegen die Gesetze der Ehrbarkeit verfehlt hat. Im Geheimen bildet sich eine Art Tribunal und fällt das Urtheil. Alsdann erwarten die tugendhaften Mädchen des Dorfes das arme Opfer an der Kirchthür und rauben ihr gewaltsam den jungfräulichen Schmuck, der ihr nicht länger gebührt. Diese schreckliche Ceremonie war in jener Gegend fast in Vergessenheit gerathen; Yella hatte gar nicht daran gedacht, vielleicht wußte sie nicht einmal darum. Aber ein

Unglück kommt selten allein; die Arme, durch ihren Fehltritt schon so schwer Gestrafte war auserſehen, auf so grausame Art daran erinnert zu werden.

Es war Palmsonntag, die Kirche dicht gefüllt. Yella hatte keine Ausrede gefunden, zu Hause zu bleiben, sie erschien mit ihrer rothen Mütze zur Seite der Mutter und setzte sich in einen Winkel der Kirche, vielleicht schon im dunkeln Vorgefühl der Prüfung, die ihrer harrte. Leise betete und weinte sie, das Gesicht in die Hände gedrückt, und demüthigte sich vor Gott und vor der Welt, die ja am strengsten solche Vergehen richtet, denen oft mehr Mitleid als Strafe gebührt.

Der Erlöser war nicht dort, sagte der Vladika, um zu jenen Unglücklichen zu sprechen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" — Sie verließen die Kirche und versammelten sich am Ausgang, die arme Yella zu erwarten. Sie war die Letzte von Allen; mit niedergeschlagenen Augen, den Rosenkranz in der Hand, schritt sie aus der Thür. Da wurde sie aufgehalten und fühlte sich von kräftigen Armen ergriffen. Die Stärkste und Häßlichste von Allen riß ihr die Mütze ab, warf sie zu Boden und trat darauf mit rohen Spottreden! Yella fühlte ihre Kräfte schwinden, zum ersten Male in ihrem Leben wurde sie von einer Ohnmacht ergriffen. Die arme Mutter erblaßte vor Zorn; schon wollte sie auf die Vollstreckerin des harten Urtheils zustürzen, da zuckte die traurige Wahrheit wie ein unheilvoller Blitz durch ihr Gehirn und lähmte ihr Muth und

Kräfte. Die gefühllosen Mädchen erließen es der unglücklichen Mutter nicht, Schmähungen und Vorwürfe zu hören: Du hättest besser auf sie Acht geben sollen, sagten sie. Bringe sie nur nach Haus, ihr ist nur nach Verdienst geschehen.

Jella schlug die Augen auf und ließ sie matt umherschweifen. Sie suchte Einen unter der Menge, aber vergebens; Vlado war nicht darunter. Vielleicht, wäre er Zeuge des entsetzlichen Strafgerichts gewesen, er hätte es entweder verhindert, oder sich zum Gatten der Verrathenen bekannt. — Das war seine Pflicht, fügte der Vladika hinzu, und wehe ihm, wenn er sie nicht erfüllte! Es giebt Schurkereien, die in unsern Bergen nicht ungestraft begangen werden. Jella hätte einen Rächer in demselben Moment gefunden, wo sie ihre Schuld büßen mußte. Aber Vlado war nicht da, und die Arme wagte nicht, ihn zu nennen.

V.

Jenseits der Grenze.

Auch wir haben eine Grenze, sagte der Vladika, an der jeder Fußbreit bewacht wird. Hier die Türkei, da Serbien, dort Oesterreich. Ehemals war dort San

Marco, unser alter Bundesgenosse. Wir hatten ruhmvolle Jahrhunderte durchlebt zur Zeit der Venetianer. Der Türke wagte sich nicht an uns; er wußte wohl: Montenegro angreifen, hieß, sich die Galeeren der Republik auf den Hals hetzen. Die Dalmatiner waren damals unsre Freunde; sie fürchteten dieselben Gefahren und hatten die gleichen Privilegien mit uns. Jetzt liegen die Sachen anders. Die Dalmatiner sind noch unsre Brüder, aber sie gehorchen nicht denselben Gesetzen, derselben Politik. Wir sind Brüder geblieben, aber ein Cordon von Grenzwächtern trennt uns und entfremdet uns einander. — Der Leser möge sich erinnern, daß diese Worte vor längerer Zeit gesprochen wurden, und diese Erzählung nicht für ein Blatt aus der Tagesgeschichte halten. Im Uebrigen, wenn wirklich noch hie und da dieselben Zustände bestehen, so ist das nicht meine Schuld.

Die Familie, die Yella für das vergossene Blut des Vaters Sühne schuldete, lebte jenseits der Grenze jenes Zollcordons, der dem guten Vladika so viel Verdruß bereitete. Es war eine, nach den Begriffen des Landes, reiche und angesehene Familie.

Der Herr des Hauses, der den Mord vollbracht, lebte unbekümmert darum fort und spottete des blutigen Hemdes, das man als Pfand der Rache dem Leichnam seines Opfers entrissen. Es war ihm gelungen, die Sache niederzuschlagen, und seine eigene Regierung hatte ihn nicht mehr damit behelligt. Ihm fiel es nicht ein, über die Grenze zu gehen, und für den Fall, daß Einer von

Jenen herüberkäme, so waren schon mit den ihm befreundeten Douaniers die nöthigen Verabredungen getroffen, ihn bei Zeiten zu warnen. Und dann: die beiden Frauen waren ja einsam und hatten keinen nahen Verwandten, der ein Interesse daran gehabt hätte, ihre Blutrache auf sich zu nehmen; es sei denn, daß das Mädchen heirathete.

Wir wissen jetzt, wie es mit Yella's Heirath stand. Vlado hatte versprochen, hatte geschworen, aber wie er den Schwur des Pobratimo gebrochen, so konnte er auch diesen andern mißachten, von dessen Erfüllung die Ehre und das Leben seiner Braut abhing. Als er sie, nach dem empörenden Auftritt mit der rothen Mütze, wiedersah, ereignete sich ein leidenschaftlicher Auftritt, den man eher sich vorstellen als schildern kann. Yella war noch krank; die Mutter empfing den jungen Burschen, den sie erwartete, in vorwurfsvoller, drohender Haltung. Sie erzählte ihm das Vorgefallene, aber noch ehe sie ihm seine Wortbrüchigkeit vorgehalten, fragte sie ihn, wo er an jenem Tage gesteckt habe, und warum er nicht zur Hand gewesen, seine Schwester zu beschützen, nachdem er sie solcher Schande preisgegeben? Er allein mußte sie in seine Arme nehmen, sie vom Boden aufheben und vor allem Volke sie für seine Braut, für seine Frau erklären!

Vlado hörte das Alles in dumpfem Schweigen an. Er wußte nichts von dem Vorgefallenen, und der Anblick der armen Mutter, die er getäuscht, mußte wohl selbst in seinem kalten Herzen ein Gefühl von Mitleid und Reue wecken. Er schwieg; wie sollte er auch auf diese

Fragen antworten, ohne eine neue Feigheit einzugestehen! Jenseits der Grenze war er gewesen, im Hause des Mörders, aber nicht um einen Act der Rache zu vollführen, sondern um eine neue Erbärmlichkeit anzuzetteln.

In jenem Hause wohnte ein anderes Mädchen, eine hübsche, schlaue Blondine, die Yella's Verlobten in ihre Netze zu ziehen verstand und zu ihrem Liebhaber erkor. Mariska wußte nichts von der That ihres Vaters und von den Racheplänen, die Vlado hegen konnte. Aber der Vater schöpfte Verdacht, und ehe er Gewalt mit Gewalt bekämpfte, versuchte er die Gefahr auf anderem Wege abzulenken. Er empfing den jungen Montenegriner mit erheucheltem Wohlwollen und hieß ihn an seinem Tische niedersitzen. Das war die einfachste Art, den Feind zu versöhnen, ihm die Waffe zu entwinden. — Niemals, sagte der Vladika, tödten wir Einen, der mit uns Brod und Salz getheilt hat. —

Vlado ging leicht in diese Falle, um so leichter, da er überhaupt für gefahrvolle Unternehmungen keine große Neigung besaß und es vorzog, den Liebhaber der Tochter zu spielen, anstatt dem Vater nach dem Leben zu trachten.

Von der unerbittlichen Alten in die Enge getrieben und durch den Mahnruf des eigenen Gewissens erschreckt, fand Vlado keine andere Antwort als eine Lüge. — Ich war ferne, sagte er, außerhalb des Dorfes, jenseits der Grenze. Ihr wißt's ja, ich suche immer nach einer

guten Gelegenheit, meinen Vorsatz auszuführen und mir die Hand Eurer Tochter zu verdienen.

Der scharfe, furchtbare Blick der Alten ruhte auf Vlado, um zu erspähen, was Wahres an dieser Versicherung sei. — Nun wohl, sagte sie, hast du deinen Vorsatz ausgeführt? Hast du es verdient, der Tochter Dragonich's deinen Namen zu geben? Wo ist seines Mörders Haupt?

Noch habe ich es nicht, stotterte Vlado, aber ich bringe es Euch, das schwöre ich!

Zu oft hast du schon geschworen, zu Viel schon versprochen, als daß ich deinen Worten noch trauen könnte! Du bist ein Verräther, du hast mein Vertrauen mißbraucht, deine Posestrima betrogen, sie in Schande und Verzweiflung gestürzt! Du wirst sie nicht wiedersehen, ehe du meines Gatten Blut gerächt hast und mir das Unterpfand deiner Treue bringst!

Vlado schickte sich an zu gehen, um neuen Fragen auszuweichen, als plötzlich Yella, die im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, bleich und fast athemlos sich ihm entgegen warf und ihn am Fortgehen verhinderte. — Mutter, rief sie mit halberstickter Stimme, Ihr fordert eines Andern Tod und seht nicht, daß ich selbst beinahe sterbe! — Das arme Mädchen sprach nur zu wahr; kaum hatte sie diese Worte ausgestoßen, so fiel sie auch schon zu Vlado's Füßen nieder, der nicht wagte, sie in seinen Armen aufzufangen.

Das ist dein Werk, schrie die Mutter, dahin hast

du deine Schwester gebracht! Warum tödtest du sie nicht gleich? Vollende dein Werk, vielleicht hast du noch so viel Muth, ihr das bischen Leben zu nehmen, wenn du auch nicht genug hattest, sie zu rächen!

Ihr kennt mich nicht, rief Vlado, aufgebracht durch diese Worte und durch den verächtlichen Ton, in welchem die Alte sie gesprochen. Laßt mich gehen. In Kurzem sollt Ihr von mir hören! — Und sich Yella's Händen entwindend, die seine Kniee umklammert hielt, faßte er nach der Thür und verließ das Haus, das er nicht wieder betreten sollte.

Die Mutter trug Yella wieder auf ihr Lager und setzte sich daneben. Beide sahen einander schweigend an, ohne ein Wort oder auch nur eine Thräne zu finden, so sehr hatten Schmerz und Verzweiflung sie überwältigt.

VI.

Marcus und Madonna.

Vlado wohnte unweit der Grenze und hatte durch häufigen Verkehr mit den Handelsleuten, die in Geschäften von einem Lande zum andern gingen, viel von seinem ursprünglichen montenegrinischen Charakter eingebüßt; Gemüth und Sitten hatten dabei freilich nicht gerade ge-

wonnen. Er war eine unentschlossene Natur, stets dem ersten Eindruck nachgebend, ohne viel über die Folgen nachzudenken. Der Zufall war seine Vernunft und seine Vorsehung.

Als er Yella's Haus verließ, aufgebracht durch die Reden ihrer Mutter und doch voll Mitleid mit dem Zustand, in den seine Braut durch seine Schuld gerathen, schlug er den Weg nach seinem Dorfe ein. Er trat in sein Häuschen, bewaffnete sich mit Pistole und Messer und durchmaß mit großen Schritten jene unwirthbare Haide voll Dornengestrüpp und Buschwerk, die Montenegro vom österreichischen Gebiete trennt.

Wohin mochte er so eilig gehen?

So viel war klar, daß er die Richtung nach dem verfehmten Hause einschlug, aber schwer vorauszusehen, mit welchen Absichten es geschah. In ihm sah es verworrener und unschlüssiger aus, als je. In jenem Hause wohnte ein Mann, den er zu morden geschworen hatte, und ein schönes Mädchen, das ihn mit gefährlicher Schmeichelei an sich zog. Es war im Grunde nicht der gewöhnliche Kampf zwischen Gut und Böse, eher ein Conflict zweier Impulse, zweier Gedankenreihen, die eine an sich strafbare That in verschiedener Beleuchtung zeigten. War immerhin der Mord ein Verbrechen, der Verrath an Yella und seine Liebschaft mit einer Andern wurden darum nicht zur tugendhaften Handlung!

Auf einen vom Sturme entwurzelten Baumstamm

setzte er sich Angesichts des Hauses, nach welchem so widerstreitende Gefühle ihn hinzogen.

Er fühlte sich ermüdet, weniger vom langen Weg, als von dem innern Kampfe, der sein Gewissen erschütterte. Nach langem Grübeln und Hin- und Hersinnen zog er eine kleine Kupfermünze aus der Tasche, die er augenscheinlich zu anderem Zwecke, als um sie auszugeben, bei sich trug. Es war ein Quattrinello aus den Tagen der Republik; damals nannte man die Münze Marcolino, nach dem Löwen von S. Marco, dessen rohes Bild die eine Seite zeigte. Auf der andern sah man das Bildniß Unserer lieben Frau: Marcus und Madonna. Die Buben, aber auch die Erwachsenen bedienten sich des Marcolino zu einem Spiel, dessen Name von dem Gepräge herrührte; eine Variation der alten und neuen Würfelspiele, zugleich eine der hundert verschiedenen Arten, das Schicksal zu befragen und zu versuchen.

Aber Vlado war allein; mit finsterer Miene betrachtete er das Geldstück und warf es zwischen den beiden Handflächen hin und her, ehe er's in die Höhe schnellte, um zu sehen, welche Seite des Gepräges sich zeigen würde, wenn die flache Hand es wieder auffing.

Der Unselige spielte „Marcus und Madonna“, um das Leben eines Mannes und um die Ehre eines armen Mädchens, das ihn liebte! Ein besseres Mittel fand er nicht, sein Gewissen zu erleuchten. Bleibt Marcus oben, sagte er für sich, so giebt's einen Todten, der Löwe giebt keinen Pardon; ist's die heilige Jungfrau,

dann liegt die Sache anders. Sie will den Tod des Sünders nicht, dann heirathe ich Mariska, und Alles ist vorbei. Jella kann mit der Vorsehung nicht rechten, die über ihr Schicksal entscheidet. —

Aber die Vorsehung schien sich zu dieser Probe nicht herbeilassen zu wollen. Die emporgeworfene Münze fiel zu Boden und verschwand in einer tiefen Erdspalte. Vlado hätte danach suchen können, oder das Spiel mit einer andern Münze erneuern, aber er war abergläubisch und hielt den Zufall für einen Wink des Himmels, der sich zu einer solchen Entscheidung nicht hergeben wolle.

Um so schlimmer, rief er aufspringend, jetzt gehe ich geradeswegs auf das Haus zu: die erste Person, der ich begegne, entscheidet die Sache. Ist's der Alte, so muß er sterben, ist's das Mädchen, dann umarme ich sie und — was geschehen ist, ist geschehen!

Nachdem er zu diesem Entschluß gekommen war, machte er sich auf den Weg, ohne auch nur nach Rechts oder Links zu sehen, bis er das Haus erreicht. Er klopfte: Mariska öffnete und empfing den Burschen mit den gewohnten Liebkosungen.

Der Himmel hat gesprochen, dachte der Elende, — dies schöne Kind wird mein Weib!

VII.

Das dritte Aufgebot.

Mehrere Tage waren vergangen, seit Vlado Yella's Hütte verlassen hatte. Man kann sich den Zustand der armen Verlassenen vorstellen! Was war aus ihm geworden? Wo hielt er sich auf? Warum kam er nicht wieder, sein Wort einzulösen?

Die Art und Weise, wie er geschieden war, ließ jeder Vermuthung Raum. Hatte er den Streich vollführt? War ihm der Mordversuch geglückt, oder war er selbst dem starken Gegner zum Opfer gefallen? Dieser Gedanke besonders quälte das arme Mädchen, das noch immer an ihr Lager gefesselt war. Hätte sie von dem eben Erzählten eine Ahnung gehabt, es hätte wahrlich nicht dazu beigetragen, sie wieder gesund zu machen.

Die Mutter wich nicht von ihrer Seite; was aber konnte sie der Tochter sagen, das dem armen Herzen Beruhigung gewährt hätte! Sie selbst hatte ja den Unseligen mit ihren harten Worten und Vorwürfen zu dieser schrecklichen Entscheidung getrieben. Darum schwieg sie und beugte sich dem Willen des Schicksals in dumpfem Hinbrüten.

Aber Yella ertrug diesen Zustand von Ungewißheit und Rathlosigkeit nicht länger. Als die Mutter sich ein=

mal für einen Augenblick entfernt hatte, eilte sie, schwach wie sie war und nicht einmal frei vom Fieber, ins Feld hinaus. Mehr vom Fieber, als von wirklicher Kraft rührte auch die augenblickliche Energie her, mit der sie ihr Vorhaben ausführte. Alle Leute, die ihr begegneten, hätte sie gerne gefragt, ob sie nichts von Vlado wüßten, aber sie wagte seinen Namen nicht auszusprechen und ging weiter, ohne die Lippen zu öffnen. Die breite Straße vermeidend, schritt sie fort, fort, wohin ihr Schicksal sie trieb, ohne zu rasten, ohne sich umzusehen, bis endlich Vlado's Hütte vor ihr lag. Erst Einmal in ihrem Leben war sie dort gewesen — an jenem verhängnißvollen Abend, als sie, von einem seltsamen Rausch ergriffen, sich ihrem Wahlbruder in die Arme geworfen und eingewilligt hatte, vor Gott seine Gattin zu werden.

Sie klopfte an, Niemand antwortete. Die Nachbarn sagten ihr, Vlado sei fort seit mehreren Tagen und werde wahrscheinlich erst nach der Hochzeit wiederkommen. — Hochzeit? — Die arme Yella erbleichte bei dieser Antwort. Was für eine Hochzeit konnte das sein, von der die Rede war? — Sie errieth es nicht. — Es wird ein Vorwand sein, dachte die Unglückliche. Vielleicht hat er das Gerücht selbst ausgesprengt, um den wahren Zweck seines Fortgehens zu verbergen. Sollte sie ihn hier erwarten, oder unverrichteter Sache wieder ins Dorf zurückkehren? — Nein: ich muß ihn sehen, muß wissen, was mit ihm vorgeht! Ich gehe selbst über die Grenze, dort hält er sich vielleicht auf und wartet

auf den günstigen Moment, sein Wort einlösen und sich die Einwilligung der Mutter erwerben zu können! Gewiß, die Anklage ist falsch; ich thue ihm bitter Unrecht mit meinem Verdacht! Er wird's nicht wagen, nach Hause zu kommen, ohne die Bedingung erfüllt zu haben! Er denkt ja nur an mich; nur für mich setzt er sich den größten Gefahren aus.

So täuschte sich die Aermste und nährte sich mit neuen falschen Hoffnungen. Nur diese „Hochzeit" wollte ihr nicht aus dem Sinne und verfolgte sie wie ein unheilkündendes Wort, eine Prophezeiung neuer Leiden. Sie machte sich wieder auf den Weg, ohne zu wissen wohin. Da mit einem Male befand sie sich auf der Grenze zwischen Montenegro und Illyrien, die sie noch nie zu überschreiten gewagt hatte. Auch jetzt zögerte sie lange, ehe sie den unseligen Boden betrat, der ihr roth dünkte vom Blute des Vaters.

Als sie gerade die Zollgrenze passirte, begegnete ihr einer ihrer Landsleute, den sie schon früher einmal gesehen. Jener Soldat war es, der im Auftrag des Fürsten ihr damals das blutige Hemd abforderte und ihr beim Abschied in so seltsamer Weise seine Dienste anbot. — Zähle auf mich, hatte er gesagt, wenn du einen Freund oder Bruder brauchst. — Der Soldat hatte einige Mühe, sie zu erkennen, so sehr hatten die Krankheit und der erlittene Herzenskummer sie entstellt. Kaum aber hatte er sie wieder erkannt, als er sich auch des

gegebenen Versprechens erinnerte und sie ansprach, um zu fragen, wohin sie gehe.

Dies Land ist nicht sicher für dich, sagte er.

Es hilft Nichts, antwortete Yella; ich muß weiter. Ich habe was Wichtiges zu thun da drüben.

Ich weiß, ich weiß, meinte der Andere, — und doch, so oder so, du thätest besser daran, nach Hause zu gehen. Folge dem Rath eines Freundes.

Ich danke Euch, sagte sie; ich danke Euch für Euren guten Rath, aber ich muß um jeden Preis wissen, wo mein Verlobter ist.

Dein Verlobter, Mädchen?

Sie neigte den Kopf und erröthete bis unter die Augen.

Dein Verlobter ist ein Verräther! begann der Soldat wieder. Ein schlimmer Bruder, ein noch schlimmerer Beschützer für dich. Kehre um, kehre um, suche nicht, ihn zu sehen, und, wenn du irgend kannst, so schlage ihn dir aus dem Sinn!

Er ist todt! murmelte Yella. Er ist gestorben bei der That, die er auf sich geladen! Der Mörder meines Vaters triumphirt zum zweiten Male über uns! Sagt es nur heraus! Sein Tod ist auch der meine, aber wenigstens ist es doch nicht so hart, als durch Verrath von ihm zu sterben! —

Armes Kind, sagte der rauhe, aber gutherzige Bergbewohner, es wird mir schwer, dir's zu sagen, aber das Uebel ist nicht mehr zu heilen, und das Verschweigen

nützt auch nichts. Früher oder später mußt du's ja doch erfahren. Den Kopf oben, Mädchen! Muth, liebe Schwester! Du mußt deinen Entschluß fassen: Vlado hat an des Mörders Tisch gesessen und Brod und Salz mit ihm getheilt. Anstatt deinen Vater zu rächen und die Ehre eurer Familie wieder zu gewinnen, opfert der Elende dich auf und wirbt um die Tochter deines Feindes.

Ihr lügt, schrie Yella; das ist unmöglich!

Ich lüge wahrlich nicht, Mädchen. Ich sage dir die Wahrheit, so sauer mir's auch wird, dich mit einer so traurigen Neuigkeit zu betrüben! Du bist mit deiner Liebe und deinem Vertrauen schlimm genug angekommen.

Yella, blaß wie eine Leiche, fiel besinnungslos zu Boden. Der Jäger, der ihr unvorbereitet eine so grausame Mittheilung gemacht, nahm sie in seine Arme und versuchte, sie ins Leben zurückzurufen. — Nein, es ist nicht wahr, rief die Aermste, zum Bewußtsein erwacht; es kann nicht sein! Es ist ein Traum, ein böser Traum, aber gleich wird er von mir weichen. Nicht wahr, es ist nur ein Traum? —

Der Jäger, erschrocken über den Eindruck, den seine Worte auf das arme Geschöpf gemacht hatten, schwieg, weil er nicht wußte, was er sagen sollte, und sah sie mit einem so innigen Ausdruck an, wie er ihm sonst ganz fremd war.

Warum belügt Ihr mich? begann sie wieder. Ihr wißt ja so gut, wie ich, daß Vlado keine Andere hei-

rathen kann. Ich bin seine Frau vor Gott. Jede andere Heirath ist unmöglich.

So geh, sagte der Jäger. Vielleicht ist's noch Zeit, deine Rechte geltend zu machen. Geh zum Pfarrer und sieh zu, die Heirath zu hindern; noch sind sie nicht zum letzten Mal aufgeboten.

Diesmal ging Yella auf das ein, was er ihr sagte. Zeige mir den Weg! bat sie hastig.

Verfolge diesen Fußsteig, sagte der Jäger. Bald wirst du das Dorf sehen. Frage nur nach dem Pfarrer, morgen ist Sonntag, da ist er gewiß im Kirchspiel. Was dir auch begegnen mag, komm wieder und triff mich hier. Ich gehe nicht fort, und wenn ich dir etwas helfen kann — du weißt, ich habe dir mein Wort gegeben, und ich werde es halten! —

Yella flog von dannen, wie ein Pfeil vom Bogen, ohne nur ein Wort des Dankes zu sagen. Sie überschritt die Grenze, folgte dem bezeichneten Fußsteig, und nach Verlauf einer Stunde sah sie den Kirchthurm des Dorfes auftauchen.

Die Sonne war schon untergegangen; trotz ihrer fiebernden Ungeduld wagte das arme Mädchen nicht mehr zu so später Stunde an die Thür des Pfarrhauses zu klopfen. Im ersten besten Hause, dessen Thür offen stand, bat sie um Obdach und wurde freundlich aufgenommen, ohne auch nur durch eine zudringliche Frage belästigt zu werden. — Die Gastfreundschaft ist eine der Erbtugenden bei den slawischen Völkern. —

Sie hätte sich gerne gleich hier erkundigt und wäre so jedes Zweifels überhoben worden, aber sie wagte kein Wort zu sagen. Am andern Tage, der ein Feiertag war, ging sie mit den Leuten zur Kirche, die Messe zu hören.

Nach dem Evangelium verkündigte der Pfarrer der Gemeinde zum dritten Male die bevorstehende Heirath Vlado's mit Mariska. —

Ein gellender Schrei unterbrach seine Worte.

Alles wendete sich nach dem Winkel der Kirche, woher der Schrei gekommen war; ich brauche nicht zu sagen, wer ihn ausgestoßen! — Die Gewißheit ihres Elends hatte die arme Yella gleich einem Blitzschlag getroffen. Er tödtete sie nicht, aber er raubte ihr das Licht der Vernunft!

VIII.

Ein unerwarteter Vertheidiger.

Der Jäger, der Yella zuerst die schmerzliche Kunde gebracht, hatte sich, da sie nicht wiederkam, nach dem Dorf begeben und erwartete sie vor der Kirche. Der wackere Gregorio hatte nicht entfernt an so traurige Folgen gedacht. Er war, wie wir sehen werden, ein Mann

von Herz, aber von zu rauhem Stoff, um die Wirkung einer solchen Nachricht auf das Gemüth eines Weibes begreifen zu können. Man stelle sich also vor, wie ihm wurde, als er Yella aus der Kirche kommen sah, gestützt, fast getragen von den guten Leuten, die sie aufgenommen. Entsetzt und erschüttert schloß er sich dem traurigen Zuge an, und nachdem er sich dem Hausherrn genannt, übernahm er es, das unglückliche Mädchen ihrer Mutter zurückzubringen. Es war das Beste, das einzig Richtige, was sich thun ließ. Yella ließ sich fortführen, wortlos, ohne das mindeste Sträuben. Auch Gregorio verhielt sich schweigend, er sah wohl, wie überflüssig alle Trostreden wären. Daß das arme Mädchen in diesem Zustande den gehabten Vorsatz nicht mehr ausführen konnte, lag auf der Hand; er führte also die Tochter zur alten Mutter zurück, erzählte so schonend als möglich, was geschehen war, und ging dann seiner Wege. —

Aber der einfache Sohn der Berge war nicht der Mann, ein gegebenes Versprechen zu vergessen. Er machte nicht unnütze Worte, wo es zu handeln galt. Der Anblick der Unglücklichen, der bejammernswerthe Zustand, in dem er sie gesehen, die Ungerechtigkeit und der Verrath, denen sie zum Opfer gefallen, Alles das hatte ihn tiefinnerlich gerührt und empört. Von dem Augenblick an betrachtete er die Aermste wie eine Schwester oder Tochter und schwor bei sich selbst, wenn er auch so viel Unheil nicht wieder gut machen könne, wenigstens die Schmach, die sie unverdient erlitten, zu rächen.

Der Entschluß war gefaßt, aber er verschloß ihn in sich und erwartete Zeit und Ort, ihn auszuführen. Jedenfalls wollte er kein gesetzliches Mittel unversucht lassen, und ohne sich noch selbst recht klar über seinen Plan zu sein, ging er wieder nach dem Dorfe zurück, dem Schauplatz jener tragischen Scene.

Er begab sich geradenwegs zum Pfarrer, erzählte in wenigen Worten die traurige Geschichte, erklärte, daß die neue Ehe unmöglich und ungültig sei, und daß er komme, um sie zu verhindern.

Der Pfarrer hörte ihn an, ohne sich aus seinem Gleichmuth bringen zu lassen. Unglücklicherweise war er nicht gerade ein Mann von hellem Verstande. Engherzig und ohne einen sehr klaren Begriff von der Heiligkeit und den Pflichten seines Amtes, begnügte er sich, Gregorio zu fragen, mit welchem Recht und in welcher Eigenschaft er denn komme, um eine solche Heirath zu hintertreiben? Ob er ein Bruder, Vetter, Verwandter des Mädchens sei? — So gehen die Sachen nicht in meinem Kirchspiel, schloß er. Vlado ist frei, es besteht kein früheres, kirchlich gültiges Ehebündniß. Die Brautleute sind drei Mal regelmäßig aufgeboten worden, wie es das bürgerliche und kanonische Recht vorschreiben. Ihr seht also, daß Euer Einspruch unzeitig und ungesetzlich ist. Die beiden Verlobten sind brave und gottesfürchtige Leute; sie scheinen wie für einander geschaffen. Das Mädchen ist nicht nur aus meinem Kirchspiel, sie ist mein Täufling. Sie besitzt eine ansehnliche Mitgift, und Ihr irrt, wenn Ihr

glaubt, eine so passende Verbindung über den Haufen werfen zu können.

Aber die Andere, wandte Gregorio ein, die Unglückliche, die vor Gott schon seine Gattin und rettungslos verloren ist, wenn er ihr sein Wort bricht und jenes Mädchen heimführt?

Ich bedaure ihr Mißgeschick, sagte der Pfarrer, ich bedaure es, aber ich weiß nicht, was ich für sie thun soll. Schließlich ist sie eine Fremde, und nicht einmal katholisch; ich kann sie nicht zu meiner Heerde zählen. Sollte es sich übrigens um eine Abfindung handeln, — die Familie ist recht wohlhabend und wird ihr eine Unterstützung, wenn sie deren bedarf, nicht verweigern. Ich selbst mache mich anheischig, ihr Anliegen vorzubringen, und werde froh sein, wenn diese Angelegenheit gütlich erledigt wird, ohne unnöthiges Aufsehen und ohne die Gerichte.

Diese Worte brachten unsern Gregorio auf einen andern Gedanken. Da er einsah, daß von dieser Seite nichts Gutes zu erwarten war, so beschloß er, einen ihm bekannten Advocaten aufzusuchen und ihn in dieser Sache um Rath zu fragen.

Der Advocat, wie sich voraussehen ließ, fragte zuerst, ob nichts Schriftliches von Seiten Vlado's da sei? Gregorio wußte darüber nichts, aber das Schreiben ist nicht sehr gebräuchlich dort zu Lande, und Vlado mochte es wohl nicht einmal können.

In diesem Falle, meinte der Advocat, ist wenig

zu thun oder zu hoffen. Der Commissär pflegt nicht leicht mündliche Beweise gelten zu lassen; er erkennt nur nach schriftlich beglaubigten Documenten. Ich rathe Euch darum, Mühe und Kosten zu sparen. —

So giebt es denn keine Gerechtigkeit in der Welt? rief Gregorio aus. So darf ein armes Geschöpf ungestraft verrathen und verlassen werden? Pazziavira! Bei uns zu Lande gehen die Dinge anders! —

Er betonte diesen landüblichen Ausruf so energisch, daß der Advocat davor erschrak. — Behüt' Euch Gott, Herr Advocat, sagte der Aufgebrachte, sich mühsam fassend. Behüt' Euch Gott! Ihr werdet von mir hören! — Mit diesen Worten setzte er sich seinen Kolpak wieder auf und entfernte sich fluchend über die nutzlos vergeudeten Worte und die verlorene Zeit.

Ohne Aufenthalt ging er nun geradeswegs nach dem Hause der Braut. Er fragte nach dem Vater, dem er Wichtiges zu sagen habe.

Einen günstigeren Augenblick hätte er kaum dazu wählen können. Der zukünftige Schwiegervater saß noch am Tisch mit dem Bräutigam. Sie hatten mit einander zu Mittag gegessen und rauchten nun gemüthlich ihr Verdauungspfeifchen, indeß die alte Mutter und Mariska mit dem Abräumen beschäftigt waren. Bei den Slawen sitzen die Frauen nicht mit zu Tisch, besonders nicht, wenn Gäste zugegen sind.

Gregorio war fremd im Haus, aber der Sitte gemäß wurde ihm ein Becher gereicht und eine lange Pfeife

von Jasminholz. Er berührte weder Eins noch das Andere. — Erlaubt mir, sagte er, daß ich Euch den Zweck meines Kommens nenne, ehe ich den Gastbecher annehme.

So sprich, sagte der Hausherr trocken.

Ich bin Gregorio Marcovich aus Cettigne, meines Zeichens ein Jäger, auch besitze ich mehrere Felder und ein Haus. Ich komme, um Eure Tochter zur Ehe zu begehren.

Ich habe nur diese eine Tochter, erwiderte Mariska's Vater. Es thut mir leid, daß du zu spät kommst. Sie ist verheirathet, und hier sitzt ihr Gatte.

Verheirathet? fragte Gregorio mit dem Ausdruck größter Ueberraschung.

Das Aufgebot ist geschehen, es fehlt nur noch der Segen.

Es fehlt doch noch etwas Anderes, sagte Gregorio. Der Segen kann nicht stattfinden, da Euer Schwiegersohn schon eine Frau hat.

Eine Frau? fragten gleichzeitig vier erstaunte Stimmen.

Ja, eine Frau, erwiderte Gregorio mit fester Betonung. Mein Vetter Vlado, den ihr hier seht, hat schon eine Frau in Montenegro. Ich weiß nicht, ob die Hochzeit vor dem Priester gefeiert worden ist, aber das weiß ich, daß sie heilig und unverletzlich ist vor Gott.

Wie heißt denn diese Frau? fragte Mariska mit halb spöttischer, halb ungläubiger Miene.

Yella heißt sie, sagte Gregorio. Frage nur deinen Verlobten, der wird sie besser kennen als ich.

Mit welchem Rechte mischest du dich in meine Angelegenheiten? fuhr jetzt Vlado auf. Du thätest besser, Vetter Gregorio, dich aus dem Staube zu machen!

Ich spreche nicht mit dir, erwiderte Gregorio. Ich komme, um die Hand dieses Mädchens zu werben, das mir gefällt, und da mich keine ältere Verpflichtung bindet, habe ich einige Hoffnung, bevorzugt zu werden. Jedenfalls hast nicht du mir zu antworten, sondern die Jungfrau, die ja zugegen ist, und ihre Eltern.

Dies ist ein einfältiger Scherz, rief Mariska's Vater. Ist ein gesetzliches Hinderniß da, so wende dich an den Herrn Pfarrer. Der geistliche Herr wird in seiner Weisheit das Richtige finden. Was mich betrifft, so halte ich mein Versprechen und ändere meinen Willen nicht. Ich kenne die Frau nicht, von der du sprichst, und wenn du weiter nichts zu sagen hast, — dort ist die Thür!

Möglich, sagte Gregorio, von seinem Sitz aufstehend, möglich, du kennst sie nicht, aber ihren Vater hast du sicherlich gekannt! Mein Vetter Vlado kann dir mehr davon erzählen.

Kommst du mir in mein Haus, um mich heraus=

zufordern? schrie der Alte, dem die Flammen aus den Augen sprühten, indem er sich gleichfalls erhob.

Alle sprangen auf, und es wäre zu bösen Händeln gekommen, wären nicht die Frauen dazwischen getreten und hätte Mariska, die eigentlich das Regiment im Hause führte, den Vater nicht durch Schmeicheleien zu besänftigen gewußt und ihn auf den Sessel niedergezogen.

Ich sehe keinen Grund, so vielen Lärm zu machen, sagte die herzlose, wankelmüthige Kokette. Hier meldet sich ein neuer Freier. Er sei willkommen wie die Andern. Wir sind keine Montenegriner, aber darum haben wir die alten Sitten nicht vergessen. Es steht frei, bis zum Hochzeitstage um ein Mädchen zu werben. Wer sie nicht von seinen Nebenbuhlern erkämpft, ist ihrer nicht werth. Ich nehme daher diesen Jüngling unter die Schaar Derer auf, die nach meiner Hand trachten, und bei der „Probe" werden wir sehen, ob er sie verdient. Auf jeden Fall wird er beim Hochzeitsschmause sitzen, und bis zu jenem Tage gehe er mit Gott!

Ich danke dir, Mädchen, sagte Gregorio mit fester Stimme. Auf Wiedersehen, Vetter. Das Schicksal wird zwischen uns entscheiden!

Mit diesen Worten grüßte er ernsthaft und entfernte sich.

IX.

Das Hochzeitsturnier.

Ich muß Ihnen nun erklären, mein Lieber, schaltete der Vladika ein, was die blonde Mariska damit meinte, wenn sie Gregorio zur „Probe" zuzulassen gedachte.

Bei den slawischen Völkern, die eure Sitten noch nicht angenommen haben, sind die beiden wichtigsten Ereignisse im Leben die Hochzeit und die Begräbnißfeier. Beide werden mit Homerischen Trinkgelagen begangen, die mehrere Tage dauern, und an denen fast die ganze Gemeinde Theil nimmt. Wo sich's um Feste handelt, sind mehr oder minder alle Leute Blutsverwandte oder Freunde. Ich übergehe die Leichenfeier, die hier nicht in Betracht kommt; wie aber die Hochzeiten begangen werden, will ich Ihnen mit zwei Worten sagen. — Es ist eine höchst malerische Sitte. Als Kenner der klassischen Literatur werden Sie mit Vergnügen einige Züge aus der Geschichte des Peirithoos unter den Kentauren darin wieder finden. Am Hochzeitstage erscheint der Bräutigam in seinen Festkleidern, von Kopf bis Fuß bewaffnet, vor dem Hause der Braut. Er reitet ein feuriges Pferd und wird begleitet von seiner ganzen Sippschaft und so vielen Freunden und Gefährten, als er auftreiben kann. Diese heißen dann Svati, was so

viel bedeutet, als: Gevattern, Zeugen, Pathen, etwa was bei den Alten Paraninfo, Brautführer, hieß.

Die Braut ihrerseits ist gleichfalls umgeben von ihren Diveri, ein slawisches Wort, das dieselbe Bedeutung hat. Die Diveri sind ihre Verwandten, Brüder, Vettern ꝛc., ein eben so zahlreiches und nicht minder festliches Gefolge. Die Werbung ist schon vorgetragen, oder wird mit großem Ceremoniel vor der Thüre des Hauses wiederholt. Nun macht der Vater oder sonst das Haupt der Familie Gegenvorstellungen. Das Mädchen sei zu eigenwillig oder nicht arbeitsam genug, oder noch zu jung zum Heirathen. Alle diese Hindernisse schrecken den Bräutigam nicht ab, und er erklärt, sie trotzdem heimführen zu wollen. Darauf giebt der Hausherr scheinbar nach und zieht sich zurück, aber das Gefolge der Diveri rückt vor und macht Miene, sich nicht nur mit Worten, sondern mit Gewalt zu widersetzen. Der Bräutigam zieht sich unter seine Svati zurück, berathschlagt mit ihnen und geht dann zum Angriff über. Nun entsteht ein Kampf, meist ein sehr unschuldiges Turnier mit blinden Pistolen- und Flintenschüssen, das einen leicht zu berechnenden Ausgang nimmt. Der Bräutigam bleibt Herr des Schlachtfeldes, ergreift das Mädchen; schwingt sie auf sein Pferd und galoppirt mit ihr querfeldein. Svati und Diveri schließen Frieden, schütteln sich die Hände und setzen sich mit einander zum Hochzeitsmahl. Ich habe öfters solche Festlichkeiten in der Herzegowina mitgemacht.

Sie werden jetzt, fuhr der Vladika fort, Mariska's

Worte verstehen und Gregorio's Plan errathen. Bald sollen Sie erfahren, ob die Unbesonnene Grund hatte, sich auf ihr Betragen etwas einzubilden.

Die Hochzeitsfeier war auf den nächsten Sonntag festgesetzt. Es war ein schöner Junitag, der Himmel rein und klar, das Land fruchtbar, von sommerlichen Düften erfüllt.

Jene Küsten und Inseln sind mit Thymian und Myrthen bedeckt, wie die Inseln des griechischen Archipelagus. Sie wissen ja, daß die griechischen Jungfrauen sich von diesen Kräutern zum Fest der Aphrodite die hochzeitlichen Kränze wanden. Die Bräute heutzutage haben trotz des Christenthums einige Spuren des alten Cultus beibehalten, nur ist die Tracht weniger einfach und weniger geschmackvoll. Mariska hatte die herkömmliche Tunica mit einer Menge von Ausputz und Schmucksächelchen verziert, die sie auf ihren Reisen in Triest eingekauft. Die rothe Mütze erglänzte von vielen Reihen goldener Münzen; ein großer weißer Schleier umhüllte die ganze Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen. Man hätte sie einer Madonna von Loretto vergleichen können, die zu ihrem Festtag geschmückt ist. Die schönen blonden Haare und die zarte Hautfarbe, eine Seltenheit für jene Gegenden, gaben ihr ein fremdes, städtisches Ansehen, das Aller Blicke auf sich zog.

Vlado sah den Himmel offen. Er war so bezaubert von ihr, daß er nicht mehr ernstlich an Gregorio's verheißenen Besuch und seine Worte dachte. — Er hat

mir Angst machen wollen, dachte er, aber er wird wohl einsehen, daß es ihm schlecht bekommen würde, uns anzugreifen! — An Yella dachte er nicht einmal; sie hatte den Verstand verloren — um so schlimmer für sie!

Vlado war ein Jüngling von kräftiger, stattlicher Gestalt, und diesem seinem einzigen Vorzug verdankte er auch Mariska's Hand; er bemühte sich also, am Hochzeitstage so prächtig und schön als möglich zu erscheinen. Im Gürtel trug er glänzende Waffen und tummelte ein gewaltig bäumendes und schnaubendes Roß. Die dalmatinische Kleidung, die er trug, ist recht wie geschaffen, die Kraft und Schmiegsamkeit der Glieder recht ins Licht zu setzen: enganliegende Beinkleider von weißem Tuch, eine Art Jacke oder Kaftan mit reichen Verzierungen von versilbertem Zinn, dazu ein Messer mit ciselirtem Griff, ein Carabiner am Bandelier, den Vlado mit vieler Geschicklichkeit zu handhaben wußte. Die langen, schwarzen, in Zöpfe geflochtenen Haare hingen ihm hinten im Nacken bis auf den Sattel herab, und ein kleines blaues Mützchen, mit Pfauenfedern geschmückt, bedeckte kaum den Wirbel. So war die Tracht der Montenegriner und Dalmatiner noch bis auf die jüngste Zeit.

Sein Gefolge war nicht groß, weil die Hochzeit jenseits der Grenze stattfand und viele seiner Verwandten ihre besonderen Gründe hatten, ihn nicht dorthin zu begleiten. Zehn oder zwölf Svati bildeten seinen ganzen Anhang. Mariska's Sippe war vielleicht doppelt so zahlreich. Ihr Vater war der Reichste weit und breit und

hatte Verwandte und Freunde, so viel er wollte. Die Tochter prahlte mehr damit, als ihr geziemte.

Schon von fern ließ sich das Knattern der Pistolen- und Musketenschüsse vernehmen; das Gefolge der Braut antwortete noch geräuschvoller. Ihr Herz hüpfte vor Freude und Stolz beim Herannahen ihres Verlobten; sie liebte ihn auf ihre Weise wirklich, schon um der Hindernisse willen, die sie hatte überwinden müssen, um ihn der Nebenbuhlerin zu entreißen.

Vlado trat mit seinem spärlichen Gefolge in den Hof, wo schon die Tische zum Gastmahl bereit standen. Man tauschte die üblichen Begrüßungen aus, als sich mit einem Male aus der Ferne neue Schüsse vernehmen ließen. Es kommen gewiß noch andere Svati, meinten die wenigen Gefährten Vlado's; aber Dieser wußte recht gut, daß er außer seinem Vetter Gregorio Keinen mehr zu erwarten hatte.

Nun meinetwegen! sagte er zu sich selbst mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn; kommt er als Freund, so soll er einen Platz bei Tische finden, kommt er als Nebenbuhler, so werden wir ihm schon eine Nuß zu knacken geben!

Es war wirklich Gregorio! Auch er hatte seine Festkleider angelegt, aber von dunkler Farbe. Kaum hatte er den Hof betreten, so wandte er sich an Vlado und fragte ihn, ob er sein Brautführer sein wolle?

Das käme dir zu, sagte Vlado; du kommst gerade recht, um die Zahl meiner Svati zu vergrößern. Was mich anbelangt, ich bin Niemandes Brautführer, ich bin

der Bräutigam, und wehe Dem, der sich's einfallen ließe unser Fest zu stören! —

Was hast du mit Yella gemacht? fragte Gregorio.

Kannst du denn nicht aufhören, mir den Namen dieses Mädchens ins Gesicht zu werfen? Wenn sie dir so sehr am Herzen liegt, warum heirathest du sie denn nicht? Ich werde dir nichts in den Weg legen, da kannst du sicher sein!

Du bist ein Elender, ein falscher Bruder, ein Verräther, der es nicht werth ist, sich auch nur von fern zu den Unsrigen zu zählen! —

Ah, suchst du Händel mit mir? rief Vlado, und ohne Weiteres eine Pistole aus dem Gürtel reißend, richtete er sie auf Gregorio's Brust. Aber schnell wie der Blitz warf sich Der auf den Angreifer, ergriff ihn bei den Haaren, zog ihn auf den Rücken des Pferdes nieder und trennte mit scharfem Hiebe das Haupt vom Rumpf! — Dies Alles geschah in kürzerer Zeit, als ich brauche, um es zu erzählen. Die Umstehenden blieben starr und betäubt vom Schrecken, Mariska sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Vlado's Begleiter und Einige vom Gefolge der Braut stürzten sich auf den Mörder, der aber saß schon wieder zu Pferd und verschwand blitzschnell hinter den Hecken und Gesträuchen, die den Nachsetzenden den Weg versperrten.

X.

Gradisca.

Hier unterbrach der Vladika seine Erzählung und sah mich mit dem Ausdruck ruhiger Ironie an.

Sie erwarteten wohl einen andern Ausgang? sagte er.

Ich gestehe, Monsignore, daß mir dieser etwas schroff erscheint, erwiderte ich.

Und doch ist er der vernunftgemäßeste, der sich in dieser von Jahrhunderte alten Vorurtheilen und wilden Leidenschaften durchwucherten Gesellschaft erwarten ließ. Vlado war unzweifelhaft der Schuldigste von Allen, und doch wäre er der rächenden Hand des Gesetzes entgangen. Gregorio warf sich zugleich zum Richter und Vollstrecker auf. Ich sage darum nicht, daß er wohl daran that und ein Recht dazu hatte. Das Leben des Menschen gehört Gott allein, dessen Geschenk es ist; aber so lange es Völker geben wird, bei denen die Gerechtigkeit dem Ermessen des Einzelnen überlassen bleibt, müssen wir auch alle Folgen davon in den Kauf nehmen.

Und was ist aus Gregorio geworden, Monsignore?

Der Unglückliche konnte die Grenze nicht mehr erreichen. Sein Pferd war weniger stark und schnell als die der Verfolger. Mariska's Vater überholte ihn bald und schnitt ihm den Weg in dem Augenblick ab, wo er

die Grenze erreichte. Die österreichischen Zollwächter waren auf dem Posten, und trotz seines Muthes und seiner bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit erlag er der Uebermacht. Läugnen konnte er die That nicht, er gab sich also gefangen und mußte sich der Anwendung der Landesgesetze unterwerfen, die eben so strenge als gerecht sind.

Er ward zum Tode verurtheilt?

Nicht gerade zum Tode; er bekam zwanzig Jahre Zwangsarbeit. Ich habe an ihm, durch seine eigene Schuld und durch ein Uebermaß von schlecht verstandenem gutem Willen, einen vorzüglichen Unterthan verloren. Ich sagte Ihnen schon, daß er sich, wenn auch mit Widerstreben, damals an der Ausführung meines Befehls, die blutigen Hemden einzusammeln, betheiligte. Und nun war er in dieselbe Schuld verfallen, die im Princip auszurotten er mitgeholfen hatte! Für mich ein wahrer Verlust! Schließlich aber lassen sich doch auch nicht in einem Tage, in einem Monate alte, eingewurzelte Vorurtheile ausrotten. „Was möglich ist, geschieht, was unmöglich ist, wird geschehen!“ —

Sie haben Macchiavell gelesen, Monsignor! Man muß niemals an der Zukunft verzweifeln. Aber warum wenden Sie Ihren mächtigen Einfluß nicht dazu an, die Strafzeit Ihres Unterthanen abzukürzen?

Ich habe es gethan, und ich habe einige Hoffnung, daß es mir gelingen wird. Wollen Sie ihn sehen? Ich habe ohnedies die Absicht, morgen einen Besuch in Gra=

disca zu machen, um zu prüfen, wie er gesinnt ist. Kommen Sie mit, Sie können mir bei dieser Prüfung helfen.

Das Anerbieten war zu freundlich, als daß ich es nicht mit Freuden angenommen hätte. So befanden wir uns denn andern Tags vor dem alten, zum Gefängniß umgeschaffenen Schlosse der Grafen von Gradisca. Jedenfalls hatte der Director schon vorher seine Instructionen erhalten, denn die Pforten der Kerker öffneten sich uns ohne die mindeste Schwierigkeit. Man wird mir eine Beschreibung gern erlassen, die doch nichts Neues oder Originelles enthalten könnte. Alle Gefängnisse gleichen einander, alle sind mehr oder weniger eine Wiederholung von Dante's Hölle, über deren Pforte die düstern Worte stehen: Lasciate ogni speranza! Wäre es wenigstens ein Fegefeuer! Das wäre christlicher und menschlicher. —

Wir ließen Gregorio rufen. Zwei Jahre seiner Strafzeit hatte er schon hinter sich, und der hohe Prälat hatte Mühe, ihn in dem schrecklichen Sträflingsanzug zu erkennen. Der Montenegriner wurde dunkelroth beim Anblick seines Fürsten und Bischofs und verneigte sich tief, ohne die Lippen zu öffnen.

Gregorio, mein Sohn, sagte der Vladika, ich komme zu dir, um dir zu beweisen, daß ich meine Mitbrüder im Unglück nicht verlasse, und um zu sehen, ob ich etwas zu deinen Gunsten thun kann. Du stehst außerhalb meiner Gerichtsbarkeit, ich vermag also nichts aus eigner Gewalt. Aber Seine Majestät der Kaiser will mir

wohl und wird gern geneigt sein, meinen Bitten Gehör zu geben.

Ich wünschte wohl, daß Sie eine Gnade für mich erwirken könnten, mein Fürst!

Und welche Gnade? fragte Seine Ehrwürden.

Die Gnade, in meinem Vaterland erschossen zu werden, ehe man mich länger in diesem Zustand leben läßt.

Er sagte diese Worte ohne Emphase mit der ruhigsten und ehrlichsten Miene von der Welt. Das ist unschwer zu begreifen. Der Montenegriner hat viel Aehnlichkeit mit dem Beduinen: er kann nicht leben ohne Licht, Luft und Freiheit. Er liebt die ruhige Arbeit nicht einmal am eigenen Herd, zu eigenem Nutzen; wie unerträglich muß ihm nun diese Zwangsarbeit sein, ohne Vortheil für ihn, zur bestimmten Stunde, mit Fesseln an den Füßen und in einem engen Raume mit der niedrigsten Hefe der menschlichen Gesellschaft zusammengepfercht. Dagegen mußte der Tod ihm weniger hart erscheinen, besonders wenn er zuvor sein Vaterland wiedersehen durfte und mit vollen, durstigen Zügen die reine, erfrischende Luft seiner geliebten Berge einsaugen.

Ich würde dir gerne die Gnade, um die du bittest, erwirken, antwortete der Vladika, nicht um dich zu Hause erschießen zu lassen, sondern um dir bessere Gelegenheit zum Abbüßen deiner Schuld zu geben. Darum ist's erforderlich, daß du Reue zeigst und gelobst, nicht mehr in die Sünde des vorsätzlichen Mordes zu verfallen.

Immer dasselbe Lied! sagte Gregorio mit einer Geberde bittern Grolls, die durch die Gegenwart des Vladika nicht gemildert wurde. Ich habe vielleicht nach dem österreichischen Codex Unrecht gethan, aber vor Gott, Monsignore, glaube ich nicht so Schweres verbrochen zu haben. Vlado hatte den Tod wohl verdient; wie kann ich denn bereuen, gute und schnelle Justiz geübt zu haben?

Da sehn Sie es, sagte der Vladika zu mir auf Französisch, um nicht von dem Fragenden verstanden zu werden. Die Gewohnheit ist eine zweite Natur. Man muß den Gewissen Zeit lassen, in sich zu gehen und sich gründlich umzuwandeln. Und wieder zu Gregorio gewendet: Du hast Unrecht, Bruder, sagte er; nur Gott hat zu richten. Du hast deinen Nächsten bestrafen wollen und erleidest nun selbst Strafe, weil du es ohne den Willen des Gesetzes gethan. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, sagt der Herr. Du hast also ein Unrecht begangen und mußt dich bemühen, es zu bereuen.

Gregorio senkte das Haupt und schwieg.

Der Vladika gab ihm seinen Segen und versprach sich für ihn zu verwenden. — Ich gehe nach Wien, sagte er; ich werde mit dem Kaiser sprechen und ihn bitten, dich mir zu überlassen. Indessen waffne dich mit Geduld, und bitte Gott um Vergebung für das vergossene Blut.

Der Vladika war wie ein echter Bischof, als er

diese Worte sprach. Er ließ den Gefangenen unter dem wohlthätigen Eindrucke zurück, den er auf ihn ausgeübt, und verließ mit mir die traurige Stätte der Schuld und Verzweiflung.

XI.

Die Wahnsinnige.

Ich danke Ihnen, Monsignore, für die tröstenden Worte, die Sie jenem Unglücklichen gegönnt. Ich zweifle nicht im Mindesten daran, daß es Ihnen gelingen wird, ihn aus jener Hölle zu befreien und ihm zur Heimkehr in sein Land zu verhelfen.

Das wäre gefährlich, erwiderte er. Vlado's Verwandte würden die gewohnten Repressalien üben. Auch Mariska's Vater ist über alle Maßen aufgebracht gegen ihn. Die Geschichte wurde ruchtbar, und er und sein Sohn ernteten überall Haß und Verachtung. Ich hörte, daß er das Dorf hat verlassen müssen, worin sein Gut lag; er fand keinen Tagelöhner mehr, der bei ihm arbeiten wollte, so wie seine Tochter keinen Freier mehr hat finden können.

Und was ist aus der armen Yella geworden? Wenn wir die Ereignisse nach unserm Wunsche lenken könnten

und selbst eine Lösung für das traurige Drama aussuchen dürften, so bekenne ich, daß ich es mit einer glücklichen Ehe zwischen ihr und ihrem wilden Vertheidiger schließen würde!

Sie ist jetzt Mutter, sagte der Vladika, und wahnsinnig! Aber ein stiller, unschuldiger Wahnsinn, der nichts Böses fürchten läßt. Es ist ein sonderbarer Wahn, dem die Aermste verfallen ist. Denken Sie, sie glaubt nicht an den Tod ihres Verlobten und lächelt jedesmal ungläubig, wenn die Leute mit ihr davon sprechen, um sie zum Bewußtsein ihrer selbst und der Wirklichkeit zurückzurufen. Sie wartet noch immer auf ihren Seelenbruder, auf ihren Gatten, ihre erste und einzige Liebe. — Sie haben mir gesagt, daß er mich verrathen habe um einer reichen, schönen Fremden willen, die ihn in ihren Netzen verstrickt habe. Das ist Lüge! Verläumdung! Mein Vlado hat mich nie, auch nur einen Augenblick, verrathen oder verlassen!

Sie sehen wohl, fügte der Vladika hinzu, ein solcher Irrsinn kann nicht ein Unglück für die Arme genannt werden. Es ist eher eine Erleichterung, ein Trost, den ihr der Herr geschickt, ihr Elend zu mildern! Wenn Sie mich in meiner Heimath besuchen, wie Sie mir's versprochen haben, will ich Ihnen die arme Irrsinnige zeigen, wie ich Ihnen ihren Vertheidiger in Gradisca gezeigt habe. Sie ist noch eine schöne Frau, eine etwas fremdartige, wilde Schönheit, in Folge ihrer Verstörung, aber der echte Typus einer Montenegrinerin: schwarze

Augen, schwarze Haare, die Haut broncefarbig durch die Sonnenglut, schlank und schmiegsam von Gestalt, eine echte Tochter der Wälder.

Yella wohnt in Gemeinschaft mit ihrer Mutter, die noch am Leben ist, und die man in den Stand gesetzt hat, für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens zu sorgen.

Sie hat auch sonst nicht im Mindesten zu leiden. Die unduldsame Härte der Gefährtinnen hat einem besseren Gefühle Platz gemacht. Sie wird für Vlado's Wittwe angesehen, und ihr Unglück, das größer ist als ihre Schuld, erweckt nur Mitleiden und Zuneigung.

Vierklee.

Von

C. A. Wetterbergh.

(geb. 1804, bekannter unter dem Schriftstellernamen „Onkel Adam“.)

Aus dem Schwedischen

von

L. Passarge.

Dort hinten im Stordal steht ein kleines Haus. Jetzt ist es freilich alt und grau, aber vor einigen Jahren konnte man noch erkennen, daß es einst roth angestrichen gewesen, denn unter dem Gesimse war noch ein dunkelbrauner Ton sichtbar, und auch die schweren Balken hatten von der einstigen Farbe, soweit sie nicht unter dem grünlich braunen Moose verborgen oder vollkommen verschwunden war, noch einige Spuren aufbewahrt. Elstern und Sperlinge holten aus den Fugen das Moos zu ihren Nestern; und so würde die Hütte mit jedem Jahre weniger dicht, kälter und vielleicht schließlich unbewohnbar geworden sein, wenn sie nicht dann und wann von ihrer Eigenthümerin, der alten Grete, im Innern ausgebessert, nämlich mit Lehm verstrichen und neu getüncht worden wäre.

Damals standen auch noch einige Blumen vor der Hütte, jedoch nur zweierlei Arten. Denn von der ganzen Blumenwelt kannte Mutter Grete, wie viele Andere in der Menschenwelt, nicht mehr als diese beiden, nämlich hohe, die Glücklichen, und niedrige, die Unglücklichen.

Diese Blumen waren aber ein paar Sonnenblumen und ein Gaisblatt, das sich an der Giebelwand der Hütte hinaufrankte.

Sonnenblumen sind bekanntlich viel zu stolz, viel zu sehr Glücksjäger, als daß sie in die Hütten der Armen blicken sollten. Wenigstens diese hatten stets, von Geschlecht zu Geschlecht, vom Vater auf den Sohn, dem kleinen Fenster in der Giebelwand den Rücken zugekehrt, um die Sonne zu betrachten, nach deren Ebenbild sie, ihrer Ansicht nach, geschaffen waren. Sie hielten sich darum auch für ein gut Theil vornehmer als alle andern Blumen auf Erden und erachteten die kleinen als bloßes Pack, die Stockrosen aber als reine Emporkömmlinge. Da nun die Sonnenblumen sich stets von der Hütte abgewandt hatten, so waren ihnen auch alle Vorgänge in derselben schlechthin unbekannt geblieben. Das Gaisblatt aber mit seinen weißen und röthlichen Blütenbüscheln kannte das besser.

Hören wir was es uns erzählt.

„Schon vor dreißig Jahren war es immer so stille in der Hütte. Wurde das Fenster an den Sommerabenden geöffnet, so stiegen wir schnell hinein und legten uns auf das Fensterbrett neben eine Balsamine. Die aber blickte stolz und von oben auf uns herab und beklagte sich darüber, daß sie die Natur nicht schauen könne, ohne mit so simplem Volke in Berührung zu kommen. Vielleicht war sie deßhalb so vornehm, weil sie im Zimmer aufgewachsen war.

Aber da saßen auch ein Mann und eine Frau, die sich so herzlich liebten. Wohlwollen blickte aus ihren Augen, und wenn sie das Fenster öffneten, so geschah es immer mit der größten Vorsicht, damit keine unserer Ranken zerdrückt würde. Aber einige Jahre später, da kam ein Sommer, wo das Fenster geschlossen blieb. Wir lauschten und vernahmen Seufzer und Gebete, dann wieder tiefe Stille. Der Einzige, welcher sprach, war unser unbekannter Freund, die Wanduhr mit ihrem unaufhörlichen Tick-Tack. Endlich an einem Abend hörten wir lautes Schluchzen. Dann kam die Nacht.

Wie mag es drinnen stehn? fragten wir einander, aber Keiner wußte es.

Am Morgen, da die Sonne auf das Fenster schien, hätten wir hineinblicken können, aber es hing ein Laken davor. Damals begriffen wir noch nicht, was es bedeute, aber ein paar Tage später läuteten die Glocken in dem Thurme, und da wußten wir, daß der gute Mann drinnen todt sei.

Vater drinnen ist todt, sagten wir zu den Sonnenblumen. Die aber warfen den Kopf in den Nacken und blickten hochmüthig nach oben.

Was geht das uns an, wenn ein alter Käthner stirbt! Wir gehören nicht zu seinem Geschlechte, wir sind Kinder der Sonne!

Kurze Zeit darauf wurde das Fenster wieder geöffnet, und die gute Frau saß davor. Wir krochen

schnell hinein, legten uns auf das Fensterbrett wie früher und flüsterten:

Guten Abend! Grüß' Gott!

Aber sie antwortete nicht, sie berührte keine Blume und ließ uns unbeachtet. Da fiel ein großer warmer Tropfen auf die eine von uns, und wir zogen uns traurig wieder zurück. Wir hatten uns so sicher gefühlt, daß wir sie mit einem „Grüß' Gott“ trösten würden, es war uns aber nicht gelungen.

So dauerte es eine lange traurige Zeit; doch lebten wir wenigstens friedlich weiter. Später kam dann eine Schaar lärmender Kinder, welche sich in der Stube zwar wie kleine Engel, draußen aber wie rechte Barbaren benahmen. Nirgends gab es Ruhe vor ihnen. Wir mußten es wohl dulden, wir, die wir nicht vornehm waren. Aber sie warfen auch nach den Sonnenblumen mit Steinen, so daß diese nicht länger ruhig zu ihrem hohen Ahnherrn aufschauen konnten, der sich übrigens ebensowenig um sie wie um das niedere Kraut zu kümmern schien. Denn er ist in Wahrheit erhaben und macht daher zwischen Groß und Klein keinen Unterschied. Gott weiß, was noch geschehen wäre, wenn Mutter Grete nicht uns und die Sonnenblumen in ihren Schutz genommen hätte.

So führen wir unser stilles Dasein weiter. Dann und wann wird aber drinnen ein Fest gefeiert. Dann pflücken sie alle unsere Blumen mit Einem Male ab;

aber es thut nichts, ist es doch zum Geburtstage der guten Alten.“ —

So lautete die Erzählung des Gaisblattes vor dreißig Jahren, aber noch immer stand es nicht weit von den Sonnenblumen, umschwärmt von lärmenden Kindern, denn Frau Margareta im Stordal war Wittwe und lehrte die Jugend des Dorfes.

Von ihrer Schule ist nicht viel zu berichten. Lesen, ein wenig schreiben und der Katechismus früh und spät, das war Alles.

Mutter Grete in Stordal begriff eben so wenig als die Gelehrten, daß man einem Kinde nichts Unverständlicheres in die Hand geben kann, als den Katechismus, und daß es falsch ist, gerade in dem Alter, da das Kind aufzumerken und aufzupassen beginnt, Gedanken und Begriffe einsammelt und allmählich, wenn auch nicht zu begreifen, so doch zu ahnen und sein Vorstellungsvermögen zu entwickeln anfängt, mit bloßem Auswendiglernen zu beginnen, wodurch das Denken und der Verstand mit Centnerschwere zu Boden gedrückt wird, wie Blumen unter einem Brette. Wächs't später eine und die andere doch unter demselben hervor, so sagen die Hochweisen freilich, daß es eben das Brett gewesen, welches die Blumen zur Entwicklung gebracht. —

Aber da es sich nun ein Mal damit so verhält, so lohnt es auch nicht, viel darüber zu reden, was und wie viel die Kinder in der kleinen Schule lernten. Aber was sie alle lernten, obwohl es in keinem Buche stand, das

war die Kunst, sich mit Wenigem zu begnügen, fromm zu sein und Gott zu vertrauen.

Denn das bewirkte die Mutter Grete.

Sie und ihre Hütte sahen einander gleich; arm von außen, ohne andere Freunde als einige dürftige Blumen; aber drinnen wohnte ein Geist, welcher alle Schäden von innen heraus heilte, die Wände immer neu tünchte und mit den schönsten Blumen schmückte. Im ganzen Kirchspiele gab es Niemand, der nicht wenigstens der guten Frau freundlich zunickte, wenn sie Sonntags in ihrem schwarzen, jetzt verschossenen Camelotkleide und der schneeweißen Haube, welche ihre eingefallenen Backen einrahmte, das Gesangbuch in das rothcarrirte Taschentuch geschlagen, ihren Weg nach der Kirche ging, hinter ihr die Kinder der Nachbarn, alle frisch gewaschen, steif und ausgeputzt wie Rosen in einer Düte.

Ja die alte Grete verbreitete einen gewissen Respect um sich, so arm sie auch war. Hatte sie doch so manches Jahr die Dorfkinder unterrichtet, und dankten ihr doch die Meisten, daß sie Gedrucktes erträglich lesen und ihren Namen kritzeln, oder gar einen Brief aufsetzen konnten, des Inhalts, daß sie „Gottlob gesund seien und Gleiches wieder wünschten".

Ich weiß in der That nicht, wie Mutter Grete sich heutzutage ausnehmen würde, wo wir ordentliche Volksschulen haben, und das interessirt sie auch ferner nicht, da sie bereits längst bei ihrem Alten schläft und das Gaisblatt und die Sonnenblumen verdorrt sind.

Nur so viel ist mir bekannt, daß Pfarrer Näkterroth, der sich ihrer noch wohl erinnert, behauptet, Mutter Grete im Stordal habe weit besser unterrichtet als der Schulmeister, der sich im Seminar den Kopf mit allerlei dummem Zeuge vollgepfropft und die Dreistigkeit habe, den Bauerjungen eine Menge unverständlicher Dinge beizubringen, an die der Herr Pfarrer niemals gedacht, und die ihm fast so unbekannt seien wie das Chinesische. Kein Mensch lobt die Mutter Grete im Stordal wärmer als besagter Pfarrer. Bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen, auf Weg und Steg, wo nur Menschen sind, beginnt er immer einen langen Sermon, wie überflüssig es für die Leute sei, mehr zu wissen als zum rechten Glauben gehöre. Auch pflegt er in geeigneter Weise auf gelehrte Bauern und Bauernanwälte anzuspielen und die Verderbniß der Zeiten hervorzuheben.

Immer schließt er seine Reden mit den Worten: Ja die alte Grete, das war doch noch ein Unterricht! — Oder habt ihr, du Anders Persson, du Greta Stina, nicht genug gelernt, um einst selig zu werden? Ein Bauer braucht nichts als die Seligkeit, nicht wahr, Per Gustaf in Kråkelid? — Werdet selig, das ist die Kunst; aber die bringt einem kein Schulmeister bei, und ginge er auch in Herrenkleidern oder glaubte er gar, er sei schon ein halber Pfarrer!

Ja, der Herr Pfarrer hat Recht! — lautet immer die Antwort; denn die guten Leute halten sich für so gelehrt, als ihnen für dieses und jenes Leben nöthig ist,

und dieses ihr ganzes Wissen verdanken sie der Mutter Grete im Stordal. Kurz, der Herr Pfarrer hält die Erinnerung an sie wach. Um aber auch meinerseits dazu beizutragen, daß ihr Name nicht baldiger Vergessenheit anheimfalle, habe ich diese Geschichte mit ihr begonnen, obwohl ich eigentlich von zwei Kindern erzählen will, die zu ihr in die Schule gingen.

Die Leute haben ein Sprichwort, welches beweis't, daß trotz des Katechismus und ihres ganzen sonstigen Glaubens der Fatalismus den Grundzug ihres religiösen Meinens und Empfindens bildet.

Das hat so sein sollen, heißt es, das Unglück hat es so gewollt — das ihre ganze Philosophie, ihre Anschauung von Glück und Unglück.

Napoleon glaubte an seinen Glücksstern; Cäsar an den seinigen; auch jeder Bauer hat seinen. Aber Sterne sind nur für vornehme Leute, der Bauer darf keinen haben; so glaubt er denn einfach, es habe so sein sollen.

Wenn man nun untersucht, was er eigentlich unter der höhern Macht, dem Schicksal verstehe, so ist das keineswegs dasselbe wie die göttliche Vorsehung; vielmehr eine Zusammensetzung dieser Vorsehung und menschlichen Thun und Treibens, eine von den Menschen, so zu sagen, verdorbene Vorsehung. Benimmt sich einer einfältig und ungeschickt und geräth er in die Enge, so heißt es: Es hat so sein sollen. Erkältet man sich oder läßt man ein Thier verhungern, so hat es so sein sollen. Betrinkt man sich auf einem Jahrmarkte, fällt in die Schlingen

eines Gauners und verliert sein Geld, so ist es das Schicksal, welches den Branntwein gemacht, den Betrunkenen ins Spielhaus geführt und ihm sein Geld abgenommen hat. In der That nichts leichter als das Schicksal und dessen Launen zu beschuldigen, entsprechen sie doch genau unsern eigenen Fehlern und Neigungen.

Allerdings sind wir nicht immer die Herren unseres Schicksals. Oft mischen sich die Menschen hinein und spielen Gottes Vorsehung. Doch von uns hängt es ab, ob es zum Guten oder Bösen ausschlagen soll. Denn nur von innen heraus wächs't das Gute, und weder Liebe noch Furcht kann es von außen in uns hineintragen.

Hören wir, wie das Schicksal mit den Menschen spielt, wie sie sich in die göttliche Vorsehung eindrängen und wie ihr Werk gelingt.

Das Gaisblatt sprach von einem unbekannten Freunde in Gretens Hütte, der eintönigen Uhr mit ihrem ewigen Tick-Tack, Tick-Tack. Aber diese Uhr war doch seit vielen Jahren Gretens Gesellschafterin gewesen, hatte bald ihre Freuden, bald ihre Schmerzen mit ihren Schlägen begleitet und ihr Frieden und Ruhe gebracht, wenn kein Anderer mit ihr sprechen konnte, in den stillen Stunden der Nacht, da es draußen im Walde rauschte, am Morgen, da die Sonne aufging und die Vögel ihr Lied begannen,

am Abend, wenn die Sonne unterging und das Gaisblatt durchs Fenster blickte und sein „Grüß' Gott!" flüsterte. Die alte Uhr, müßt ihr wissen, hatte nichts Besonderes, Künstliches, weder von außen noch innen. Nichts als eine einfache Holzuhr mit einem einzigen Zeiger, drei Rädern und einem unförmigen Pendel, an dessen Ende ein in einen Lappen von einer Bastmatte genähter Ziegelstein hing. Aber trotz dieser geringen Mittel ging sie ununterbrochen, Jahr aus Jahr ein, und übertraf an Genauigkeit manche kunstvolle Uhr mit feinem Repetirwerke. Uebrigens hatte sie ein ganz schwarzes Antlitz. Ob die Menschenracen unter dem Einflusse der verschiedenen Zonen weiß, braun, schwarz oder roth geworden, darüber sind die Gelehrten noch immer im Streite; was Mutter Gretens Uhr betrifft, so war sie einst weiß gewesen und hatte lediglich in Folge der Einflüsse des Klima's, des Rauchs, des Dampfes und durch die Fliegen ein vollkommen schwarzes Gesicht bekommen. Trotzdem gab es in der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, in der Stube zwei Paar Augen, welche die alte häßliche Uhr gern ansahen, während freilich viele andere mit Sehnsucht darauf warteten, daß der Zeiger auf Voll weisen würde. Jene Augen waren natürlich die von Mutter Grete, und außerdem zwei hellblaue, herzensfrohe Kinderaugen, welche der kleinen Anna aus der Holzschuhhütte zugehörten. Das kam aber daher, weil die Uhr gewissermaßen aus der Familie stammte; denn der Vater der kleinen Anna war der Verfertiger dieser häßlichen Uhr,

die so vortrefflich ging und so laut schlug. Darum betrachtete die Kleine dieselbe auch mit einem gewissen Stolze und erzählte zuweilen den andern Kindern, daß kein Geringerer als ihr Vater das stattliche Werk, welches mit seinen mächtigen Schlägen von seinem Leben Zeugniß ablegte, gearbeitet habe.

Es gab nämlich etwas in dem Herzen der Kleinen, was sie zwang, mit ihrem Vater groß zu thun; nicht weil sie sich auf sich selber, sondern auf ihren Vater etwas einbildete. Denn wie oft mußte sie nicht hören: „Anna, dein Vater ist ein armer Schlucker, ein kleiner Knirps!“ Darum hielt sie es für ihre Pflicht, so viel sie vermochte, auch seine Verdienste hervorzuheben. Was dagegen ihren mütterlichen Großvater, den alten Flink, betraf, so fand sie keine Veranlassung, für ihn einzustehen, denn der war ein Mann, welcher für sich selbst einstand.

Die kleine Anna, obwohl erst im neunten Jahre, war das geschickteste von allen Schulkindern. Keines wußte die Aufgabe so glatt herzusagen wie sie, keines den Inhalt des Gelernten und das „Was ist das?“ so geschickt zu erklären. Es gab aber auch keines, das Mutter Grete mit so vielen Fragen belästigte, wie sie.

Wißbegierige Kinder sind natürlich die allerbeschwerlichsten. Man fährt sie gewöhnlich an, zieht ihre Fragen ins Komische und höhnt sie — warum? — höhnt man doch auch den, welcher dürstet und um Wasser bittet!

Mutter Grete mußte oft, sehr oft sich zusammennehmen und heimlich bekennen, daß Kinder mehr fragen

als alte Leute beantworten können. Aber sie genügte den Fragen, so gut sie es vermochte, und liebte das Kind um seines Wissensdurstes willen. Anna erhielt daher auch gewöhnlich als Buchzeichen, für ihren Vater, eine kleine Pfauenfeder, — die Hauptauszeichnung; lag nur ein weißer Papierstreifen darin, so bedeutete das „mittelmäßig"; ein Stück Löschpapier aber hieß so viel wie „sehr schlecht". Nahm nun Anna die Pfauenfeder wahr, so lächelte sie selig und dachte: Nun wird der arme Vater zu Hause sich gewiß recht freuen!

Dann zog sie die Schuhe von den kleinen hübschen Füßen und sprang barfuß durch Wald und Feld, um rasch nach Hause zu kommen und für Vater und Großvater das Essen zu bereiten. Denn so klein sie war, so verrichtete doch sie allein alle weiblichen Dienstleistungen in der armen Familie. Und sie sprang durch Feld und Wald und wadete durch die Bäche, die alle aus dem kleinen Sumpfsee weit hinten im Walde kamen. In diesem See wohnte eine Wasserfrau, und zwar in einem Krystallschlosse von so herrlichen Steinen, als nach der Erzählung ihres Vaters in dem Kronleuchter des Gutsherrn waren, und die Frau hatte viele dienstbare Geister, welche unsichtbar in den Strömen und Bächen schwammen, und artigen Knaben große Fische an die Angel steckten, ungehorsamen aber große Baumwurzeln; ja sie rissen ihnen wohl zuweilen gar die Angelschnur ab, wenn sie Taugenichtse vor sich hatten.

Wadete nun die kleine Anna durch die schwarzen

Waldbäche, besonders gegen Abend, so dachte sie immer an die kluge Frau und deren Geister. Zuweilen stand sie auch eine Weile still, bevor sie in das dunkle Wasser zu steigen und über die schlüpfrigen Steine zu schreiten wagte. Denn es konnte ja dort einer der vielen Geister sitzen. Aber dann fragte sie sich:

Bin ich meinem armen Vater gut?

Ja!

Bin ich nicht gehorsam?

Ja!

Und nach dieser Selbstprüfung ging sie dann in Gottes Namen und ruhigen Herzens hindurch.

Zu Hause gab es immer Eins und Dasselbe. Der Vater saß auf seiner kleinen Bank und arbeitete an einer Uhr, oder stand an seiner Drehbank, der Großvater aber schnitzelte an einem Paar Holzschuhe.

Der Vater der kleinen Anna war ein kleiner, buckliger Mann, eine kränkliche und schwächliche Figur, zu welcher Flink, ein großer, kräftiger Alter mit rothen Backen und einem eigenthümlichen Ausdrucke von Munterkeit in den offenen Augen, einen entschiedenen Gegensatz bildete.

Nun, da ist ja die Annika! sagte Flink, als das Mädchen eintrat, — gut, daß du heimgekommen, denn dein Vater kümmert sich nicht um mein Essen; und wenn —

Ich meinte — wandte der kleine bleiche Mann ein — es schmeckt besser, wenn Anna es zubereitet.

Ja, das glaube ich auch! lachte Anna und strich die braunen Locken hinter die Ohren, sieh hier, Vater, sieh!

Eine Pfauenfeder, heute wieder! — Du kommst rasch vorwärts, mein Kind.

Ach ja, murmelte Flink, wenn Gott gut ist, hat der Pfarrer leicht predigen.

Anna zögerte nicht lange, nahm den kleinen Topf herab, wusch die Kartoffeln ab und stellte sie an das lustige Feuer. Denn Flink hatte Reisig von der Allmende geholt und gehörig klein gehauen.

Flink mochte die Kleine gerne, aber er rivalisirte doch mit ihr in einem Punkte, den man kaum errathen möchte, nämlich in nichts Geringerem als der edlen Kochkunst.

Ja, koche du nur für uns; dein Vater ist nicht zufrieden mit dem, was ich bereite. Was aber das Kochen betrifft, so verstehe ich es auch, wenn ich nur etwas dazu habe. In der Compagnie hieß es immer: Flink versteht zu kochen — sagte der Lieutnant. Ja — sagte ich — mein' Seel', das kann ich. Und so wurde der Flink immer zum Kochen commandirt, wo es was zu kochen gab. Und da sagt nun mein Schwiegersohn, ich verstehe nichts!

Freilich versteht Ihr es, Vater, aber es schmeckt doch besser, wenn Anna —

Ach — Schnick-Schnack! Schmecken? — Kartoffeln und Mehlbrei — besser! — Ha! — Geschwätz, reine Einbildung!

Aber wenn Alles fertig war, schmeckte es auch dem alten Flink besser, als wenn er es selbst bereitet hatte. Denn Anna wußte es so appetitlich anzurichten, die Schüssel mit den Kartoffeln, die Teller, den Brei und die saure Milch so zu ordnen, daß das geringe Mahl sich gut ausnahm und weit besser schmeckte, als wenn der Alte Alles bunt durcheinander stellte. Da saß dann Anna immer so von Herzen froh und lachte und fühlte sich so glücklich, wenn sie die kleinen Hände faltete und Gott dankte. Inniger that es gewiß keines von den Dreien.

Der kleine Drechsler und Uhrmacher war zwar immer schweigsam, aber freundlich wie ein Kind. Besonders wenn er die Kleine betrachtete, gewannen seine sonst so ernsten fast traurig blickenden Augen ein eigenthümliches Leben und sie erglänzten in den Strahlen einer heiligen, ewigen Liebe. Der alte Flink mochte das Kind auch gerne, aber damit war es auch zu Ende. Er war überhaupt nicht mit Allem zufrieden, wie es gekommen. Denn seine Tochter hatte sich mit dem kleinen Uhrmacher wider seinen Willen verheirathet, und obwohl sie zusammen glücklich lebten und einander lieb hatten, so konnte der Alte doch niemals seinen Schwiegersohn ansehn, ohne sich über die nun selige Anna zu ärgern, daß sie einen solchen Knirps zum Manne genommen. Jeder Mensch hat sein eigenes System der Glückseligkeit: das des alten Flink bestand darin, daß kein vernünftiges Mädchen einen Mann lieben könnte oder sollte, der nicht

eine Größe von drei Ellen hätte — denn so groß war er selbst — und die Stärke eines Bären — denn die hatte er auch gehabt. Wenn das aber nicht der Fall, dann könnte sie auch unter keinen Umständen mit ihm glücklich sein. Daß nun seine Tochter den buckligen Jonas nicht bloß geheirathet hatte, sondern auch mit ihm glücklich gewesen war, das ärgerte ihn erst recht; denn es war gegen alle Vernunft, und deßhalb gab es Momente, wo er glaubte, Jonas habe ihr wohl einen Liebestrank gegeben oder etwas sonst „Schändliches" in einem Apfel. So kam es denn, daß Flink wohl in der Hütte wohnen blieb, aber keine besondere Theilnahme für seinen kleinen, bleichen, kränklichen Schwiegersohn hegte und nicht einzusehen vermochte, daß seine Enkelin ihn mit Recht liebte, wie es schon die Mutter gethan. Sie glich derselben auch darin, daß sie mehr auf den kleinen Krüppel hielt als auf den Großvater — und das ging ihm zu weit. Denn dieser hatte doch einen geraden Rücken wie ein Mensch und sah nicht wie ein Fiedelbogen aus!

Jonas sprach selten auf andere Art als mit den Augen, er war wortkarg; und auch darüber ärgerte sich Flink, der das Gegentheil war.

Es ist — sagte Flink — nur ein Glück, daß das Kind jeden Abend nach Hause kommt, sonst, strafe mich Gott! vergäße ich noch meine eigene Muttersprache. Ich mag reden, dies oder das, von Wind und Wetter, oder von Deutschland und Napoleon, von Sr. Majestät und der Krone, oder dem Forstwart und dem Pfarrer

— nicht ein Mux! — Still wie ein Krebs, den man einwiegt. Das einzige Zeichen, daß er nicht schläft, ist, daß er mit seinen Fingern an den Uhren krappelt, oder in eine alte silberne Butterbüchse stochert und sie ans Ohr hält. Hören kann er, denn manchmal nickt er und sagt: Ja so!

So lautete die ewige Klage des alten Flink, und nicht mit Unrecht, denn Jonas war in der That zu schweigsam und zu leidend, um ein unterhaltender Gesellschafter zu sein.

Aber mit der kleinen Anna sprach er doch; sie verstand ihn, die Sprache seiner Augen nämlich — gerade so wie ihre Mutter in früheren Jahren. Doch wie wenig Jonas auch mit ihr redete, er dachte an sie um so mehr, fühlte für sie um so tiefer. Wenn die Nacht kam und Flink ihn in seinen stillen Gedanken nicht mehr störte, saß er oft in seinem ärmlichen Bette aufrecht und betrachtete sein Kind in dem Mondlichte, das sich durch das dunkle Fenster der Hütte stahl. Da mußte er lange und herzinniglich an das Kind denken, schlug seine trockenen Hände zusammen und seufzte: Was soll aus ihr werden? — und er betete so tief und brünstig, daß er endlich sein Gebet erhört glaubte.

So hatte das nun gewährt schon seit dem Tode seiner Frau. Nimmer vermochte er aufzuhören, der Zukunft seiner Tochter zu gedenken, wenn er vor ihr sterben müßte. Und das drückte ihn so auf die Brust — wie bald, und der Athem versagte ihm.

Wenn aber wieder die Sonne aufging und durch die kleinen Fenster schien — denn die Sonne liebt es, in die Hütten der Armen zu blicken —, wenn das Kind sich die Augen rieb und seinen ersten Blick auf den Vater warf, welchen noch ein unruhiger Schlaf umfangen hielt, dann faltete es auch seine Hände und betete: Gott helfe und stärke meinen armen Vater!

Da waren Zwei, die einander beklagten, beschützten, ohne an sich selber zu denken.

Sobald das Frühstück fertig, war Klein-Anna auch schon bereit zur Schule zu gehen, und sprang froh und munter fort, über Berg und Thal, durch Wald und Wiese. Bei einem kleinen Pfade im Walde pflegte sie sich zu verweilen, um Athem zu schöpfen, doch nur dann, wenn sie noch so viel Zeit hatte, und das war für gewöhnlich der Fall. Denn Klein-Anna war fast immer mit der Sonne auf, wie die kleinen Vögel in den Quitschenbäumen neben der Holzschuhhütte. Sie setzte sich dann auf einen Stubben und schaute den kleinen steinigen Gang entlang, welcher sich in den Wald verlief und zu einer Hütte, der Myrkärshütte, leitete, mit einer einzigen Stube und neben ihr einer Art Schauer für Holz und Stubben. Zuweilen stand sie auf und ging einige Schritte in den Wald hinein und setzte sich wieder, mit einer Miene, die ihre Unzufriedenheit ausdrücken sollte.

Er ist doch immer ein Springinsfeld, sagte sie, und gewiß weiß er wieder nichts, hat nichts gelernt und

kommt endlich gelaufen, so daß er kein Wort heraus=bringen kann. Wie wird er mit Schande vor Mutter Grete bestehen!

Hm — er kommt noch immer nicht! Bald steht die Sonne über dem schwarzen Klint, und dann ist es sieben.

Es war noch immer ganz still im Walde; nur ein und der andere Vogel flatterte zwischen den Fichten und schlug einen kurzen Triller in den Wipfeln der Tannen. Hie und da lief ein Specht den Baumstamm hinauf und hinab und hackte in die Sprünge und Löcher der Rinde. Eine Waldtaube girrte tief in dem Walde, als gäbe sie Antwort auf das Rauschen und Murmeln der Bäche, welche zwischen Wurzeln und über Steine flossen und eilten, um zu dem Flusse zu gelangen. Der aber nahm seinen Lauf weiter unten im Thale, still und schweigsam, zwischen sandigen Abhängen und im Schatten der zum Sturze geneigten Fichten.

Endlich vernahm sie in der Ferne ein lautes Pfeifen und stand auf.

Nun kommt er, heute will ich ihn aber auch recht ausschelten! — sagte sie und lächelte. Ja, beeile dich nur, es ist höchste Zeit! Legte ich nicht zuweilen ein gutes Wort bei Mutter Grete ein, so hätte der Herr Patron schon oft genug im Winkel stehen können. Aber es ist doch Schade um ihn; und was kann er dafür, daß er nur ein so kleiner Bursche ist und für seine Mutter, die es doch so nöthig braucht, nichts zu schaffen vermag.

Dieser Monolog des kleinen Mädchens wurde jetzt durch das Geräusch von leichten Tritten unterbrochen, und es dauerte nicht lange, so kam ein barfüßiger Knabe den Waldsteig hergesprungen.

Ja du bist mir ein Schöner, Anders! rief Anna ihm scheltend entgegen, indem sie zugleich einen Finger drohend erhob.

Ha—ast du scho—on lange gewa—artet? fragte der Knabe außer Athem und kaum im Stande ein Wort herauszubringen.

Ha—ast du! — Hör' doch Einer! Nun bist du so gelaufen, daß du noch krank wirst! — Weißt du, Vater erzählte, es war einmal ein Knabe, der lief so rasch, um ein Gehege einem Reisenden zu öffnen, und er sprang so, daß ihm das Herz mitten entzweibrach und er auf der Stelle todt war. Es ist schrecklich gefährlich, sagte der Vater, so zu laufen.

Ei—ei, nu—un, das geht schon vorüber, erwiderte der Knabe, aber fühle ein Mal, wie mir das Herz schlägt — das pocht gehörig! Dabei nahm er Anna's Hand und legte sie auf seine Brust. Es war nicht weit bis dahin, denn er hatte keine Jacke an, und sein Hemde stand offen, so daß der Wind ihm die Haut kühlen konnte.

Der Knabe war fast zehn Jahre alt, ein kleiner munterer Kerl, mit einem Paar Augen, aus denen eben so viel Ernst und Verstand, wie Freundlichkeit und Güte hervorleuchteten.

Nun, jetzt ist es gut — und so schreckliche Eile hat

es wohl auch nicht. Die Sonne steht noch hinter dem schwarzen Klint, da ist es noch früh. Weißt du, diese Nacht habe ich zwei Enten gefangen, so daß die Mutter für heute genug hat. Arme Mutter, sie ißt diese Vögel so gerne, obwohl sie ohne Butter hart genug sind und einem den Hals zuschnüren.

Aber hast du deine Aufgabe gelernt?

O ja! Nicht vollständig, aber es wird schon gehn. Weißt du, ich freue mich so über die Enten, und daß Mutter wieder etwas zu kochen hat; — auch habe ich einen Topf Blaubeeren im Kasten zu Hause, so daß ich zu heute nichts zu besorgen brauche.

Aber was hast du selber zu essen mit, in der Schule?

Ich? — Hm, eigentlich nichts; aber auf den Abend da geht es hoch her. Denn zwei Enten — hast du sie schon ein Mal gebraten gegessen?

Genug geplappert, Anders! — Da, jetzt setze dich hin und laß dich überhören! Was war es doch — ja —

Hier, dieses Stück, siehst du. Hier habe ich ein Ohr gemacht und das Stück mit dem Nagel angestrichen.

Mit dem Nagel? — Wie geht der Musje mit seinem Buche um — hat Er schon ein Mal eine Pfauenfeder bekommen — Er?

Nein!

Nein? — ja, das glaub' ich. — Löschblätter, die sind für Ihn!

Der Knabe lachte und schlug Klein-Anna auf die Hand

Sage nicht Er, Anna, das klingt so fremd. Löschblätter? — Nein — ich danke! Ich habe blaues Zuckerpapier bekommen; — siehst du, ich bitte immer Mutter Grete um blaues Zuckerpapier.

Ach was, die Schande ist gleich groß! — Pfui, du bist ein kleiner Faulpelz sammt deinem Buche, ja ich glaube fast der dümmste Junge in der ganzen Schule. Da lobe ich mir doch den Sohn vom Schöppen, den Lasse, bei dem geht es immer wie Wasser.

Aber dumm ist er doch wie ein Klotz — erwiderte Anders; doch das thut nichts, ich bin mit dem Zuckerpapier ganz zufrieden. Denn sieh, die Mutter kann es zu Spulchen brauchen, — es ist so steif und fest, und eine solche Spuldüte hält zehn Mal so lange als eine von Löschpapier.

Hat sie aber auch schon das Zeug zu meines Vaters Rock gewebt? Das Garn — fügte das Mädchen freundlich hinzu — habe ich mit Steinmoos gefärbt; das ist eine schöne Farbe.

Ach nein, die Mutter hat so die Gicht in den Händen und braucht Theerwasser und Salbe aus der Stadt, und ist so steif, daß sie nicht so viel Kraft hat, um das Weberschiffchen zu werfen. Aber sieh, das ist nur jetzt im Frühjahr so; wenn der Sommer kommt und es warm wird, dann geht es auch ihr besser. Bis dahin — — Gott sei Dank, daß sie zu Hause was zu essen hat.

Jetzt hast du aber wirklich genug geschwatzt — unter-

brach ihn das Mädchen, höre zu — wie war das doch, das vierte Gebot?

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lang lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird."

Was befiehlt Gott in dem vierten Gebot?

Daß — daß du sollst — hm!

Ei der Tausend, weißt du das nicht?

Ja gewiß, jetzt weiß ich's — — daß du sollst — — weißt du, Anna, die beiden Enten reichen für die Mutter auf zwei Tage, denn sie hat auch noch ein paar Erbsen, das fällt mir jetzt ein.

War das deine Aufgabe? — Wie wird das in der Schule werden? Anders, ich fürchte, du bekommst das Löschpapier.

Nein, blaues, hübsches, steifes Papier! Aber es ist doch schlimm. Ja, wenn ich nicht wegen der Mutter umherlaufen müßte und Schlingen und Fallen legen und mir deßhalb den Kopf zerbrechen, so würde ich bald so viel wissen wie der Lasse, so dumm er auch ist. Ja er ist wirklich recht dumm! Aber was thut's, er ist reich, und deßhalb sagt auch sein Vater, er soll Pfarrer werden und vielleicht gar Bischof.

Aber — unterbrach ihn das Mädchen — gleich steigt die Sonne über den schwarzen Klint, und wir müssen weiter; aber deine Lection kannst du nicht. Sitz' jetzt still, ich will sie dir beibringen.

Dank, liebe Anna, du kannst Alles so rasch, antwortete der Knabe, setzte sich nieder und faltete die Hände; denn sonst ging es mit dem Lernen nicht.

Anna sprach vor, wiederholte, kurz, trichterte ihm jedes Wort ein, und so gelang es ihr, wie schon oft, dem willigen Anders einen Theil der Lection beizubringen. Aber das schien ihm schon ganz genug, und als sie so weit waren, machten sie sich auf den Weg.

Die beiden Kinder sprangen Hand in Hand durch den Wald, und wenn sie an einen Bach kamen, so trug Anders seine Schulkameradin hinüber, ohne an die Wasserfrau und deren dienstbare Geister zu denken, obwohl er selber nicht recht wußte, ob er an sie glauben solle oder nicht. Am Morgen, im Sonnenlichte schien ihm ihre Existenz nicht so wahrscheinlich als am Abend, wenn die Bäche rauschten und die überhängenden Bäume ihren tiefen Schlagschatten darüber warfen.

Bald langten sie an, um jedoch sogleich für den ganzen Tag von einander getrennt zu werden; denn Anders saß gewöhnlich ganz zu unterst, zur Strafe dafür, daß er, wie Mutter Grete sagte, seine Lection auch nicht ein einziges Mal konnte. Alles Bemühen von Seiten Anna's, alle Püffe, die er erhalten, wenn er stecken blieb, hatten zu Nichts geholfen.

Wir haben die Topographie der Gegend schon so ziemlich kennen gelernt. Wir wissen, daß durch den Wald ein Fluß mit dunkelbraunem Wasser strömt, welcher ganz ruhig und sittsam zwischen den steilen, sandigen Ufern fließt und nur hie und da aufbraus't, wenn sich ihm ein Felsstück hindernd in den Weg stellt. Dem Flusse geht es so wie oft dem Menschen im Leben: je weiter er kommt, desto schwerer werden die Prüfungen; er bildet Windungen und Buchten, als fürchte er sich den Wald zu verlassen, und da er endlich in das offene Land hinaus muß, stößt er sofort auf — nun was? — nichts Geringeres als den Teich am Schlackenhammer. Da muß der dunkle ernste Strom sich dazu verstehn, Stangeneisen und geschmiedete Nägel zu hämmern. Und wie er auch murrt und schäumt, es fragt Niemand danach, denn die Hämmer und Blasbälge übertönen seine Klagen. Nachdem er aber vorbeigelangt und gesehn, daß die vielen Räder, über welche er gemußt, ihm nichts geschadet haben, schweigt er wieder bescheiden und fließt fröhlich weiter.

Es war also ein Eisenhammer, einer der vielen heitern und anmuthigen Plätze, daran Schweden so reich ist, im Uebrigen weder ausgezeichnet durch die Centnerzahl des gewonnenen Eisens, noch durch eine im Welthandel besonders renommirte Marke, oder durch auffallend große Anlagen in mechanischer oder sonstiger Hinsicht. Es war ein Eisenhammer mit Acker- und Landwirthschaft, eine Art Fabrik und zugleich eine Oekonomie. Jeden-

falls stand er zu jener Zeit in dem unbestrittenen Eigenthum des Brukspatrons Klarin und dessen Ehefrau, einer gebornen Muggendorf.

Gott bewahre — sagte die Patronin, eine kleine, hagere Dame, welche beweglich wie ein perpetuum mobile mit dem Ordnen der Wäsche in dem hübschen Zimmer beschäftigt war — (diese Arbeit konnte ihr nämlich Keiner zu Danke machen, wie manche Menschen auch ihr Kopfkissen stets zurechtlegen müssen, bevor sie zur Ruhe gehen, und wäre ihr Bett auch noch so vortrefflich geordnet).

Gott bewahre, du sagtest ja, der Patron sei ohne Galoschen ausgegangen, springe schnell ihm nach mit den Galoschen! — Hm, ausgehn an einem Sommermorgen, da der Thau kaum aufgetrocknet! — Nein, sind auf den Schwertlilien nicht noch einige Tropfen? — Das ist mir eine schöne Geschichte! — Suche den Patron sofort auf, grüße ihn von mir und sage ihm, er möchte die Galoschen unter allen Umständen anziehn.

Die Magd sprang hinaus, um ihren seltsamen Auftrag auszurichten, nämlich im Monat Juni, um zehn Uhr Vormittags und in dem schönsten Sonnenscheine die Füße des Patrons mit einem Paar fester und mit Tuch gefütterter Galoschen zu bekleiden.

Hm — ich begreife nicht, was in ihn gefahren; er, der sonst so still ist, in einem Nu, da ich ihm kaum den Rücken gekehrt, war er draußen!

Das Räthsel lös'te sich bald, als der Patron zugleich mit der Magd zurückkam.

Man konnte nicht leicht etwas Weicheres, Milderes sehn, als Patron Klarin, wie er in seinem grüngewürfelten Schlafrock, der ihm bis auf die Füße ging, mit einem schwarzen seidenen Käppchen unter dem grauen Filzhut, in das Zimmer trat, die Galoschen in beiden Händen haltend.

Die Patronin erkannte sofort, daß etwas Entsetzliches passirt sei, und rief:

Klarin, was um des Himmels Willen ist mit dir? Hat dich der Schlag gerührt? — Ja, so ist es! — Was sagte ich zu Beate? — Trägst du nicht die Galoschen in den Händen? Ist das recht von dir, der du eine so schwächliche Constitution hast? — Ja wenn ich nicht da wäre, du würdest — —

Die Patronin hätte kein Ende ihrer moralischen Betrachtungen gefunden, wenn der Patron sie nicht mit dem Einen Worte unterbrochen:

Der Affe, Mama!

Der Affe, mein kleiner Job, was ist mit ihm?

Beate trat herein. Sie hatte dem Patron die Galoschen eingehändigt, um eine theurere Last heim zu tragen — den kleinen Job. Dieser sah noch kläglicher aus als der Patron.

Es war ein kleiner, graugrüner Kapuzineraffe, ein eben so gutmüthiges als eigensinniges Geschöpf, der Augenstern der Patronin; das einzige Wesen im Hause, das einen versöhnenden Einfluß ausübte, da ihre Ehe kinderlos geblieben.

Der kleine Job war ganz durchnäßt, hustete und nies'te erschrecklich und bebte vor Kälte am ganzen Leibe.

Ist er in den Teich gefallen? — Ach du mein Gott! So antworte doch, Klarin! Wer hat Job in den Teich geworfen? — Ja ich weiß schon, Hammarholm's Jungen! Du mußt mir sofort das ganze Hammarholm'sche Pack fortschaffen, ich dulde diese Hammarholms nicht länger, sie sollen meinen armen Job nicht ferner beunruhigen! — Du armes kleines Mätzchen, hier hast du ein Laken und meinen grauen wollenen Shawl, so, wir wollen dich frottiren. Ach, er kann nicht einmal mehr nach mir beißen, das liebe, süße Geschöpfchen! — Nun, waren es nicht die ungezogenen Jungen von Hammarholms?

Nein, Frauchen, nein, bewahre! — Ich trank gerade meinen Millefoliithee, als ich einen fremden Hund sah, der den armen Job verfolgte und ihn nicht hineinkommen ließ. Job sprang in seiner Angst über den Zaun, nach dem Hammer und schließlich auf das Dach des Mühlenhauses. Ich stürzte hinaus, aber kam zu spät, denn Job war aus Angst vor den Rädern hinab in den Teich gesprungen. Er sprang leider fehl, das arme kleine Wesen!

Ach, ach! — war das Einzige, was die Patronin zu erwidern vermochte. Ihr Gefühl hatte in diesem Augenblicke etwas von dem einer Mutter. Sie wärmte und rieb ihren Liebling, bot ihm warme Milch, Mandeln, Rosinen, Eingemachtes und Backwerk an, was Alles Job

sonst so liebte. Jetzt aber blieb er gleichgültig gegen alle diese irdischen Genüsse und, um den Bericht nicht in die Länge zu ziehen, er entschlief nach halbstündigem Todeskampfe in den Armen der Patronin.

Er verlosch wie ein Licht — pflegte sie später hinzuzufügen, wenn sie dieses Ereigniß erzählte; und das geschah jedes Mal, sobald die Rede auf die schweren Prüfungen kam, welche keinem Menschenherzen erspart bleiben.

Die beiden Gatten saßen in tiefe Trauer versenkt da.

Wir werden einen solchen Affen niemals wiedersehn, sagte die Patronin.

Nein, Job war ein liebes Geschöpf und hatte beinahe Menschenverstand, fügte der Patron hinzu.

Und war so treu und so ganz Hingebung, sagte die Patronin.

Und starb in deinen Armen, fügte der Patron hinzu.

Mit einem Worte, solchen Schmerz hatten sie noch niemals erfahren.

Patron Klarin war ein schlichter, vielleicht auch nicht sehr begabter Mann, welcher gerne Zeitungen las, politisirte und den Lehren des Liberalismus anhing. Ihm waren die Lasten der Alleinherrschaft, nämlich für die Beherrschten, leider nicht unbekannt, darum blieb er ein abgesagter Feind jedes absoluten Regimentes, ganz besonders aber des Weiberregimentes, dessen Freuden ihm selbst zu Theil geworden. Die Patronin behandelte nämlich den Patron nach den Grundsätzen, welche die

absoluten Herrscher befolgen, indem sie in jeder Beziehung für ihn Sorge trug, ihn bemutterte, ihn liebkos'te, aber ihm durchaus einen eigenen Willen versagte. Wehe ihm, wenn es ihm in den Sinn kam, zu versuchen, ob er nicht selber über sein Geschick bestimmen könne. Wenn es vierundzwanzig Grade heiß war und der Patronin der Gedanke kam, er könnte sich erkälten, so mußte er im zugeknöpften Ueberrocke schwitzen. Saure Milch, wie sehr er sie liebte, gestattete sie ihm niemals, denn man kann davon das kalte Fieber bekommen. Mit einem Worte, die Patronin liebte ihren Mann, aber sie regierte absolut, und das Scepter der Liebe in ihrer Hand hatte ein Gewicht, das wohl auch zu zerschmettern vermochte. Darum war denn der Patron immer ein großer Freund der Freiheit, sobald er sein Haus verließ und mit dem Pfarrer disputirte, welcher umgekehrt auf Seiten seiner Alten nicht den leisesten Widerspruch duldete, den Absolutismus für die beste Regierungsform ansah und, wie wir schon gesehen haben, von der Aufklärung des Volkes nichts hielt.

Seit das große Unglück mit Job passirt war, durfte der Patron nicht mehr ausgehn. Er saß wie auf einem Spielberg, ein Staatsgefangener in seinem eigenen Hause. Denn in Folge von Job's Bade hatte er selber einen hartnäckigen Schnupfen bekommen, der es ihm unmöglich machte, das Zimmer zu verlassen, oder gar auszufahren, ohne zu niesen. Die liebe Sonne durfte nicht den armen Patron bescheinen, der mit stillem Murren sich darein finden mußte, zu Hause zu bleiben und Brustthee

zu trinken. Man wird es ihm nicht verdenken, daß er anfing ein Diplomat zu werden und darauf zu sinnen, ob nicht irgend etwas die Aufmerksamkeit der Patronin von seiner Nase ablenken könnte. Er räsonnirte ungefähr so:

So lange Mama eine Spielpuppe an dem Job hatte, durfte ich doch noch einigermaßen meinen Willen haben. Kinder haben wir leider nicht, ich muß ihr einen neuen Affen besorgen.

Der Patron schrieb deßhalb an einen Geschäftsfreund in Göteborg, er möchte ihm einen Affen schicken. Es dauerte auch nicht lange, so erhielt er die Nachricht, daß ein prächtiger Affe mit der nächsten Gelegenheit eintreffen werde.

Er hat — lautete der Brief — dem seligen Seecapitän Murvell zugehört und ist durch dessen Tod herrenlos geworden. Wie Murvell's Bedienter versichert, besitzt er eine große Lebendigkeit und hat den seligen Capitän durch seine „putslustigen Einfälle" sehr unterhalten.

Gut! — sagte der Patron zu sich selber, das ist offenbar ein stilles, friedliches Geschöpf, so daß Mama ihre Freude an ihm haben, mich aber in Ruhe lassen wird. Vielleicht kann ich doch noch einigermaßen meinen eigenen Willen haben.

Der Mensch, fuhr der Patron fort, indem er mit dem rechten Zeigefinger auf den linken schlug, der Mensch ist, schon nach der Heiligen Schrift, als ein freies Wesen geboren, mit dem Gefühle für Freiheit in seiner Brust

und mit dem tiefinnerlichsten Bedürfniß, frei zu leben und zu sterben.

Ach wenn man nur jemals zur rechten Freiheit gelangte! So lange meine selige Mutter lebte, war sie hier im Hause Königin. Mein Vater hatte nichts zu sagen. Wie hätte da ich — ! — Hm — und so suchte sie mir eine Frau aus, und darum wurde es nicht anders, als sie starb. — Nein, rief er und nies'te dazu, frei muß jedes lebende Wesen sein — frei — und der Affe soll mich — — Sein heftiges Niesen ließ ihn nicht zum Schlusse kommen.

Da hast du's! rief die Patronin, indem sie in das Zimmer trat, deine Erkältung ist schlimmer geworden. Sagte ich es nicht gestern, als du am Fenster standest ohne Käppchen? — Lieber Gott, wenn man so schwächlich ist wie du, muß man den Rath vernünftiger Leute befolgen. Diesen Abend Fußbad und Fliederthee.

Der Patron hatte nichts dagegen einzuwenden.

Einige Tage später kam der Affe an. Das niedliche Thierchen erinnerte an Job, hatte ein freundliches Gesicht, schnalzte mit der Zunge, liebkos'te den Patron und bewies sich in jeder Weise so wohlerzogen, daß der Patron ihn frei umherlaufen ließ, wie es mit dem kleinen Job der Fall gewesen war.

Der selige Capitän Murvell hat ihn in der That vortrefflich erzogen. — Mama, komm herein — ich habe etwas für dich, liebes Kind!

Die Patronin trat in ihrer majestätischen Haube ein und blickte ihren Herrn und Gatten fragend an.

Siehst du — hapschi! — Ha—ha—ha — da ist ein neuer Job für dich.

Ach was für ein reizendes Thierchen! rief die Patronin und näherte sich dem Affen, der gerade auf einem Schranke hockte. Aber der neue Job wies ihr die Zähne, und als sie trotzdem näher an ihn herangging, sprang er auf ihre Schultern und verursachte in wenigen Secunden eine wahre Revolution in ihrer Coeffure. Haube, falsche Locken, Kamm und Haarnadeln flogen nur so umher. Dabei blickte er, als erwarte er ein Wort des Beifalls und Lobes, dann und wann nach dem Patron, der seinerseits vor Angst und Schrecken weder zu sprechen noch zu niesen vermochte.

Hülfe, Hülfe, er mordet mich! — Hülfe — er bringt mich um! — rief die Patronin ein über das andere Mal und schlug mit ihren Armen wie eine Windmühle um sich, außer Stande, sich von ihrem Widersacher zu befreien. Endlich kam Beate mit noch anderen Leuten und erretteten die Patronin von Job dem Zweiten. Nun erst erkannte man, daß der Affe ein Weiberfeind sei; denn er fletschte jedes Mal die Zähne, wenn er eines Frauenzimmers ansichtig wurde. Rasch wurde er in einen Käfich gesetzt. Der Patron aber mußte sich seiner Quarantäne und Cur weiter unterziehen.

Alles im Leben bildet eine einzige zusammenhängende Kette, deßhalb wollen wir noch einmal vom Schicksal

reden. Der Charakter Job's des Zweiten ist an sich nichts so Gleichgültiges, als man glauben möchte, und wie jeder Charakter, der eines Affen wie eines Menschen, seinen Ursprung und Grund, seine Wurzel gleichsam und eine historische Entwicklung aufzuweisen hat, so war es auch bei diesem Job der Fall. Nichts weniger als ein Abenteuer, eine unglückliche Liebe des Capitän Murvell hatte den Affen zu einem Weiberfeinde gemacht.

Jonas Murvell war nämlich im Jahre 1810 Steuermann auf der Brigg „Meta Lisa von Trelleborg" — nebenbei gesagt, so getauft nach der einzigen Tochter des Kaufmanns Tom Cattings und Comp. daselbst, einem großen, bleichsüchtigen Frauenzimmer, jetzt schon todt und begraben — und fuhr auf dem mittelländischen Meere. Dort, nämlich irgendwo am Lande, verliebte er sich in ein hübsches Mädchen, deren Mutter nicht dulden wollte, daß sie einem schwedischen Ketzer ihre Hand reiche. Sie wußte denn auch ihre Tochter zu überreden, sich schleunigst in einen schwarzhaarigen Italiener zu verlieben. Aber Murvell ließ sich nicht abweisen. Da lehrten sie einen Affen, den sie im Hause hielten, auf Murvell losgehen; dieser, außer Stande sich zu vertheidigen, erhielt einen Biß in die Backe, wovon ihm die Narbe das ganze Leben lang blieb, und eine Wunde im Herzen, welche niemals heilte. Denn die Schöne hatte bei seinem Unfall laut gelacht und, da er den Affen todt zu schlagen Miene machte, ihn durch ihren Bräutigam, den neuen nämlich, und andere Leute hinauswerfen lassen. Wie

gesagt, die Wunde in der Backe heilte, aber nicht die tiefe Herzenswunde. Da schwur er, niemals wieder ein Weib zu lieben, diese Falschen, die mit den heiligsten Gefühlen Spott treiben und ihn durch einen Affen aus dem Paradiese gejagt hatten. Allmählich linderte sich sein Schmerz, Capitän Murvell blieb eine gute, brave Seele und aß, trank und schlief, als wäre er niemals in seinem Leben verliebt gewesen. Aber um doch auf seine alten Tage eine Unterhaltung zu haben, schaffte er sich einen Affen an und lehrte ihn jedes Frauenzimmer, dessen er ansichtig wurde, anzufallen, besonders aber Haare zu zerzausen, Hauben zu zerreißen und Ohrfeigen auszutheilen. Da lachte denn der Selige, daß er sich den Bauch halten mußte und die Thränen ihm über die Backen liefen. Nach Beendigung der Execution aber rief er den Affen zu sich, liebkos'te ihn und gab ihm Kuchen zu essen. In Folge dieses Erziehungssystems hatte Job der Zweite, in der Absicht seinem neuen Herrn gefällig zu sein, die Patronin so behandelt, wie er das schöne und allerdings auch schwächere Geschlecht zu behandeln gewohnt war, und die übliche Belohnung für seine gute That erwartet. Statt dessen erhielt er Schläge und wurde eingesperrt. Dem Patron ging es aber seitdem doppelt schlecht. Denn die Patronin vermochte den Unfall nicht zu verschmerzen, und obwohl sie einsah, daß der Patron daran gänzlich unschuldig, so ließ sie ihn doch die bekannten Folgen ihrer schlechten Laune nur zu sehr fühlen. Allerdings nahm dieselbe keine anderen

Formen an, als daß sie ununterbrochen den Gesundheitszustand des Patrons überwachte. Es war auf ihrer Seite eine Art egoistischer Liebe; zwar immer noch Liebe, doch hatte der stille Mann nicht wenig unter ihrer Last zu leiden.

Bei alledem besaß die Patronin ein gutes Herz, und es fiel ihr nicht ein, ihren Alten absichtlich zu quälen; sie hielt sogar große Stücke auf ihn, erachtete ihn aber ganz besonders nothwendig für ihr eigenes Glück und Wohlbefinden. Dieses ewige Einwickeln und Sorgen um ihres Mannes Gesundheit war allerdings nichts als eine Uebertreibung; aber sie hatte es mit ihren Vorsichtsmaßregeln, ihren wollenen Strümpfen, Halswärmern und Flanellhemden, welche sie ihm aufgedrungen, endlich dahin gebracht, daß der Patron es kaum vertrug, wenn ein sommerlicher Windhauch seinen Ueberzieher traf (denn ohne einen solchen durfte er nun schon niemals unter den freien Himmel treten), und dieses vermehrte natürlich sowohl die Aufmerksamkeit der Patronin, als auch die Zahl der Vorsichtsmaßregeln und der Ueberröcke.

Zwar hatte der Patron, wie wir wissen, eigentlich niemals erfahren was ein eigener Wille sei, trotzdem fühlte er sich gedrückt und mißmuthig. Dabei übersah er nicht, daß seine Frau es gut mit ihm meinte, und es gab Momente, wo er sie trotz all des Zwanges, dem sie ihn unterwarf, aufrichtig liebte. Aber es gab auch wieder Zeiten, da er ungehalten einen Ableiter für ihre „allzu aufopfernde“ Liebe herbeiwünschte. In einer solchen

Stimmung war es, daß er auf den unglücklichen Affen gekommen. Daß er seitdem noch strenger — wenn das überhaupt möglich — überwacht wurde und täglich lange Citate zu hören bekam, aus Westerdahl's „Gesundheitslehre“ oder aus der „Kunst sein Leben zu verlängern“ von Hufeland, aus Tissot, Bock und Andern, ist begreiflich, wenn man hört, daß die Patronin Bücher medicinischen Inhalts fleißig studirte und selber den Kranken in der Umgegend allerlei Medicamente verschrieb. Der Patron war naturgemäß ihr nächstliegendes „Versuchsfeld“. Dafür erinnerte sein kränkliches und mageres Aussehn, wenn der Vergleich erlaubt ist, auch in etwas an das „Inventarium“ einer landwirthschaftlichen Akademie.

Das Klarin'sche Ehepaar war demnach ein, was man nennt, glückliches Paar und weit bekannt wegen der Liebe, die zwischen ihnen herrschte. Und das Publikum hatte Recht. Denn es giebt in der That schwerere Leiden als zu sehr geliebt zu werden, und schwerere Prüfungen als Camillenthee und Fußbäder.

Wir lassen mittlerweile unsere Bewohner vom Schlackenhammer glücklich sein oder unglücklich, je nachdem, und wenden uns wieder den Kindern zu, bei denen wir Freiheit und Freude antreffen, dagegen keine wollenen Tücher, keine Moralpredigten und keine Sorgen. Denn sie spielen gerade auf einer grünen Wiese.

Es war nämlich der Margaretentag, oder der zwanzigste Juli. Alles stand in der herrlichsten Pracht. Die Schmetterlinge flatterten umher, als nähmen sie an den Spielen der Kinder Theil, und die Blumen beugten sich gern unter den leichten Tritten der springenden Jugend. Die Wiese außerhalb Stordalsborg zeigte noch jetzt die Spuren davon, daß sie einst als Acker gedient hatte, denn es wuchs dort zahlloser weißer und rother Klee, aus dessen Blüten die Bienen und die Kinder Honig sogen. Ringsum aber erstreckte sich ein prächtiger Laubwald.

Klein-Anna war heute mit der Sonne zugleich aufgestanden und mit einem ganzen Arm voll Blumenkränzen erschienen. Mutter Grete schlief noch; auch die Sonne schien noch nicht durch die Ranken des Gaisblatts und das kleine Fenster in der Giebelwand. Als sie aber höher stieg und die versammelten Kinder merkten, daß Mutter Grete drinnen sich zu rühren anfange, stimmten sie einen Gesang an, ein altes Lied, das man bei solchen Gelegenheiten zu singen pflegte. Man konnte den Gesang nicht gerade vorzüglich nennen, aber Anna's klare Stimme klang deutlich durch alle die übrigen hindurch; auch Mutter Grete verstand recht gut, aus welchen Herzen es kam, und trat unter sie. Da knixten und verbeugten sich die Kinder alle und riefen, gerade so wie das Gaisblatt:

Grüß' Gott! und Gottes Segen mit Euch, Mutter Grete!

Ei, habt ihr schon auf mich gewartet? — sagte

jedes Mal die Alte lächelnd. Wie herrlich habt ihr die Thüre geschmückt! — Was für Kränze und Blumen! — Wie schön das aussieht!

Ach, die Muter Grete sagt, es sehe schön aus, flüsterten die Kinder unter einander und umringten sie.

Ich möchte gern — nahm endlich Klein-Anna das Wort — Euch, Mutter Grete, ein paar Lilien und Moosrosen geben, die sind vom Schlackenhammer — und mit diesen Worten reichte sie ihr einen Blumenstrauß. Auch läßt der Großvater sagen, Ihr möchtet dieses annehmen — fuhr sie fort und zog unter ihrer Schürze ein Paar Holzschuhe hervor. Die waren ein Meisterstück des alten Flink, mit einem kupfernen Ringe beschlagen und so sauber geschnitzt, daß sie wie ein Paar Ballschuhe aussahen. Der alte Flink hatte sich dieses Mal sehen lassen wollen, vielleicht mit Rücksicht auf das Mädchen; kurz, er hatte für Mutter Grete die Holzschuhe gearbeitet.

Großvater meinte auch — nahm Anna wieder das Wort, während Grete das Geschenk betrachtete — die seien gut für den Winter, wenn der Fußboden kalt ist und der Frost eindringt. Da möchtest du eine Hand voll Stroh hineinstopfen — sagte er — dann hielten sie warm wie ein Ofen — sagte er.

Dank, ihr lieben Kinder, Dank, Anna! — Das sind schrecklich kostbare und seltene Schuhe. Ich weiß wirklich nicht, weßhalb Großvater Flink an mich gedacht hat!

Anna wollte eben antworten, doch war nun die Reihe an den andern Kindern. An diesem Tage brachte

ein jedes nach altem Brauche der geliebten Lehrerin ein Geschenk, eine Art Opfergabe. Unter den andern erschien auch Anders. Die Augen des gutherzigen Jungen funkelten, als er in einem Weidenkörbchen ein paar Barsche präsentirte, sehr klein, das ist wahr, so klein, daß sie auf einem Fischmarkte polizeilich würden confiscirt worden sein; aber er hatte sie selbst geangelt, selbst aus dem tiefen See geholt, in welchem die Wasserfrau wohnte. Am Abend vorher hatte er bis tief in die Nacht hinein dort gesessen.

Nachdem auch ihm Dank zu Theil geworden, setzten die Kinder ihre Bescherung fort. Einer verehrte ein Paar Strümpfe, ein anderer eine Schürze. Der kleine Bischof in spe übertraf sie aber alle insgesammt, denn er brachte ein Gebinde Wolle und ein Pfund Butter von der Frau Schöppin.

Nach dieser Ceremonie erhielten die Kinder Erlaubniß, ein paar Stunden umherzulaufen und zu spielen. Kaum war dieses Wort ausgesprochen, so eilten sie auf die Wiese, erhoben ein lautes Geschrei und lärmten und jubelten ohne Ende. Denn Mutter Grete hatte so zufrieden ausgesehn, und das machte sie Alle so glücklich. Nur darüber waren sie nicht ganz einig, ob ihre Mienen mehr Freude verrathen hätten bei den Strümpfen oder den Holzschuhen, bei den Handschuhen oder den Barschen. Aber des reichen Schöppen Lasse ging, die Hände in den Taschen, seiner Sache gewiß umher, denn seine Mutter hatte ihm gesagt, ein Gebind Wolle koste zehn

und ein Pfund Butter sechs Groschen. Darum stand es bei ihm fest, Mutter Grete erachte seine Gabe für die allerkostbarste.

Das war nun allerdings nicht der Fall. Denn Mutter Grete betrachtete am längsten die kleinen Geschenke, welche sie von Anna erhalten hatte, und meinte: Die Holzschuhe habe ich eigentlich nicht von dem alten Flink. Anna hörte, daß ich vergangenen Winter über Kälte an den Füßen klagte, und da hat sie dem Alten keine Ruhe gelassen. Und dann die schönen Blumen, die Lilien und Rosen, besäße ich das kleinste Fleckchen Erde, so würde ich auch solche ziehen! Gott segne das Kind! — Wie lange wird ihr armer Vater noch leben? Er steht am Rande des Grabes. Wer soll ihrer warten und sie leiten? — Niemand außer mir. Und was vermag ich? — Ach, es ist doch recht traurig, arm zu sein! —

Als das Spiel der Kinder zu Ende war und sie wieder in der kleinen Stube saßen, als Anna wie gewöhnlich ihre Aufgabe hersagte und Mutter Grete anlachte und so klug sich der andern Kinder annahm, mußte Mutter Grete, gerade so wie der kleine verwachsene Uhrmacher, denken: Was soll aus diesem Kinde werden? —

Etwa acht Tage später saß Mutter Grete aus Stordal in der Küche des Schlackenhammers und wurde, wie die Patronin es befohlen, mit einem Topfe Kaffee tractirt. Die Patronin war nämlich keineswegs geizig, obwohl sparsam, weßhalb sie auch darauf hielt, daß die Leute nicht, wie sie sich auszudrücken beliebte, „dem lieben Gott

die Zeit wegstahlen". Sie hielt große Stücke auf Mutter Grete und unterhielt sich gern mit ihr über Alles, was in der Umgegend passirt oder auch nicht passirt war. In jener Zeit hatten die politischen Neuigkeiten noch nicht alle übrigen verdrängt, damals nahm das Tagesgespräch noch den ehrwürdigen Platz ein, welchen nunmehr die Publicistik behauptet.

Die Kinder kamen also mit Geschenken — äußerte die Patronin; ein Gebind Wolle und ein Pfund Butter — das ist anständig von der Schöppin. — Nun, und was bekämt Ihr mehr?

Ja, Anders gab mir ein Gericht Fische. Gewiß meinte er es gut, aber lieber Gott, er lies't deßhalb um nichts besser; das ist recht traurig; er hat keine Lust zum Lernen, obwohl er gar nicht so dumm ist. Da ist der Lasse viel weniger begabt, aber er ist fleißig wie ein Maulwurf und lernt in Einem fort, obwohl es mit ihm durchaus nicht vorwärts will.

So so! — Ja, sie haben es da oben im Myrkär recht arm. Gott weiß, wovon sie leben — bemerkte die Patronin; aber das ist wahr, sie werden einen nicht um das Geringste anbetteln.

Das macht der Anders. Ohne ihn wäre seine Mutter schon verhungert. Das ist eine rechte Lust zu sehen, wie das Kind Sprock und Reisig aus dem Walde nach Hause schleppt, wie er im Herbste die Fugen und Sprünge der Hütte verstopft und verstreicht, so klein er ist; er angelt Fische, stellt Fallen und Schlingen und sorgt für jedes Bedürfniß. Allerdings bekommt er dann

und wann etwas von Frau Bertil in Framsberga; aber daran rührt er nicht, das bringt er nach Hause für seine Mutter. Und sind es ein paar Pfennige, so legt er sie in die Sparbüchse, Alles für seine Mutter. Gott weiß, wie er sie liebt.

Nun, bekamt Ihr noch Etwas?

Allerdings, von der kleinen Anna in der Holzschuhhütte ein Paar neue Holzschuhe, die der alte Flink gemacht hat, mit Kupferringen und Allem.

Anna? — Ja so, ich habe sie seit vielen Jahren nicht gesehn. Ihre Mutter kam einmal her und hatte das Kind mit, ein hübsches Kind, mit großen blauen Augen, so viel ich mich erinnere.

Ja, die hat sie noch, ein gutes, artiges Kind, und so aufgeweckt — und eine Stimme hat sie, daß sie mit dem Küster um die Wette singen könnte, wenn es sein müßte. Ach du mein Gott, es wird nicht lange dauern, dann weiß sie so viel wie ich selber.

Die Patronin hatte kaum zugehört. Sie schien in tiefe Gedanken versunken und erwachte jetzt wie aus einem Traume.

Also sie ist so aufgeweckt! — Wie alt ist sie jetzt?

Acht und ein halbes Jahr, etwas darüber; ein liebes, gutes Kind. Aber wenn ihr Vater, der kleine Bucklige, stirbt, was soll dann aus ihr werden?

Gott wird schon helfen — erwiderte die Patronin, Gott wird schon helfen, Mutter Grete.

Es war an einem Herbstabend; die Kinder hatten ihre Spiele beendigt, der schwarze Klint, ein kahler, nur mit einem gräulich-weißen Moose spärlich bekleideter Felsen blickte über den Kiefernwald, vor welchem sich die Wiese wie eine grüne Matte ausstreckte, und erglühte von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Vom Walde her hörte man Glocken klingen, denn das Vieh wurde nach Hause getrieben. Der Wind wehte warm und mild über die Gräser, bewegte die hängenden Zweige der Birken und verlor sich weiter im Schweigen des Waldes.

Das Spiel war zu Ende, die Kinder hatten sich auf den Heimweg begeben.

Im Stordal war es recht still geworden. Mutter Grete saß allein in ihrer Hütte, aus deren zerbröckelndem Schornstein der hellblaue Rauch in die Abendluft aufstieg. Nun seien alle Kinder zu Hause, meinte sie. Aber es saßen auf dem Grasplane hinter einem Busche noch ein Knabe und ein Mädchen, er bitterlich weinend, während sie freundlich lächelnd ihn zu trösten suchte und dann und wann mit ihrer Schürze die Thränen von seinen Wangen trocknete.

Ei was, Anders, ein Junge muß nicht weinen! Siehst du, ich weine niemals. — Sieh her, Anders, setzte sie hinzu und richtete seinen Kopf auf, sieh mich an! Und dabei blickte sie ihm so herzlich und tröstend in die Augen, daß er die Arme um ihren Hals schlang und ausrief:

Anna, liebe Anna, ach wenn ich doch so glücklich wäre wie du! Dabei brach er wieder in Thränen aus und schluchzte so heftig, daß das Mädchen ihm wieder die Backen trocknen mußte.

Glücklich, ja — gewiß bin ich glücklich. Mein Vater fühlt sich wieder frisch und gesund wie früher, und wir haben, Gottlob, Alles, was wir brauchen, so wenig das auch ist. Aber morgen soll ich in den Hammer gehn, und mein Vater kommt mit, und da giebt es zu essen! — Aber du kannst auch ein ordentlicher Mensch werden, wenn du nur tüchtig lernst und recht fleißig bist.

Der Knabe hörte plötzlich auf zu weinen, legte seine beiden Hände auf ihre Schultern und blickte sie ernst an.

Lernen? — Ja, das läßt sich leicht sagen! — Weißt du, ich möchte schon lernen. Aber ich habe für meine Mutter zu sorgen und das kostet Zeit.

Ja, das ist mir nichts Neues, du hast keine Zeit, armer Anders — erwiderte das Mädchen etwas verlegen, daß sie ihrem Freunde Unrecht gethan; aber etwas besser könnte es doch gehn — fügte sie hinzu, schon um das letzte Wort zu haben.

Aber was soll ich jetzt thun? — Schon drei Tage ohne Nahrung! — Nein, nein, sie stirbt vor Hunger, und doch giebt sie nicht zu, daß ich die Leute für sie um eine Gabe bitte.

Ach du mein Gott, du sollst etwas von uns bekommen, erwiderte das Mädchen; doch — nein — das

geht nicht an. Das Meiste hat der Großvater für seine Holzschuhe eingetauscht, da können wir nichts davon verschenken. — Ach, Anders, ich weiß keinen Rath!

Ja, das weiß ich. Seit die Frau Bertil in Framberga todt — sie starb vor einem Monat — habe ich Niemand, den ich um etwas bitten könnte. Mit der Frau Bertil war das etwas Anderes, die hatte bei meiner Mutter Gevatter gestanden. Ach mein Gott, jetzt liegt sie zu Hause, hat nichts als Wasser und wird von Tage zu Tage schwächer. Vielleicht stirbt sie vor Hunger, ehe ich wieder zu ihr komme und ihr das Stückchen Brod bringe, das du mir immer von dem deinen giebst!

Schäme dich so zu sprechen! fiel das Mädchen ein, du mußt Gott vertrauen, er giebt dir, wenn du es am wenigsten erwartest. Er kann dir helfen, ja, das kann er, und nur er. Du darfst nicht betteln, da deine Mutter es dir verboten hat; und ist es bis heute nicht immer gut gegangen? Blick auf! Sieh mich an! —

Wenn Anna ihren kleinen Schulkameraden aufforderte, sie anzusehn, so geschah dieses allerdings nicht ohne Rücksicht auf ihre blauen Augen, von denen sie überzeugt war, daß er aus ihrer lichten Tiefe ebenso Trost und Ruhe holen werde, wie der Fischer die kostbarste Perle aus der Tiefe des blauen Meeres.

In der That wurde er ruhiger und sagte:

Aber was soll ich thun? — Es kommen keine Vögel mehr in die Schlingen; kein Eichhörnchen läßt sich fangen, obwohl ich sie mit Nüssen locke. Die sind

dieses Jahr auch nicht gerathen, und die Kartoffeln haben wir schon vom Felde aufgegessen. Nichts im Walde, im Wasser oder in der Luft, was ich bekommen könnte, und meine Mutter verhungert!

Bekommst du denn keine Fische?

Nein! — Natürlich — wer sie recht nöthig hat, bei dem beißen sie nicht an. Schon als ich für Mutter Grete angelte, wollte keiner anbeißen. Auch wage ich nicht bis an den See zu gehen, denn der Alte — sagen sie — duldet nicht, daß man in seinem See fischt.

Der alte Ola? — Ja das ist ein finsterer Mensch, und böse genug sieht er aus mit seinen blutrothen Augen und den struppigen Augenbrauen, die wie langes Bartmoos auf einem Strohdache — ja wahrhaftig, wie solche Bärte, ihm über die Augen hängen.

Ja, das hilft nichts, die Fische können nicht den Eisenhammer vorbei, sagte Mutter Bertil. Früher war das anders, da gingen die Lachse bis weit hinauf. Aber das war noch in ihrer Jugend, bevor der Hammer angelegt war. Es soll allerdings wider Gesetz und Recht sein, einen öffentlichen Strom, eine solche „Königsader" zu sperren — sagt Lill Pelle in Storvik, der die Gerichtsherrn fährt und sich aufs Recht versteht.

Ich meine, du gehst zu dem See hin. Schlimmeres kann doch nicht geschehn, als daß der Ola aus seiner Hütte kommt und dich fortjagt.

Freilich, das wäre nicht so schrecklich. Aber, weißt

du, er wacht wie ein Drache auf seinem Schatze und ist da, bevor ich noch die Angel auswerfe.

Thut nichts, gehe nur diesen Abend dorthin und versuche dein Glück. Gewiß liegt dann der Alte und schläft, die Fische sind aber eben so gut für dich wie für ihn da. Auch hat er kein größeres Recht auf den See wie alle Leute, so sagte der Großvater noch vorgestern.

Mein Glück versuchen? — rief der Knabe aus und schüttelte mit dem Kopfe, ach, das ist es ja eben, ich habe kein Glück!

Das werden wir sogleich sehn! erwiderte das Mädchen; so, jetzt die Augen aufgemacht und gesucht! — Findest du einen Vierklee, so hast du Glück! Komm, wir wollen suchen!

Sofort sprang Anna auf und suchte. Das Beispiel wirkte — Anders fing gleichfalls im Grase zu suchen an, — lauter Dreiklee! Nein, Anna, es lohnt nicht! — rief er.

Wer sucht, der findet! lautete die Antwort; und sie suchten weiter.

Da riefen Beide fast in Einem Augenblick aus: Sieh her, ich habe einen — und liefen auf einander zu.

In der That hatte Jedes einen Vierklee gefunden. Der Knabe sah sehr glücklich aus. Diese vier Blätter, welche auf dem Stengel in seiner Hand schwankten, erfüllten ihn mit einer wundersamen Ruhe. Kaum traute

er seinen Augen, da auch Anna mit triumphirender Miene ihren Vierklee in die Höhe hob und sagte: Siehst du nun, daß wir Glückskinder sind? — jetzt geh nur gleich zum See und angle in Gottes Namen, so bekommst du Fische; aber denke an Gott und nicht an die Wasserfrau, dann ist nichts zu fürchten.

Mit diesen Worten sprang Anna auf dem kleinen Steige dem Walde zu, und Anders folgte ihr. Die Dämmerung hatte schon begonnen, und im Walde war es vollkommen dunkel; aber sie eilten trotzdem rasch weiter bis zum Scheidewege. Hier schöpfte das Mädchen einen Augenblick Athem und sagte:

Ich muß sehen, ob du wirklich angeln gehst, damit deine Mutter morgen etwas zu essen hat.

Meinetwegen, und da ich den Vierklee gefunden —

Auch mir zu Liebe, Anders! — Gute Nacht!

Der Mond beschien schon die Myrkärshütte, die paar Scheiben des kleinen Fensters und die weißen Brettchen, welche die Stelle der fehlenden einnahmen. Anders ging hinein, begrüßte seine Mutter und sagte:

Denkt Euch, Mutter, ich habe einen Vierklee gefunden. Er wollte ihr gerne etwas Tröstliches sagen und wußte nichts Besseres. Anders' Mutter seufzte leise und erwiderte nichts als:

Gott gebe dir Glück, mein liebes Kind.

Ich will heute Abend angeln gehen, vielleicht beißen sie jetzt besser an; auch sagte Anna, es sei nicht verboten, im See zu angeln, denn die Fische darin gehör-

ten Jedermann und nicht bloß dem alten Ola — sagte sie.

Ach, du wirst keine bekommen, mein Kind, doch gehe, wenn du willst.

Der Knabe nahm seine Angel aus der Vorstube, schloß die Thüre und begab sich auf den Weg.

Man konnte nicht leicht etwas Düstreres finden, als den kleinen Waldsee, zu welchem jetzt Anders im Mondscheine ging. Der dunkle Wald, der ihn umgiebt, senkt sich tief hinab bis zu dem Wasserspiegel, in welchen die seltsam geformten Wurzeln tauchen, während die Kronen der Bäume ihn beschatten. An einer Stelle, die einigen Raum gewährte, stand eine kleine Hütte, ungefähr in demselben Stil wie die Myrkärshütte.

Man kann aus einem Gebäude ebenso auf den Charakter seines Erbauers wie seines Bewohners schließen. Ein großes Haus mit vielen Zimmern, welches das ganze Jahr leer steht, gehört gewöhnlich Leuten, die entweder höher hinaus wollen, als die Schwingen tragen, oder es sich im Alter bequem machen wollen, indessen niemals alt genug werden, um sich dafür zu halten und sich ihres Besitzes zu erfreuen. Ein Haus mit so vielen Räumen, als die Familie gerade braucht, um bequem zu leben, verräth Ordnungssinn und Vertrauen auf das Walten der Vorsehung. Ein kleiner viereckiger Raum aber mit einer Thüre ohne Schloß und Riegel, bloß mit einer hölzernen Klinke, einigen kleinen Scheiben statt der Fenster, einem Kamin, einem

Schrank, einer Bank, einem Spinnrocken, daneben ein Gesangbuch und eine irdene Schüssel auf dem Brett, alles indessen weiß gescheuert und sauber — in einer solchen Hütte, wie beispielsweise die Myrkärshütte, die Wohnstatt der Armuth und der Zufriedenheit, so enge, so ungeschützt und doch so heimlich mit ihrer niedrigen Decke, da weilen weder bleiche Furcht, große Ansprüche, noch Hochmuth, da vergeht ein Tag wie der andere; denn die Hoffnung geht an ihr vorüber, aber auch die quälende Erinnerung.

In einer solchen Hütte wohnte der Fischer Ola, der mit Keinem umging, Keinen brauchte und Etwas Abstoßendes und Mürrisches hatte. Eigentlich wußte Niemand von ihm etwas Böses zu erzählen, ein Jeder nahm aber an, daß er ein schlechter Mensch sei. Denn er sprach fast mit Niemand, war überdies verdrießlich und aß seine Fische selber auf, wenn man ihm den geforderten Preis nicht bewilligen wollte. Ueberdies war er schon darum seinen Nachbarn beschwerlich, weil diese gerne aus dem Gemeindewalde ihr Holz holten, Ola aber nicht selten gegen sie Zeugniß ablegte. Denn der Alte war draußen früh und spät, fischte in allen Waldtümpeln und traf die Herrschaften immer gerade dann an, wenn sie bei voller Arbeit waren. Man hätte ihm gedroht, Geld geboten, es half aber nichts. Der alte Ola besaß die Stärke eines Bären und führte überdies stets einen gewaltigen Knüttel mit sich, so daß es seine bedenkliche Seite gehabt hätte, ihn anzugreifen. Auch

verschmähte er hartnäckig, was man ihm etwa anbot, um sein Schweigen zu erkaufen; ja er trieb, wenn er als Zeuge vor Gericht stand, die Rücksichtslosigkeit so weit, daß er selbst diese Versuche zu den Ohren des Richters brachte. Ola blieb auch dem Scherze unzugänglich; solche Menschen werden aber immer mißtrauisch angesehen. Im Uebrigen kümmerte er sich nichts um die ganze Welt, lebte einsam, unverheirathet und hatte endlich seinen Hof, mit Ausschluß der kleinen Hütte am See, veräußert. Obwohl keines Menschen Freund, war er doch auch nicht gerade eines Menschen Feind, schien sich um Keinen zu kümmern, wenn man nur ihn in Ruhe ließ, bat um keinen Rath und gab keinen. Den Kindern erschien er als ein leibhaftiges Schreckgespenst und nicht ohne Grund. Denn ein paar grimmigere Augen, als die beiden tiefen bluthrothen Höhlen, aus welchen er die Welt betrachtete, konnte man sich schwerlich vorstellen. Da hiezu noch seine struppigen Augenbrauen kamen und seine finsteren Züge, konnte es nicht Wunder nehmen, wenn die Kinder sich vor dem seltsamen Manne fürchteten, der überall und nirgends, von der ganzen Welt geschieden, in dem schweigsamen Walde lebte, neben dem dunklen See, worin die Wasserfrau mit ihren Trollen im Herbstnebel tanzte und mit den Goldfischen in der unergründlichen Tiefe spielte. Denn „unergründlich“ war er natürlich, da man mit der „längsten Stange“ nicht den Boden zu erreichen vermochte.

Anders fühlte sich daher nicht ganz behaglich, als er an dem Septemberabende um eilf Uhr, seine Angel auf der Schulter und die Schachtel mit Würmern auf der Brust, durch den Wald wanderte und nur das Geschrei des Uhu's vernahm, welcher in der Ferne zwischen Felsstücken und Trümmern kauzte, oder in der Dunkelheit einen entrindeten Baum erblickte, der seine Geisterarme gegen den Himmel streckte. Der helle Mond ließ die einzelnen Gegenstände in dem dunklen Walde nur noch unbestimmter und unheimlicher erscheinen, indem er bald einen spukhaften Baumstubben, bald ein wunderliches Felsbild mit seinen Strahlen traf.

Der Knabe eilte indessen unerschrocken weiter und stimmte zuweilen ein munteres Lied an, um die Furcht zu bannen; doch dämpfte er seine Stimme, wenn er des alten Fischers gedachte, der ihm ja nahe sein konnte, — vielleicht hinter jenem Baume — vielleicht unter dem Busche versteckt, wo es so finster war, — vielleicht überall, unsichtbar, spurlos; und wenn Ola ihn merkte, so gäbe es keine Fische, und auf den Fischen beruhte doch seiner Mutter Leben.

Der schmale Steig, der hinauf und hinab durch den Wald führte, öffnete sich endlich; durch die hängenden Zweige glänzte der mondbeschienene See, und nicht lange, so stand er an seinem Ufer, sprang barfuß wie er war über Steine und Baumwurzeln, umgefallene Bäume und hinabgerutschte Stubben bis zu einer kleinen Bucht, wo er die Barsche zu Mutter Grete's Geburtstag gefangen

hatte. Aber damals war es noch Hochsommer gewesen und der Himmel hell und klar, strahlend im wunderbaren Lichte der nordischen Sommernacht. Jetzt kam dagegen der Schein nur von Einem Punkte, dem Monde, und darum legte sich ein dunkler Schlagschatten über das Ufer und breitete sich weiter über den See, welcher einem Spiegel in einem altmodischen, geschnitzten Ebenholzrahmen glich.

Vorsichtig schaute Anders sich um nach der Hütte des Fischers. — Alles finster. Entweder schlief der Alte, oder war da draußen im Walde, denn seine Netze hingen auf ihren Gestellen; er hatte sie also nicht im See ausgelegt.

Die ganze Umgebung hätte sonst wohl die Phantasie des Knaben mächtig erregt, aber der Vierklee, den er in ein Papier gelegt und in seinen Busen gesteckt hatte, diente ihm als ein Talisman wider alles Böse. Er warf deßhalb seine Angel aus, saß ruhig und hoffnungsvoll und wandte kaum einen Blick von dem kleinen Kork mit der Federspule, welcher auf der stillen Wasserfläche leicht auf- und niederschwebte. Aber kein Biß. Er zog die Angel herauf, beschaute den Köder, — er war unberührt. Bis dahin hatte kein Fisch geruht, auf die Einladung des armen Knaben anzubeißen. Anders wurde, je tiefer der Mond sank, mehr und mehr unruhig. Der Vierklee hatte also nichts bedeutet. Anna's Wahrsagung, die ihm so viel Muth und Kraft eingeflößt, war nichts als eine Einbildung gewesen!

Er wechselte seinen Platz; jetzt im Schatten, jetzt neben dem Röhricht. Zuletzt wagte er sich sogar in das volle Mondlicht. — Alles umsonst.

Umsonst — kein Fisch wollte anbeißen. Es schien ihm, als wären alle die lebendigen, springenden Fische von der mächtigen Wasserfrau in einen Zauberschlaf versenkt. — Endlich war seine Geduld zu Ende. Vielleicht verstand der liebe Gott, dem es ja so bekannt, was er brauchte und daß Hunger und Tod zu Hause drohten, seine Worte, und so rief er laut:

Lieber Gott, du weißt, daß meine Mutter krank ist und Nahrung braucht — sonst stirbt sie — seit drei ganzen Tagen hat sie nichts gehabt als Wasser. — Lieber Gott, steh mir bei, daß ich einen Fisch bekomme, nur einen kleinen, einen ganz kleinen — ich will dir auch so von ganzem Herzen danken! —

Kein Biß — Alles still. — —

So saß er noch eine lange Zeit — indessen ohne Erfolg. Endlich begann er zu weinen, laut und bitterlich. Bald trat der Mond hinter die Bäume des Waldes, und dann war jede Hoffnung verloren. Schon umfing ihn selber der volle Schatten. Da plötzlich ein Zucken an der Schnur — er zog sie herauf — ein großer glänzender Fisch erschien über dem Wasser, schlug mit dem Schwanze und — fiel zurück; — die Schnur hatte sich gelös't, sein Angelhaken war fort, der einzige, den er besaß, ein kostbarer englischer Haken; einen solchen bekam er nicht wieder.

Da kam die Verzweiflung über ihn, er weinte nicht mehr, er begab sich nur noch stumm und düster auf den Rückweg.

Um auf den Steig zu kommen, mußte er an Ola's Hütte vorüber. Jetzt brannte ein Feuer darinnen; er war also heim.

Ach, seufzte der Knabe, wenn der Fischer ein Mensch wäre und ein Herz hätte, dann würde ich ihn um ein paar Fische bitten; aber es lohnt nicht!

Er setzte also seinen traurigen Weg fort und war nicht weit den Waldsteig gegangen, als er neben einem Steine im Mondlichte etwas Glänzendes wahrnahm, das sich zu bewegen schien. Er ging darauf zu, und siehe, da zappelten vier der allerschönsten Barsche, als wären sie so eben aus dem Wasser gezogen.

Gott Lob und Dank! — rief er außer sich vor Freude, nahm sie auf und legte sie in seinen zerrissenen Strohhut. Und schon war er auf dem Wege nach Hause und sprang den Hügel hinauf, als ihn plötzlich der Gedanke durchfuhr: Aber die Fische hat offenbar der Ola dort hingelegt, sie gehören also nicht mir! Aber Ola ist ein schlimmer Mensch, er giebt sie dir nicht, wenn du ihn darum bittest, erwiderte die Noth, um das Gewissen zum Schweigen zu bringen.

Unrecht Gut gedeiht nicht, antwortete das Gewissen.

Nein, nein, es ist kein Segen dabei, sagte Anders halb für sich und kehrte um. Vielleicht hatte der Alte sie auch weggeworfen; oder es hatte sie Einer aus dem

Fischkasten gestohlen, war aber mit dem Raube nicht weit gekommen. Also war es nicht genug, wenn er die Fische wieder an ihren Platz legte; er mußte jedenfalls den Alten davon in Kenntniß setzen, und ach — vielleicht schenkte Der sie ihm doch!

Mit klopfendem Herzen näherte er sich also der Hütte des schrecklichen Mannes. Das Feuer war aus, nur von den Kohlen im Kamin kam noch ein rother Schein und leuchtete durch die Scheiben des Fensters. Offenbar schlief der Alte bereits.

Anders klopfte trotzdem an das Fenster und rief:

Vater Ola, Vater Ola!

Wer ist da? ließ sich eine rauhe Stimme drinnen hören, läßt man einen nicht einmal mitten in der Nacht in Ruhe?

Ich bin's, Vater Ola, nehmt's nicht übel, ich fand im Walde vier Barsche und wollte nur fragen, ob es Eure wären, Vater Ola; ich habe sie hier in meinem Hute!

Meine? — Ich habe keine Fische im Walde! — Hast du sie gefangen, so behalte sie!

Gott sei Dank! jubelte der Knabe im Stillen, fügte aber laut hinzu:

Dank! Tausend Dank, Vater Ola!

Er wollte eben davonspringen, als der Fischer Ola, größer und entsetzlicher als sonst, dicht neben ihm stand, seine schwere Hand auf seine Schulter legte, ihn mit seinen tief liegenden Augen betrachtete und fragte:

Für wen fischest du, Junge?

Für meine Mutter, die so krank ist und seit drei Tagen nichts gegessen hat.

So! — Für deine Mutter — hm — du solltest dir wohl etwas ehrlich verdienen und nicht in meinem Wasser fischen. Denn ich bezahle dafür jährlich zwei Thaler an den Fiscus — hm — laß mir das hübsch bleiben, — ehrlich währt am längsten!

Das hab' ich wirklich nicht gewußt, — ach verzeih, lieber, kleiner, guter (lauter Epitheta, die hier nicht recht angebracht waren), lieber, kleiner, guter Vater Ola!

Ach — Schnack — hm — kannst du dir nicht mit Arbeit, ehrlicher Arbeit was verdienen?

Wer giebt mir wohl welche? Ich bin ja noch so klein.

Verstehst du Netze zu knitten — oder willst du es lernen?

Freilich!

Nun, da kannst du dann und wann herkommen und mir dabei helfen, da bekommst du dann auch ein kleines Gericht Fische für deine Mutter! — Aber nun packe dich! — So! — doch verliere die Fische nicht! Der Hut hat ein Loch!

Ach nein, ich will schon darauf achten! — Darf ich morgen wiederkommen?

O ja! Komm wann du willst!

Nach Hause ging es nun so rasch als die Finsterniß es gestattete. Anders fühlte sich so glücklich, so von Herzen selig. Und es waren vier Fische, gerade vier,

als hätten sich die Blätter des Vierklees in eben so viele Barsche verwandelt. Der Morgen dämmerte bereits, als er heim kam. Die Mutter schlief, erwachte aber bald bei dem Scheine des prasselnden Feuers im Kamin.

Wie, hast du etwas zu kochen, Anders? fragte sie.

Ja, Mutter, Fische! Vier Stück! — Nein, bloß zwei, denn die beiden andern habe ich aufgehoben. — Ich habe auch mit dem Fischer Ola gesprochen und soll für ihn Netze knitten, und dafür bekommen wir so viele Fische als wir brauchen. Nun, Mutter, sollst du wieder gesund und kräftig werden, du wirst sehen, ich werde hoffentlich auch ein tüchtiger Kerl werden!

Gott gebe es, Anders!

Ja, das sollst du noch erleben! — Und wenn ich erst groß bin, dann wirst du bei mir am Weihnachtstische sitzen und gebratene Fische essen und Milchgrütze, und Alles so schön haben. Und wir werden dich auf einen goldenen Stuhl setzen, das heißt, wenn du nicht gehen kannst, und dich hineintragen. Denn es schadet nichts, wenn die Eltern auch nicht gehen können, wenn sie nur Kinder haben, die für sie sorgen.

Jetzt, fuhr er in seiner Freude fort, sollst du auch sehen, wie es mit dem Lernen gehen wird; denn nun brauche ich bloß zum Ola zu gehen und an den Netzen zu arbeiten. Und da bekommen wir Fische, und da hat alle Noth ein Ende!

An diesem Morgen ging die Sonne groß und strahlend auf. Gerade zu derselben Zeit, da Anders sein einfaches Mahl auftrug und das Stückchen Brod, welches er von Anna erhalten hatte, neben den Teller seiner Mutter legte, rüstete sich auch Klein-Anna, um in Gemeinschaft mit ihrem Vater zu dem Eisenhammer zu wandern. Der kleine Uhrmacher sollte nämlich an der Front des Hauses eine alte Uhr, welche das ganze Jahr hindurch falsch zeigte, in Ordnung bringen. Diese Uhr erinnerte in etwas an einen alten Schriftsteller, der fortdauernder Erklärungen und Berichtigungen bedarf. Jetzt aber war sie gänzlich stehen geblieben, so daß die Leute nicht einmal die Genugthuung hatten, zu wissen, was die Uhr nicht sei. Der kleine Meister hatte sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, denn er trug einen alten schwarzen Ueberrock, einen sogenannten Bonjour, welcher vor zwanzig Jahren einmal neu gewesen, jetzt aber verschossen und fadenscheinig geworden war, weniger durch den Gebrauch, als durch das viele Ausklopfen und Abbürsten. Dazu kam eine schwarze Sammetweste und ein weißes Halstuch, aus dessen Enden Anna eine große, prächtig aufgeblühte Rose gebunden hatte. Auch Anna stand sauber und zierlich gekleidet und mit rothen Backen neben ihrem schweigsamen Vater, der sein spanisches Rohr von der Wand nehmend sagte:

Jetzt wollen wir gehen, Anna.

Gott sei mit euch! sprach Flink, der an diesem

Morgen mit seinem rechten Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen und daher guter Laune war, Gott sei mit euch! Aber ich halte nichts von der Reise und fürchte, die Klarinette (so pflegte er nämlich die Patronin zu nennen) könnte Unkraut unter den Weizen säen. — Nun, geh mit Gott, Kind!

Der Alte war fast gerührt, und das erschien um so wunderlicher, als sonst keinerlei Empfindungen der Art an ihm zu bemerken waren. Die Patronin hatte Anna eingeladen, ganz speciell gebeten, darum war sie die Freude selbst. Und mit den Kindern ist es in der Beziehung auch ganz anders als mit alten Leuten. Jene denken an die festliche Aufnahme, an all die schönen Gerichte, die ihnen zu Theil werden sollen, kurz an einen ganzen Sack voll Freude, während alte Menschen eine Einladung fast mit Mißmuth entgegennehmen.

Die Patronin empfing die beiden Ankömmlinge äußerst gnädig. Sie führte Anna sofort in ihre Zimmer, während der Uhrmacher die dunkle Treppe zu der Uhr hinaufstieg. Diese Zimmer mit den feinen Tapeten, den großen Spiegeln an den Wänden und den Glaskronen an den Decken erschienen dem Kinde herrlich wie der Himmel. So hatte sie sich die Wohnung der Engel und der guten Geister vorgestellt; überall Sonnenschein, Gold und Krystallglanz!

Die Patronin sprach viel mit ihr. Man kann sich aber auch leicht mit einem Kinde unterhalten, das von Jugend auf gewöhnt ist, für sich zu sorgen und zu den-

ken, oder gar für Andere zu denken, wie Anna und ihr Freund Anders. Bei solchen in der Schule der Nothwendigkeit erzogenen Kindern trifft man oft eine Fähigkeit, scharf zu denken, einen Vorrath an Wissen, den sie von tausend Enden gesammelt und in ihrer klaren und frischen, noch nicht geschwächten Erinnerung aufbewahrt haben, einen Vorrath, von dem Kinder, welche nicht die Nothwendigkeit zur Lehrmeisterin gehabt, kaum etwas wissen.

Kleine arme Kinder schlagen sich oft auf eigene Hand durchs Leben, in einem Alter, da die reichen nicht ohne Aufsicht aus dem Hause gelassen werden dürfen. Freilich ist es mit dieser schnellen Entwicklung bald zu Ende. Selten entfalten sich die geistigen Kräfte solcher Kinder weiter, als sie schon im achten oder zehnten Jahre waren. An Erfahrungen werden sie reicher, aber die Fähigkeit, dieselben zu verbinden und daraus Schlüsse zu ziehen, wächs't nicht mit den Erfahrungen. Darum zehrt der Arme bis an sein Lebensende meist von denjenigen Ergebnissen, welche er sich im Alter von zehn Jahren aneignete. Und wie sollte es auch anders sein? Die Noth bleibt ja immer dieselbe, die Hülfe immer dieselbe; schwer drückt auf ihnen die Entsagung, und die große Wunderthäterin Geduld muß ihren Stab ebenso der Jugend leihen wie dem Alter.

Es war daher keineswegs wunderbar, wenn Klein-Anna mit ihrer Schlagfertigkeit, ihrer Naivetät, ihren „reizenden Raisonnements“ die Patronin vollkommen bezauberte; denn diese zog natürlich die Kinder ihres Um-

gangskreises zur Vergleichung heran. Auch hatte sie sich förmlich vorgenommen, an dem Kinde Gefallen zu finden; denn sie verfolgte einen Plan, einen großen Plan, den nämlich: Anna an Kindes Statt anzunehmen. Wer da glaubt, daß Anna die Lücke ausfüllen sollte, welche der Tod des Affen gerissen hatte, wird nicht gerade irre gehen. Die gute Patronin freilich dachte nicht daran, daß ihre Liebe zu dem Kinde sich aus dieser Quelle herleite. Sie fühlte eine gewisse Beklemmung, eine Einsamkeit und Leere; hatte schon der kleine Job mit seinen Grimassen und lustigen Sprüngen so manche Stunde ihres einförmigen Lebens ausgefüllt, wie viel mehr nicht ein Kind! Gab es ein besseres Spielzeug?

Sie empfand daher eine aufrichtige Freude, als sie Klein-Anna beobachtete, wie diese durch die eleganten Zimmer lief und mit großer Neugier in den Kupferwerken auf dem Albumtische blätterte.

Möchtest du gern hier bleiben? fragte die Patronin freundlich.

Anna wurde aufmerksam, sie dachte an den Vierklee.

Ei freilich, das möchte ich, aber wer würde da meinem Vater helfen?

Aber wenn wir es so einrichten, daß wir ihm Hülfe zukommen ließen, daß er keine Noth leiden müßte.

Ja — ach ja, da wollte ich, — aber, — fügte Anna hinzu, ich muß ihn von Zeit zu Zeit besuchen dürfen, sehen, wie es ihm geht. Denn Vater kann ohne

mich gar nicht bestehen, und Großvater kocht so schlecht und macht meinem Vater Alles verkehrt.

Das sollst du, mein Kind, und sogar zu Wagen, wenn ich und mein Mann nämlich in die Kirche fahren, da kannst du rückwärts sitzen, wird das nicht schön sein?

Ach, wunderschön, erwiderte das Mädchen, während ihre Augen leuchteten.

Die Patronin hatte schon früher die Angelegenheit mit dem Patron erörtert, und eigentlich war er es, welcher seine Frau, ohne daß sie es merkte, auf den Gedanken brachte. Er hatte dabei in der That die Schlauheit eines Diplomaten entwickelt. Anna sollte eine Art Blitzableiter sein für die erdrückende Liebe seiner Gattin. Mindestens hoffte er, daß so und so viele Tassen Fliederthee, verschiedene Fußbäder und ein ganzer Scheffel Verhaltungsregeln auf das Kind übertragen werden würden. Anna mußte mithin nothwendig einen Theil seiner Bürde übernehmen und ihm einen Theil jener angeborenen Freiheit, „welche Gott einem jeden seiner Geschöpfe bestimmt hat", wiedergeben.

So nahm denn auch der Patron das Kind mit aufrichtiger Freude auf. Als der Uhrmacher von seiner Höhe herabstieg, war die Sache bereits ausgemacht und erfuhr von Seiten des Vaters natürlich nicht den mindesten Widerspruch. So manche Nacht hatte er in seinem Bette gesessen und Gott gefragt: Was soll aus diesem Kinde werden? — Er glaubte jetzt die Antwort auf seine Frage zu hören.

Die Patronin, immer eigenwillig und zu schnellen Entschlüssen geneigt, wünschte, daß Anna sofort da bliebe. Auch dieses wurde genehmigt. Hatte sie doch ihre besten Kleider an, und das Uebrige ließ sich leicht in einem Bündel mit den Leuten schicken, die zur Kirche gingen.

Anna blieb frohgemuth. Nur als ihr Vater gehen wollte, erfaßte sie plötzlich eine unerklärliche Angst; sie schlang die Arme um seinen Hals und wollte nicht zurückbleiben. Sie weinte und bat, sie mitzunehmen, wenn auch nur auf eine Nacht, damit sie ihm ein letztes Mal seine Kartoffeln kochen könne. Aber vergebens, es mußte geschieden sein. Und da nun der kleine Uhrmacher die Allee entlang ging, saß das Kind in den prächtigen Zimmern, mitten im Himmelreiche, zwischen Gold und Sammet, Krystall und Marmor, und weinte heißere Thränen, als sie je in der kleinen, niedrigen Hütte vergossen.

Die Patronin hatte, wie gesagt, großartige Pläne mit dem Mädchen. Da es in der That an Kindes Statt treten und den illustren Namen Klarin empfangen sollte, so mußte es natürlich auch ein Wunder von Schönheit, Geist und Wissen werden. Vom Auswendiglernen des Katechismus konnte fernerhin nicht die Rede sein. Die Patronin engagirte eine Gouvernante, welche Anna französisch parliren und die Harfe spielen lehrte; denn die Harfe ist ein so poetisches Instrument und paßt so vortrefflich zum Gesange. In der That entwickelte das Mädchen auch eine vorzügliche Stimme, eben so biegsam als klar, bei aller Fülle einfach und rührend. Man

erblickte in ihr bald eine Sängerin ersten Ranges. Anna faßte leicht. Trotzdem floß so manche Thräne, zumal wenn es sich darum handelte, als die würdige Pflegetochter des vornehmen Hauses aufzutreten. Alles was sie früher erfreut hatte, war hier verboten. Sich im Grase zu wälzen in dem weißen Morgenkleide, das schickte sich nicht; in den Bach zu steigen mit den zierlichen Saffianschuhen, oder mit den behandschuhten Fingern in der Erde zu wühlen, das schickte sich nicht. Sie hatte auf ihren Teint zu achten und auf ihre Kleider, darauf, wie Andere redeten, wie man sich verbeugte, mit einem Worte: wie es Sitte ist.

Trotz alle dem bewahrte sich Anna eine einfache, natürliche Empfindung; hatte sie doch noch immer ihren Vierklee und die Erinnerung an ihren Vater! Wie oft ließ sie nicht ihn grüßen! Aber Anders sah sie so gut wie gar nicht.

Der ging indessen täglich zum Fischer Ola und hatte auch seine guten Tage, wenngleich in anderer Weise.

Ola war allerdings ein rauher Gesell, aber fern von all dem, was man ihm andichtete. Anders bekam seine Fische, aber nicht eher, als bis er sie sich verdient hatte.

Hm — ich sage dir, Junge, sei mir niemals faul! Wer arbeitet, hat auch zu essen und braucht Keinem zur Last zu fallen.

Diese Lebensregel prägte der Alte ihm früh und spät ein. So mußte der Knabe denn bei dem Fischer

arbeiten, Zäune setzen, graben, Netze stricken und Holz hauen, arbeiten wie ein Sklave. Dafür erhielt er aber auch Nahrung für sich und seine Mutter, und wenn er abgerissen war, eine alte Jacke oder sonst ein abgelegtes Kleidungsstück. Dabei erlitt der Besuch der Schule keine Unterbrechung, ja die Lust zu lernen nahm in demselben Maße zu, als die Nahrungssorgen sich verringerten. Aber Anna sah er selten, sie war jetzt ein so vornehmes Fräulein. Nur wenn sie mit ihrer Pflegemutter in dem zierlichen Landauer vor der Kirche vorfuhr und in der dichtgedrängten Menge die gelben Locken ihres alten Schulkameraden wahrnahm, nickte sie auch ihm so freundlich zu und lächelte in alter Weise. Aber er hatte auch bemerkt, daß die Patronin oder das lange Fräulein an ihrer Seite Anna einen Blick zuwarf, so daß sie ganz ernst wurde und weder nach rechts noch nach links zu blicken wagte. Bloß wenn sie ihren Vater, den kleinen Uhrmacher sah, durfte sie zu ihm gehn und ihm die Hand geben; aber auch das kam so gezwungen heraus; denn die lange Bleiche verzog den Mund und lachte über den kleinen Mann, dessen Gebrechen um so mehr hervortrat, je tiefer er sich verbeugte.

Hätten Anders und die übrigen Kinder nur gewußt, was Anna litt, wenn sie in ihren theuern Kleidern, die feinen französischen Handschuhe an den Händen und die kleinen Füße in Saffianschuhe eingeschnürt, vor ihrem Vater in dem fadenscheinigen Rocke stand, mit den groben Stiefeln und dem bleichen Gesichte zwischen den hohen

Schultern. Hätten sie nur ahnen können, was sie empfand, wie niedergebeugt unter der Last ihrer Vornehmheit sie tausend Mal lieber ihre alten Kleider angehabt hätte, ein armes Kind gewesen wäre, das, statt angestarrt zu werden, an ihres Vaters Seite stehn und die vornehmen Herrschaften bewundern durfte, wenn sie hinauf zu dem hellblauen Chorstuhle stiegen. Da hätten sie erkannt, daß sie noch immer die alte Anna war, das heitere Naturkind, eine Waldtaube, die, mit einem seidenen Bande am Fuße, sich nach ihren Wäldern sehnte und die Flügel hob, um sich dorthin zu schwingen.

So war es im ersten Jahre. — Aber im zweiten Sommer war der Abstand zwischen ihr und den andern Kindern schon größer geworden. Sie hatte sich jetzt in ihre Kleider, den Reichthum und Luxus eingelebt, dagegen ihrer Schulgenossen entwöhnt. Sie konnte nicht umhin zu bemerken, daß Anders doch gar zu komisch aussah, wenn er sich verneigte, und daß er sich doch jedenfalls das Haar von der Stirne streichen sollte. Anstatt wie früher sich gedrückt zu fühlen, daß sie in ihren prächtigen Kleidern auf dem Kirchhügel wie eine leibhaftige Parodie neben ihrem Vater dastehe, erschien jetzt der Vater wie eine Parodie ihrer eigenen Person und Stellung. Sie hätte ihn gerne gebeten, er möchte nicht in die Kirche kommen, wenn sie dahin ginge; aber das Wort erstarb doch auf ihren Lippen, und sie bereute schmerzlich, daß sie sich ihres Vaters schämen könne, dieses leidenden armen, liebevollen Vaters. Aber trotz

aller Reue schämte sie sich dennoch. Durch die Erziehung war nun einmal eine künstliche Scheidewand zwischen Vater und Kind errichtet; sie hatte das ursprüngliche heilige Band der Natur und des Herzens zerrissen und das Gift des Hochmuthes darauf gespritzt.

Anders blieb dagegen seiner Mutter einzige Stütze. Sie bedurfte seiner, und so lange dies der Fall, war auch sie ihm unentbehrlich.

Es ließ sich kein stärkerer Gegensatz denken, als zu gleicher Zeit Anna und Anders auf dem Kirchhügel zu sehen. Er, wie er seine arme, fast gelähmte Mutter, die ruhigen Augen niedergeschlagen, durch die Menschenmenge leitete, beinahe trug und ihr mit einem gewissen Stolz in die dunkle Bank unter dem Orgelchore half, als wollte er sagen: Seht, das ist meine Mutter, und ich bin ihre Stütze! — Anna dagegen stand verlegen und zerstreut und schaute mit unruhigen Augen über die Menge, spähend, ob man nicht lache, wenn sie die Hand ihres Vaters faßte und dieser sich vor der Patronin verbeugte, so unbeholfen, eckig und lächerlich. Da wurde sie roth, schlug die Augen nieder und bemühte sich, der Scene so rasch als möglich ein Ende zu machen. Das Gewissen, ihre Gouvernante und die Menschen drückten sie zu Boden; ihre schönen Kleider brannten sie wie ein Nessushemd. Trotzdem war es nicht eigentlich Hochmuth, vielmehr ein tiefes, unerklärliches Gefühl, daß sie sich nicht an ihrer rechten Stelle befinde, was in der Kindesseele das Gepräge der Natur verwischte.

Sie erkannte sich selbst nicht wieder und wünschte, daß es den Andern mit ihr eben so ginge. Sie glich einem Engel, der mit verbrannten Flügeln vom Himmel gefallen war und dem man als Ersatz ein Paar von Gaze über einem Drahtgestell angeheftet hatte. — —

Es war vier Jahre später, an einem Frühlingstage, da der Schnee von den Feldern geschmolzen war und die jungen Knospen der Birken ausschlugen. Anna saß einsam in ihrem Zimmer, stiller als sonst. Der Frühling mit seinem ersten Grün, die Vögel in der Pappel vor ihrem Fenster, der Sonnenschein — Alles weckte in ihrer Seele eine fast entschwundene Erinnerung. Sie träumte sich zurück in die Kinderzeit; wie wunderlich hatte das Schicksal mit ihr gespielt; sie gedachte des Glücks, das ihr zu Theil geworden, ihrer Kindheit; sie zog unwillkürlich Parallelen zwischen damals und jetzt. Es war doch Alles schöner und besser geworden. Was besaß sie nicht Alles: ihrer Pflegemutter Liebe, und Talente, von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatte. Alles so schön, so herrlich, so glücklich! Und doch — sie konnte nicht ganz darüber ins Reine kommen. Ihre Vernunft sagte ihr, daß sie glücklicher sei als damals, aber ihr Herz erwiderte nein. Beruht doch alles Glück auf unsern Vorstellungen.

Es blieb ihr kein Wunsch, als der nach einer Freiheit, die sie gleichwohl verachtete. Aber sie weilte doch gerne bei den Erinnerungen ihrer Kindheit. Sie gedachte der Spiele auf der Wiese, der Pfauenfeder; Bild um

Bild trat vor ihr inneres Auge. Auch der Abend erschien, da sie ihren Schulkameraden als sein guter Engel tröstete und sie Beide ihren Vierklee fanden. In Betreff ihrer war in Erfüllung gegangen, was der Vierklee versprochen, aber der arme Anders! — er war ein armer Knabe nach wie vor.

Diese Erinnerung hielt sie gefangen; sie ging an ihren Schreibtisch, zog eine Schublade auf und nahm ihren Vierklee heraus. Er lag mit seinen vier Blättern ausgebreitet auf einem Blatte. Anna betrachtete ihn lange und lächelte. Endlich sagte sie:

Du mein lieber Vierklee, der mir mein Glück verkündet hat, dich will ich auch behalten, so lange ich lebe!

Sie küßte ihn und legte ihn vor sich auf den Tisch.

In diesem Augenblicke trat die Patronin ein.

Guten Morgen, liebe Anna, hast du diese Nacht gut geschlafen?

Gottlob, Mama, gut!

Weißt du, ich habe beschlossen, das heißt Klarin und ich, diesen Sommer eine Reise nach Stockholm zu machen, und wir wollen in acht Tagen aufbrechen. Das wird für dich hübsch sein. Du sprichst jetzt fertig französisch und kannst also in die beste Societät kommen. Klarin hat so viele Freunde dort, noch von seiner Jugend her. Wir wollen uns so recht amüsiren.

Während dieser langen Einleitung hatte die Patronin den kleinen Vierklee in die Hand genommen und die Blätter zwischen den Fingern zerrieben. Anna dachte

an die Reise, an all das Neue, was sie zu sehen bekommen würde, und bemerkte nichts. Kaum aber hatte sie gesehen, wie das eine Blatt nach dem andern zerrissen auf den Boden fiel, so rief sie entsetzt aus:

Gott im Himmel, mein Vierklee!

Wie? War das ein Vierklee? Hm — ich nahm ihn so in Gedanken und zerpflückte ihn, äußerte die Patronin, der die Sache ebenfalls unangenehm war. Aber Anna wurde bleicher und warf sich in die Arme ihrer Pflegemutter.

Mein Vierklee, hauchte sie, mein Glück, meine Seligkeit! — Ach, Mama, den kann ich für alles Gold der Welt nicht wieder bekommen!

Sei ruhig, liebes Kind, die sind nicht so selten — du sollst dafür einen ganzen Haufen bekommen — ich will sogleich suchen lassen. — Sieh nur, ich dachte mir dabei nichts, es war bloß so in Gedanken.

Als die Patronin hinausgegangen, warf sich Anna auf die Kniee und suchte die zerrissenen Blättchen zusammen; aber es wurde kein Vierklee mehr. Da weinte sie, gerade so wie Anders an jenem Abende, da sie ihn gefunden.

Am Mittage war Anna wieder ruhig und anscheinend heiter. Abends fand sie in ihrem Zimmer ein Glas mit mehr als Einem Vierklee, also in der That einen ganzen Haufen Glück und Freude!

Es war in dem Charakter der Patronin, wie in dem vieler anderer Frauen, Etwas, das die höchste Achtung verdient und trotzdem den meisten Schaden anrichtet, sobald sie nämlich Töchter zu erziehen haben. Dieser Vorzug oder dieser Fehler — je nachdem man es ansieht — besteht darin, daß sie Alles selbst ausführen, für Alle denken wollen und sich nicht dareinfinden können, daß etwas in der Führung des Haushaltes aus dem Grunde mißlingt, weil ihr Stellvertreter noch nicht die gehörige Uebung besitzt. Dieses Bestreben, Alles so vollkommen als möglich zu machen, artet bei manchen vortrefflichen Hausfrauen in eine Art von Krankheit aus; sie dulden nicht, daß ihre Töchter sich die gewöhnlichsten und für Frauen nothwendigsten Kenntnisse erwerben, oder wenn sie es thun, so geschieht es unter einer so beständigen Aufsicht und Einmischung, daß die Lernbegierigen alles Interesse für die Sache verlieren. In einem solchen Falle trifft natürlich alles Lob die Mama und alle Schande die Töchter. Diesen Fehler besaß die Patronin im höchsten Maße. Darum ließ sie Anna zwar an der Wirthschaftsführung theilnehmen, aber mit so vielen Verhaltungsmaßregeln und unter so weitgehender Hülfeleistung von ihrer Seite, daß Anna kaum dazu kam, die Hand an die Arbeit zu legen. Wenn ein seltenes Gericht aufgetragen wurde, so wußte sie, obwohl die Patronin sowohl ihrem Gatten als etwaigen Besuchern zu ver-

stehen gab, daß Anna es bereitet habe, nicht, wie es eigentlich gekommen, daß es so vortrefflich schmecke. Denn Mama war beim Anrichten zugegen gewesen, hatte ihre „Messerspitzen Salz“, ihre „Handvoll Weizenmehl“ nebst Pfeffer und sonstigen Ingredienzien „nach Gutdünken“ hineingeschüttet, so daß das Mädchen kaum Mehr davon in der Erinnerung behielt, als daß sie in der Küche gewesen und vom Herde wieder mit derselben reinen Schürze und bloß einem etwas wärmeren Gesicht weggekommen war. Nicht anders war es beim Weben. Denn die Patronin wünschte, daß Anna sich Alles aneigne, was sie selber verstand. Auch hier fehlte sie nicht, weder beim „Scheeren“ noch beim „Aufbringen“. Der Webstuhl stand fertig da, Anna schlug täglich ein paar Schläge, aber das Uebrige machte Stina. Denn es ging kräftiger, wurde besser und schadete Anna's Brust nicht. War aber das Gewebe fertig, so lag es mehrere Tage zur Schau da, um zu zeigen, was ihre flinke Anna zu Stande gebracht.

Die gute Patronin war auch in der That davon überzeugt, daß Anna nun Alles wirklich gelernt habe, und da sie niemals aufhörte mit Hand anzulegen, so machte Anna Alles auch ganz vortrefflich. Die Folge davon war, daß Anna alle Lust und Freude an diesen Arbeiten verlor.

So blieb ihr denn nichts übrig als Musik, die Lecture von Romanen, Handarbeiten und ein wenig Zeichnen, und sie wechselte auch hier rasch mit den

einzelnen Beschäftigungen und Studien, um nicht bei allen zu ermüden.

Es waren nunmehr zehn Jahre vergangen seit der Zeit, da Anna die Hütte ihres Vaters verlassen. Vieles hatte sich verändert. Die Patronin wohnte mit ihrer Pflegetochter in der Hauptstadt der Provinz; denn der Patron Klarin war trotz Fliederthee, Nasenwärmer und strengster Diät selig entschlafen, um nun endlich in Wahrheit zu erfahren, daß der Mensch — wie der Selige zu sagen pflegte — ein zur Freiheit geschaffenes Wesen sei.

Anna war nicht bloß ein schönes Mädchen geworden, sondern hatte auch die Aussicht auf das ganze, nicht unbeträchtliche Klarin'sche Vermögen. Sie besaß also unter allen Umständen Schönheit, Talente und den reinsten Charakter, Dinge, die man kaum bemerkt haben würde, wenn sie nichts geblieben wäre, als die Tochter des kleinen, mißgestalteten Uhrmachers. So wurde sie denn auch von den jungen Herren umschwärmt, die unter einander wetteiferten, sie zu dem ersten Walzer, der zweiten Polka, oder dem Cotillon zu engagiren. Doch war es nicht ganz leicht, die Gunst der Patronin zu erlangen. Denn als einer erfahrenen und verständigen Frau kam es lediglich ihr zu, einen reinen, edlen, frommen und stillen Jüngling für ihre Anna auszuwählen, einen jungen

Mann ohne Furcht und Tadel, einen jungen Mann, welcher sich von seinem ganzen übrigen verdorbenen Geschlecht eben so unterschied, wie der Mond von einem Edamer Käse; einen jungen Mann, der, mit Einem Worte, nichts weiter war, als eine Mannsperson.

Nun ist es aber, wie Männiglich bekannt, nicht eben leicht, aus der großen Zahl von jungen Leuten ein so unschuldsvolles und reines Herz, wie es die Patronin verlangte, auszusuchen. Denn Anna sollte nicht bloß seine erste Liebe sein, er sollte auch im Laufe seines ganzen frühern Lebens kein weibliches Wesen gesehen haben, das ihm gefallen, das er gern gesehen, in dessen Gesellschaft er sich wohler befunden, als in seinem Studirzimmer, bezüglich in seinem Laden, oder in Reih' und Glied. Anna sollte jedenfalls ein ganzes, „ungetheiltes" Herz empfangen. Darum unterließ es die Patronin auch nicht, über die jungen Herren, welche für Anna „ihre Schlachten schlugen", in der Nähe und in der Ferne Erkundigungen einzuziehen. Leider lauteten die Nachrichten in den meisten Fällen nicht sehr erbaulich. Fast überall alte Schuldverschreibungen und Verpfändungen von Herzen, nicht eingelös'te Wechsel, haarsträubende Promessen! Da aber die Liebe zu den „gesetzlichen Pfandrechten" gehört, so vermochte die Patronin auch niemals recht ins Klare darüber zu kommen, ob dasselbe noch bestehe, ob die Hypothek schon gelöscht sei, oder zum Nachtheil Anna's noch könnte geltend gemacht werden. Anna merkte das Alles ganz gut, aber sie lächelte nur dabei.

Denn ihr Herz war noch frei, und so tanzte sie, allen Untersuchungen ihrer Mutter zum Trotz, ganz unbefangen mit den besten Tänzern und sang zum Entzücken von Alt und Jung ihre köstlichen Volksweisen. Und weiter verlangt ja ein junges Mädchen nichts.

Die Myrkärshütte war noch immer die alte, vielleicht etwas weniger baufällig, denn Anders, der sich nun in einem Bauernhofe bei Pehr Magnus in Hallen verdungen hatte, war zu Hause bei seiner Mutter gewesen und hatte die Hütte renovirt.

Anders war ein großer, flinker, rothwangiger Jüngling geworden, der nun das nächste Jahr ins Militair eintreten sollte. Er trug das blonde, fast gelbe Haar dicht über der Stirne abgeschnitten, während es hinten lang herunterhing; die gute, alte, schwedische Haartracht, bei welcher die ungefurchte, freie, oft gedankenvolle Stirne offen vor uns liegt, wie das Leben eines guten Menschen. Von heiterem Gemüth, nahm er gerne an den Spielen seiner Genossen an Sonntagabenden Theil. Noch lieber ging er aber zu seiner Mutter (nicht ohne etwas für sie mitzubringen), und nicht eben selten zum alten Ola, der — mürrisch und finster, wie immer — seinen jungen Freund doch ziemlich höflich empfing. Denn selbst er vermochte sich nicht dessen offenem Wesen und herz-

lichem Frohsinne, zumal dieser mit unermüdlichem Fleiße gepaart war, zu entziehen. War das doch, nach des Alten Lebensregel, die Summe von Allem.

Aber, — sagte Anders an einem Abend, — ich muß Euch etwas erzählen.

Hm — was denn? — fragte der Alte, der gerade am Kamin mit dem Stopfen seines Pfeifenstummels beschäftigt war, eines schwarzgerauchten, mit Messingdraht übersponnenen Kopfes, an einem kurzen Rohr von Leder.

Ja seht, Vater Ola, ich glaube an eine Vorsehung.

Ei, sonst wärst du ja auch schlimmer wie ein Vieh!

Und deßhalb habe ich mich oft genug gewundert, woher wohl die vier Fische gekommen sind, — an jenem Abend — Ihr wißt.

Hm — ach so! — vielleicht ist der liebe Gott draußen gewesen und hat gefischt — hm — hm, was sind das für Dummheiten, platzte der Alte heraus, während er seine Pfeife mit einem brennenden Spahn anzündete. Die Pfeife aber schien brustkrank zu sein, denn es rasselte in der Biegung des Rohres.

Nein — das kann nicht sein! Aber wißt Ihr was, — er hat seine Werkzeuge hier auf Erden, — er.

Hm — Manche fischen für ihn — hm, du redest heute so einfältig — du kannst wohl von was Anderem reden — hm — wie steht das mit Stina in Hallen? Hm — ich habe etwas lauten gehört, ein braves, fleißiges Mädchen, versteht ihre Sache — hm? —

Anders erröthete.

Ach, das ist bloßes Geschwätz, Vater Ola! — Aber seht — nun darf ich Euch wohl fragen, denn ich bin nicht mehr in Eurem Lohn und Brod —, sagt, Vater Ola, wart Ihr es nicht selbst an jenem Abend? Habt Ihr nicht die Fische hingelegt? Ich hab' mir das immer so gedacht.

Der Alte hustete und sog an seiner Pfeife, daß es wieder in ihr rasselte.

Ich? — meinst du, ich sei so verrückt, Fische in den Wald zu legen?

Nun, ich meine, Ihr thatet es mit Absicht. Ihr hattet gehört, wie ich in meiner Verzweiflung Gott gebeten, und da gab er Euch den Gedanken ein.

Hm — was — du glaubst, der liebe Gott bedarf der Hand eines alten Fischers? — Ja Prosit! — Doch plappre nur nicht in alle Ewigkeit von den vier Barschen, — waren sie doch kaum acht Stüber werth, alle zusammen!

So wart Ihr es also doch, Vater Ola! — sagte Anders. Er stand auf, ging zu dem Alten und legte ihm die Hand auf die Schulter, — also wart Ihr es doch — Gott segne Euch dafür!

Weißt du was, Anders, nun könnte das Geschwätz wohl endlich ein Ende haben, — erwiderte der Alte nach einer kleinen Pause, fügte dann aber hinzu:

Weil du ein so fleißiger Junge warst, — darum — — Gott segne dich wieder, so sind wir quitt.

Dank — Dank, Vater Ola — das wird Gott gewiß Euch erhören.

Freilich! lautete die rauhe Antwort, welche jede weitere Erörterung abschnitt.

Ihr fragtet mich nach Stina.

Ich? wohl möglich — aber ich kümmere mich nicht um solche Geschichten — hm, hab' niemals welche im Hause haben mögen — leid' keine alten Weiber!

Aber, Vater Ola, Mädchen sind doch keine alten Weiber!

Sind sie's nicht, so werden sie's doch, hol sie der Teufel!

Ach, seid nicht so böse — aber wenn Ihr es wissen wollt, wir sind einander gut, und gewiß, wenn Einer ihr gut zuredete, so würden wir ein Paar. Aber seht, Pehr Magnus meint, ich sei zu arm, und darin hat er wohl Recht.

Was, schämt der Mensch sich nicht? rief der Alte aus und sprang auf, als hätte ihn eine Schlange gestochen, — schämt der sich nicht, — Pehr Magnus in Hallen — bist du denn ärmer, als er einst war?

Das weiß ich wohl, aber er meint, ich sei doch gar zu arm.

Hast du nicht zwei kräftige Arme und bist gesund? — O, er sollte sich schämen!

Aber wir wollen bis aufs zweite Jahr warten, wenn ich ausexercirt habe und mündig geworden bin.

So? — Du hoffst also von deinen Armen und Beinen dann mehr als jetzt?

Aber, erwiderte Anders, ich meine, dann kann ich ohne Weiteres um Stina anhalten, dann bin ich alt genug; — denn er sagt, ich sei noch zu jung.

Hm — — ha ha ha (Ola's Lachen war eben so ungewöhnlich als seltsam), liegt es daran? So kann ich ja wohl auch noch auf die Freite gehn, denn ich bin doch hoffentlich alt genug! — Ha ha ha!

Ihr beliebt zu scherzen, Vater Ola. Ja, im nächsten Jahre halte ich um sie an; aber Ihr seid der Einzige, der etwas davon weiß, schweigt darüber!

Jetzt redest du wieder recht einfältig, Anders; bin ich ein altes Weib — ich? Aber nun kannst du nach Hause gehn, ich muß Netze ausstellen.

Darf ich Euch nicht dabei helfen?

Nicht nöthig — kann mir selbst helfen, antwortete der Alte und legte die Pfeife auf das Kamingesims. Er, jetzt geh zu deiner Mutter und setz dich hin und halte eine Predigt von Gottes Vorsehung und der Stina in Hallen; das paßt in das Stück, wie der Schneider sagte, als er das Zeug zuschnitt.

Anders war an einen solchen Schluß bei seinen Besuchen schon gewöhnt, und man kann sich an Alles gewöhnen, wenn man nur weiß, in welchem Sinne es gemeint ist. Er nahm es also weiter nicht übel, hütete sich wohl, dem Alten zum Fischfange Glück zu wünschen,

denn dann hätte er — nach dem Glauben des Volkes — keine gefangen, und wanderte auf dem bekannten Waldsteige weiter.

Wieder war es Margaretentag, der Namenstag der Regierungspräsidentin. Die Honoratioren der Stadt hatten ihr zu Ehren ein schönes Fest veranstaltet, auf einer Insel in dem kleinen See, an dessen Gestade die Hauptstadt der Provinz belegen war. Auch Anna, leicht wie eine Sylphide und schön wie ein neunzehnjähriges Mädchen nur sein kann, gehörte zu den Eingeladenen. Es verstand sich von selbst, daß die gefeiertste Schönheit der Stadt „das Fest mit ihrer Gegenwart schmücken" und eine Hauptrolle dabei übernehmen mußte. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als der Präsidentin einen Blumenstrauß zu überreichen und einige Verse zu recitiren, welche der Magazinsverwalter eigens für diesen Zweck gedichtet, auch in Golddruck in der städtischen Officin hatte drucken lassen; und zwar in dieser Buchdruckerei, weil daselbst das Anzeigeblatt der Bezirksregierung erschien. Denn von der zweiten, in welcher ein „Rabulistenblatt" das Licht der Welt erblickte, konnte füglich nicht die Rede sein.

Anna erschien an diesem Tage schöner als je. Aus ihren Augen leuchtete nicht wie sonst eine heitere Unbe-

fangenheit, allerdings nichts als ein Deckmantel für die Gleichgültigkeit, welche sie empfand; vielmehr lag etwas Resignirtes, Gedankenvolles in diesen Augen, die mit ihrem milden Glanze gleichsam nach innen blickten, als sie sich in dem leichten Boote niedersetzte und zu der Festinsel hinüberfuhr. Am Ufer wurden die Patronin und Anna von den Festordnern, darunter einem Lieutenant Andersson (welch ein gemeiner Name!) empfangen. Dieser half der Patronin aus dem Boote, beschäftigte sich aber so lange mit ihrem Shawl und Sonnenschirm, daß ein Anderer, der Magistrats-Secretär Munther (trotz seines Embonpoints machte er seinem Namen alle Ehre), ihm zuvorkam und unter lautem Lachen über sein unverhofftes Glück nicht bloß Anna die Hand reichte, sondern auch triumphirend mit ihr die Höhe hinan stieg, auf welcher ein mit Blumen und Eichenlaub (an Stelle des Lorbeers) geschmücktes Zelt für die Gäste errichtet war.

Platz, meine Herrn, Platz, rief der kleine Magistratssecretär, dessen rundes Bäuchlein eine weiße Weste bedeckte, mit komischem Pathos, Platz für Cäsar und sein Glück! — Ha ha ha! — Cäsar und sein Glück! — Haben Sie die Güte, hier unter den jungen Damen Platz zu nehmen und, wenn ich in die Hände klatsche, sich gefälligst aufzustellen, — hier neben dem Pfeiler, — bitte gerade hier. Sein Sie dann so gut, nach Fräulein Ernestine die reizenden Verse zu recitiren, welche Bruder Klammerbom — sehr schöne Verse, voll tiefer Gedanken und von merkwürdig viel Gefühl, — welche

Klammerbom verfaßt hat, — ein Heidenkerl, der Klammerbom mit seiner Poesie! — Aber entschuldigen Sie mich — als Festordner muß ich — — und der kleine Mann entfernte sich, um andere Gäste zu empfangen.

Der gute Secretär hatte nicht gemerkt, daß Anna, während er sie zu dem Zelte führte, einen Blick auf den Lieutenant Andersson geworfen hatte, der viel mehr enthielt, als die ganze Rede ihres Begleiters, selbst wenn er „Bruder Klammerbom“ zu Hülfe nahm. Auch wenn die Andern diesen Blick gesehen, hätten sie schwerlich erkannt, warum sie den Fremden so freundlich, so dankbar gleichsam anblickte. Aber Lieutenant Andersson nahm diesen Blick nicht bloß wahr, sondern verstand ihn auch und schlug die Augen nieder, doch erst nachdem er ihn mit einem gleichen Blicke beantwortet.

Dieser Eine Blick hatte den Beiden genug gesagt. Gehörte er doch jener Universalsprache an, welche auch die Sterne miteinander reden, derselben Sprache, die ein Sterbender, wenn er bereits sprachlos, mit den Seinen redet, der Sprache, die der treue Hund spricht, der seinen Kopf zwischen die Knie seines Herrn legt, oder das Kind, das die Arme nach seiner Mutter ausstreckt.

Lieutenant Andersson war, wie schon sein Name andeutet, durchaus nicht von hoher Geburt; er stammte vielmehr aus dem Volke, hatte weder Güter noch Namen geerbt, und war also darauf angewiesen, auf eigene Kraft sein Glück zu bauen. Die hübsche Uniform bildete so ziemlich seinen ganzen Besitz, aber er kam mit seiner

geringen Gage aus und wußte sich unabhängig zu erhalten, in einer Stellung, in der man so ziemlich von Jedermann abzuhängen scheint. Mit wenig hauszuhalten, das ist der ganze Inhalt einer Lebensweisheit, die so selten gelehrt und noch seltener begriffen wird.

Anna und der Lieutenant hatten sich schon wiederholt bei den Festlichkeiten in der kleinen Stadt getroffen, denn Andersson war die Seele von allen. Ohne ihn vermochte weder der Magistratssecretär mit seinen komischen Einfällen, noch der Magazinsverwalter mit seiner Poesie die Unterhaltung in den Gang zu bringen und die Gesellschaft zu amüsiren. Jene beiden Herren brachten mit all ihrer Anstrengung ungefähr die Wirkung hervor, wie ein Oeltropfen auf Infusorien in einer eingetrockneten Flüssigkeit; sie sterben daran, während ein Sonnenstrahl oder ein Thautropfen sie zu neuem Leben erweckt.

Was Anna's Aufmerksamkeit zuerst auf ihn gelenkt hatte, war, daß der Lieutenant zu gleicher Zeit so heiter und so stille sein konnte und daß er ohne alle Anstrengung rings um sich Freude zu verbreiten vermochte. Selbst die Auszeichnung, welche ihm dieses Talent erwarb, und die Achtung, die man dem armen Lieutenant bezeugte, verlieh ihm in ihren Augen Werth. Bald fand sie, daß auch seine Uniform ihn gut kleide. Und so geschah es denn, wie bei jungen Mädchen oft, daß sie ihn längst liebte, bevor sie sich davon Rechenschaft ablegte, warum oder in welchem Grade.

Doch wir kehren zu unserm Feste zurück, zu wel-

chem alle Eingeladenen mittlerweile eingetroffen sind, mit Ausnahme allerdings der Präsidentin nebst deren Familie; denn der Herr Präsident befand sich im Reichstage.

Endlich schoß ein mit Flaggen geschmücktes Boot über die heitere Wasserfläche; der Magistratssecretär Munther klatschte in die mit strohgelben Handschuhen bekleideten Hände, zum Zeichen, daß alle bei dem Empfange der Präsidentin betheiligten Personen sich aufstellen möchten. Anna nahm ihren Platz an dem Pfeiler ein und sah sich nach dem Blumenstrauße um, welchen ihr Lieutenant Andersson mit einer tiefen, fast schüchternen Verbeugung überreichte. Anna lächelte verbindlich; sie wollte nichts als höflich sein, konnte indessen nicht umhin, einen flüchtigen Blick auf den schönen jungen Mann zu werfen. In demselben Augenblicke erröthete sie, erbleichte dann wieder, schlug die Augen nieder und begann so heftig zu zittern, daß eine nebenstehende Dame ihr ein Riechdöschen anbot.

Es ist nichts, durchaus nichts, antwortete sie mit einem gezwungenen Lächeln, offenbar nur die Hitze. —

Sie könnten noch in Ohnmacht fallen! — erwiderte die kleine gutmüthige Frau mit dem Riechdöschen. Wenn Sie nach Hause kommen, liebe Anna, müssen Sie auf die Schläfen eine Citronenschale legen, das hilft gegen das Ohnmächtigwerden.

Kein Mensch wäre im Stande gewesen zu errathen, was Anna so in Verwirrung brachte. Nichts als ein

Vierklee, welchen der Lieutenant im Knopfloche trug. Er hatte ihn zufällig im Grase gefunden, sich der damit verbundenen guten Vorbedeutung erinnert, vielleicht auch an Anna und an ein Glück gedacht, das er nicht zu hoffen wagte; kurz er hatte den Vierklee in sein Knopfloch gesteckt. Als Anna ihn bemerkte, kam er ihr im ersten Momente wie eine Verheißung vor, daß ihr Glück noch einmal Blätter und Blüten treiben werde. Aber im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich, daß ihr Vierklee zerrissen und vernichtet sei; es war ihr, als müsse sie allen Freuden und selbst der Hoffnung für immer Lebewohl sagen. Und heute, am Margaretentage, stand sie wieder mit Blumen in den Händen, wieder um jemand Anderem Glück zu wünschen. Mutter Gretens Hütte, die Spiele der Kinder, Alles was einst ihr Herz erfüllt und ihr lieb gewesen, stand, wie mit Händen zu greifen, leibhaftig vor ihr. Zu viel — zu viel! — Sie wäre ohnmächtig geworden, wenn die gute Frau sie nicht unterstützt hätte.

Die Königin des Festes erschien. Unter den Klängen eines Quartettes bekränzte Fräulein Ernestine sie erst mit Blumen, dann trat Anna mit ihrem Strauße ihr entgegen. In ihrer Bläße erinnerte sie an eine Wasserlilie, welche das Haupt über den Spiegel des friedlichen See's erhebt, und sie trug die magern Verse des Magazinverwalters mit einer Empfindung, einem Ausdrucke vor, daß der Dichter sein unter Mühen und Schweiß zusammengeschriebenes Opus kaum wieder erkannt hätte.

Das Fest verlief herrlich und ganz nach Wunsch. Anna tanzte mit Lieutenant Andersson und ließ ihre Augen auf den einfachen Blättern ruhn. Da kam ihr der Gedanke: Vielleicht ist er es, der mich mir selber wiedergeben, der mich lehren wird glücklich zu sein wie einst. Und — dachte sie weiter — wenn mir das zu Theil wird, so werde ich auch nicht über meinen Vater mehr erröthen. Nein, ach nein; auch er soll ihn nicht verachten, nicht über ihn lachen, — ist er doch mein Vater, mein eigener Vater! — Ach, morgen will ich auch an ihn schreiben, ihm sagen, wie ich seiner in Liebe gedenke.

Als man auseinander ging, stiegen Anna und der Lieutenant in dasselbe Boot und sprachen mehr und ungezwungener mit einander. Sie begann sich wieder glücklich zu fühlen wie ein Kind. Wie lange hatte sie das vermißt, so lange, lange — seit der Zeit da sie durch die Waldbäche gewadet und zu Mutter Grete im Stordal gewandert war. Die Liebe ist die Lebensluft der Kindheit, und wo die weht, um Jungfrauen, Greise oder die Engel Gottes, da werden alle zu Kindern.

Nun, meine gute Anna, meinte die Patronin am folgenden Tage, das war ja ein höchst gelungenes Fest! Ich bemerkte, daß du mit Lieutenant Andersson tanztest. Ein recht hübscher junger Mann.

Scheint es Ihnen so, liebe Mama? erwiderte Anna und beugte sich tiefer auf ihre Stickerei.

Ja, so schien es Vielen und wohl auch dir. Aber aufrichtig, du warst gestern bezaubernd. Ich hörte leider,

daß du vor Hitze unwohl geworden. Du warst so schnell weg, sonst hätte ich noch unsern Arzt rufen lassen. Fühlst du dich heute auch ganz wohl?

So wohl, liebe Mama, wie selten. — Aber, liebe Mama, ich habe mir vorgenommen, heute an meinen armen Vater zu schreiben, er sehnt sich so nach einem Briefe von mir; ich fühle es an mir selber, daß er sich freut, wenn er einen Brief erhält.

Die Patronin entfernte sich, und Anna setzte sich hin und schrieb einen langen, herzlichen Brief an den kleinen Uhrmacher. So aufrichtig, so warm und rückhaltslos hatte sie ihn nur damals geliebt, als sie noch klein und ihm Alles war.

Nach acht Tagen erhielt sie einen schweren Brief. Als sie ihn öffnete, fiel ihr eigener an ihren Vater unerbrochen heraus, und dabei lag ein kleines Billet vom Pfarrer, folgenden Inhalts:

„Hochedles Fräulein!

Leider habe ich Ihnen, zu meinem großen Bedauern, mitzutheilen, daß es Gott in seiner Weisheit gefallen hat, Ihren ehrenwerthen und geachteten Vater, den Uhrmacher Jonas Jansson, aus diesem Leben abzurufen, und zwar in einem Alter von neunundvierzig Jahren, drei Monaten und sechszehn Tagen, am zwanzigsten Juli des laufenden Jahres, Abends. Er fühlte sich in der letzten Zeit schon recht schwach. Als ich ihm auf sein Verlangen das heilige Abendmahl reichte, sprach er mit mir über Sie und dankte Gott, daß Sie ihm eine gehorsame

liebe Tochter gewesen, welche er an dem großen Tage des Gerichts wiederzufinden hoffen dürfe.

Mit der Bitte ꝛc. ꝛc.“

Todt also, todt! hauchte sie fast unhörbar, am zwanzigsten Juli — dem Margaretentage — gerade als ich im Tanze an Seiner Brust ruhte, mein Auge mit Entzücken das glückverheißende Blatt betrachtete und ich von einem Glücke träumte, das du, mein armer Vater, mit mir theilen solltest, gerade damals lagst du im Todeskampfe, gedachtest meiner, liebevoller, inniger, als ich es verdient. All mein Glück hast du mit dir genommen — meinen Vierklee hat man zerrissen — mein Glück vernichtet.

Als die Patronin ihren Verlust erfuhr, tröstete sie Anna damit, daß sie ja noch eine liebende Mutter habe und daß ihr Vater keine Noth gelitten. Anna blieb zurückhaltend und trübe gestimmt. Ihre Trauer machte sie indessen den Menschen noch interessanter.

Welch köstlicher Anblick, äußerte der Magistratssecretär, diese Anna Klarin, wie sie ihren Vater betrauert, der doch nur ein kleiner buckliger Uhrmacher war. Das ist brav von ihr. Aber sie weiß auch recht gut, daß sie sich in Schwarz vortrefflich ausnimmt. Ich kenne kein Mädchen, das nicht eine Trauer für ein halbes Fest ansieht — ha—ha—ha! Schwarz — das steht — das kleidet; man erscheint doppelt interessant, zumal mit einem Paar blauen Augen — ha—ha—ha!

Der Magazinsverwalter schrieb einige „Betrachtungen

bei der Nachricht von dem Tode eines Vaters, gerichtet an seine einzige Tochter“ — ein Gedicht, das — wenn ich nicht irre — so begann:

„Dort oben in dem blauen Zimmer,
Beim silberhellen Sternenschimmer,
Schlägt laut die Uhr der Ewigkeit.
Dies Uhrwerk treiben andre Federn,
Es fährt die Zeit mit andern Rädern,
Als hier auf Erden — —“

Das Weitere habe ich vergessen, doch genügt wohl schon das Mitgetheilte. Der Schluß lautete ungefähr dahin, daß der verstorbene Uhrmacher bei der Uhr der Ewigkeit angestellt wurde und von diesem erhabenen Standpunkte aus einige tröstliche Worte an seine Tochter richtete,

„Der eine theure Mutter ja geblieben,
Und Freunde, alle warm zu lieben.“

Aber auch diese Verse vermochten nicht die tiefe Melancholie von dem Antlitze der trauernden Tochter zu verscheuchen. —

Die gute Patronin wanderte mittlerweile mit ihrem Compasse in der Hand umher, um aus der ganzen ihre Anna umschwärmenden Schaar einen würdigen jungen Mann auszusuchen. Schließlich würde kein Anderer als Lieutenant Andersson in Frage gekommen sein, wenn nicht noch ein langer, flachsköpfiger Jüngling mit langer Nase und großen Ohren da gewesen wäre, nämlich Herr Theodor Djupendahl. Der junge Djupendahl, wie er zum Unterschiede von seinem Vater, dem Kaufmann

Petter Djupendahl, genannt wurde, war ungefähr achtundzwanzig Jahre alt und seines Vaters einziger Sohn und Compagnon, weßhalb auch die Firma: „Petter Djupendahl et Sohn" lautete. Der junge Djupendahl gehörte zu jenen glücklichen Menschen, die niemals irgend ein Gefühl gehegt und darum auch die Gefahren, welche die Liebe mit sich bringt, nicht kennen gelernt haben. Er war nach der Ueberzeugung der Patronin rein und unschuldsvoll, tief religiös, und sein Herz so licht wie sein Haar. Er war ferner fleißig wie eine Ameise, saß den ganzen Tag im Comtoir seines Vaters, über das Kassenbuch gebeugt, und ließ sich nirgends sehen, außer in ein paar Gesellschaften. Dann tanzte er aber jeden Tanz mit einem Eifer, einer Hingebung, als befände er sich zu Hause bei seinem Buche. Endlich war er nach dem unbestrittenen Urtheile der Damen der liebenswürdigste und angenehmste aller Gesellschafter; denn es kam ihm niemals darauf an, mit wem er tanzte, mit einer alten Tante oder deren Nichte; er tanzte um zu tanzen; was ging ihn seine Dame an? Für gewöhnlich sprengte der junge Djupendahl an einem solchen Abende drei Paar Handschuhe und schloß damit, daß er, nachdem die Damen sich entfernt, die Herren zu einem Glase Champagner einlud und sich endlich auf sein stilles Bette warf, um Punkt fünf Uhr schon wieder im Comtoir zu sitzen. Es lag auf der Hand, daß die Patronin auf eine solche Persönlichkeit, welche mit so viel Fleiß so viel Bescheidenheit vereinigte, sicher niemals geliebt und daher ein gänz=

lich „ungetheiltes" Herz zu offeriren hatte, überdies ein anständiges Vermögen besaß oder doch erwarten durfte, bald ihre Blicke richtete. Aber Alles in Allem genommen urtheilte doch auch die Patronin günstiger über Lieutenant Andersson, welcher zwar nicht so entschieden „assecurirt" war, wie der junge Djupendahl, aber immerhin noch so weit, daß sie von seinen Tugenden wenigstens moralisch überzeugt sein durfte.

So standen die Actien, als an einem schönen Tage „Djupendahl et Sohn" ganz unerwartet ihre Aufwartung machten.

Papa Djupendahl hatte sich plötzlich erinnert, daß er einmal einen Posten Stangeneisen vom seligen Bruckspatron gekauft habe, erachtete sich verbunden, seine „pflichtschuldige" Visite bei der Frau Patronin zu machen, und hatte seinen Sohn, seinen theuern Theodor, mitgebracht, der schon früher die Ehre gehabt, der Frau Patronin vorgestellt zu werden.

Der alte Djupendahl war die Zuvorkommenheit selbst und so aufmerksam gegen die Patronin, daß sie nicht umhin konnte sich geschmeichelt zu fühlen.

Anna war von dem Besuche nicht gerade erbaut, hatte sich aber — was allen jungen Mädchen ja wie ein Dogma eingeprägt wird — beherrscht und die beiden Herren höflich empfangen.

Als „Djupendahl et Sohn" sich empfohlen hatten, begann die Patronin sich des Weitern darüber zu verbreiten, wie sittlich und rein, wie fleißig er sei; daß er

die andern jungen Leute so unendlich überrage und seinen Vater so überaus liebe; denn das hatte der alte Djupendahl selber versichert.

Anna hörte halb zerstreut zu, eigentlich dachte sie an nichts. Aber durch ihre Seele irrten die Bilder des Geliebten, der alten Grete, ihres Vaters und des zerrissenen Vierklee's.

Die kleine Frau mit dem Riechdöschen gehörte zu den intimsten Freundinnen der Patronin. Sie war Wittwe, verstand sich auf die Medicin, befand sich in ihren besten Jahren und liebte die Tugend über Alles. Sie paßten also vortrefflich zu einander, besuchten einander so oft als möglich und tauschten ihre „Ideen" aus, wie sie es wenigstens nannten, indem sie die Fehler und Schwächen ihrer Mitmenschen geißelten. Ihre Ideen trafen wenigstens immer in dem Endurtheile zusammen, daß es in der ganzen Stadt doch nur zwei recht lautere und reine Seelen gebe, nämlich die Patronin und deren liebe Freundin mit dem Riechdöschen; was die Uebrigen betraf, so waren sie alle ohne Bedeutung, entweder „überhaupt" oder „insbesondere".

Nicht wahr, liebe Augusta, der junge Djupendahl ist doch einer von den Wenigen, welche —

Ja, das ist mir noch ein junger Mann, dergleichen

kann man mit der Laterne suchen! Weißt du, er denkt niemals an etwas Anderes als an sein Geschäft, und nimmt er einmal an einem Vergnügen Theil, so geschieht es mit einer Ruhe und Würde —

Ja, so meine ich auch. Aber Lieutenant Andersson ist ebenfalls ein hübscher junger Mann.

Sehr, sehr hübsch! Aeußerst gentil! Ein rechter Gesellschafter. Auch hat man von ihm noch nichts gehört, was —

Gehört, von ihm? — Ei, das ist wohl nicht ganz —

Was denn?

Nun, das kennst du ja wohl schon — seine Verlobung mit einem Mädchen da unten in Schonen, — oder war es in Halland? — so ungefähr. Aber ein Fräulein war es jedenfalls.

So? — Also verlobt — hm —, ich muß doch gestehn, ein so junger Mensch und schon verlobt —

Ja, aber die Verlobung ging aus einander.

So? — wer veranlaßte das?

Ich glaube, ihre Eltern. — Der gute Lieutenant ließ sich hieher versetzen — mußte seine Schöne meiden. Es muß doch recht schmerzlich für einen jungen Menschen sein, so abgewiesen zu werden — sie sollen zusammen erzogen sein — schon als Kinder —

So?

Ja — so heißt es — aber ein hübscher junger Mann, der Lieutenant Andersson. —

Die Frau mit dem Riechdöschen wußte nicht, daß

sie mit dieser Klatschgeschichte den Stab über das Schicksal zweier Menschen brach, denn der Entschluß der Patronin in Ansehung des ungetheilten Herzens war ihr leider nicht bekannt. Die ganze Geschichte war übrigens erdichtet und das einzig Wahre daran, daß Andersson in einer adligen Schonen'schen Familie seine Erziehung erhalten, daß sein Wohlthäter eine Tochter gehabt, daß er sie wie eine Schwester geliebt und daß er sich hatte versetzen lassen, weil die Aussichten auf ein Avancement hier besser waren. Was mehr als dies Alles den Zustand seines ungetheilten Herzens bewies, war die Freude, mit welcher er die Nachricht von der so eben erfolgten Verlobung seiner Pflegeschwester mit einem seiner Freunde empfing. Aber dies Alles wußte die Frau mit dem Riechdöschen nicht; und darum hatte sie die Sympathieen der Patronin von dem Lieutenant auf den jungen Djupendahl gelenkt, diesem von der Natur so reich ausgestatteten, edlen Jüngling, dessen Schwingen von den Flammen der Liebe noch nicht verbrannt waren.

Leute von Theodor Djupendahl's Charakter behandeln eine Eheschließung wie ein Geschäft. Geschäftsleute in allen Angelegenheiten, vermögen sie sich nichts Anderes vorzustellen, als daß das ganze Leben ein Geschäft und der Tod sein Abschluß sei, ein Strich gleichsam auf der letzten Seite des Hauptbuches. Außerdem giebt es für sie keinen andern vernünftigen Zweck der Schöpfung als ihr Interesse. Wie dieser edle Jüngling an den Orient nur als die Heimath der Feigen und der Knackmandeln

dachte und sich seines eigenen Vaterlandes nur als desjenigen Theiles der bewohnten Erde erinnerte, auf dem es Planken und Bretter, sowie Theer und Stangeneisen gab, so behandelte er auch die Angelegenheit einer Eheschließung lediglich vom Standpunkte des Interesses aus. Danach aber konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß er Anna lieben mußte, denn sein Vater hatte ihm, als sie gerade am Schreibpult saßen, gesagt: Anna Klarin ist ein hübsches Mädchen — und ihm so eigenthümlich zugeblinzelt.

Der junge Herr schob den grünen Augenschirm in die Höhe, starrte seinen Vater mit den großen wasserblauen Augen an und antwortete:

Man sagt, sie wird drei Tonnen Gold erben. Ein vortreffliches Mädchen!

Wären gut im Geschäft anzulegen — meinte der Vater.

Freilich — gäbe fünfundzwanzig Procent! Das lohnte schon der Mühe; und (sich die Hände reibend) die Alte scheint nicht gerade zähe.

Du könntest es also versuchen. —

Und so machte man denn die Visite, und nicht lange, so vertraute der alte Djupendahl der Patronin, daß sein Theodor Anna liebe, und daß er vor Unruhe und Liebe weder essen noch schlafen könne.

Also er leidet so sehr! erwiderte die Patronin, welche keine Ahnung davon hatte, wie ein Verliebter zu empfinden oder zu handeln pflegt, vielmehr wähnte,

daß die Unruhe und das würdevolle Schweigen ganz vortrefflich zu der Unschuld eines Herzens passe, welches zum ersten Male unter dem Einflusse einer tiefen, wahren Leidenschaft stehe.

Ich vermag nicht sogleich — begann sie nach einer kleinen Pause — ich vermag nicht sogleich Ihre Frage zu beantworten. Das ist meiner Anna Sache, welche frei über ihr Schicksal bestimmen kann; denn — und ich darf es wohl aussprechen — sie besitzt die gehörige Einsicht und hat Grundsätze. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie Achtung für Ihren Herrn Sohn hegt, wie ich meinerseits großes Gewicht auf seine Moralität und Religiosität lege.

Ach, erwiderte der alte Djupendahl, ach, ich habe es ihm auszureden versucht, vorgestellt, daß er auf ein solches Glück niemals hoffen dürfe. Aber dann antwortet er mir immer: Vater, ich hoffe nichts, nichts, ich bitte nur, daß bald, recht bald der Schlag fallen möge, der mein Glück zertrümmert! — Um sein Gefühl zu schonen und Fräulein Anna, welche vielleicht meinen Sohn nur achten, nicht lieben kann, das Unangenehme einer Abweisung zu ersparen, habe ich es gewagt, Ihnen, meine gnädige Patronin, die Wünsche meines Sohnes zu Füßen zu legen und um Ihre gütige Fürsprache zu bitten. Sie, die Sie durch so viele Jahre meinen unvergeßlichen Freund, den seligen Klarin, glücklich gemacht und ihn so heiß geliebt haben, Sie wissen, was eine edle Frau dem Manne bedeutet, der ohne sie nicht zu leben vermag.

Ja, das weiß Gott — sagte die Patronin und zerdrückte eine Thräne — wie ich den Seligen geliebt habe!

Die Patronin und der Freund des Entschlafenen setzten noch eine Weile diese erbaulichen Betrachtungen fort. Als er endlich ging, legte er noch einmal seines Sohnes Glück, vielleicht — ach — sein Leben, in die Hände der edlen Frau. Diese aber ließ sich in einen Fauteuil nieder und kam nach einigem Hin und Her zu der Ueberzeugung, daß der junge Djupendahl der Rechte sei.

Anna hatte an demselben Nachmittage den Lieutenant Andersson getroffen und von ihm mit Worten vernommen, was ihr so oft schon seine Augen gestanden. Sie, seit dem Erwachen dieser Liebe wieder offen wie ein Kind, gestand ihm ohne Rückhalt, daß er mit der Patronin reden könne, ja sie ließ durchblicken, daß er hoffen dürfe, mit Wohlwollen empfangen zu werden.

Als die Patronin am Abend mit Anna sprach, schien sie zurückhaltender als sonst, verlegen, ja gedrückt, als suche sie sich von einer Last zu befreien. Diese Empfindung kam vielleicht von einer, wenn gleich dunklen Vorstellung, daß Anna sich weigern würde, den jungen Djupendahl, trotz aller seiner moralischen Vorzüge, zu lieben. Doch zweifelte die Patronin, welche in ihrem ganzen Leben niemals einen Widerspruch erfahren, mindestens nicht geduldet hatte, keinen Augenblick daran, daß von ihrer Seite eine leichte Andeutung genügen werde, um Anna zur Vernunft zu bringen. Trotz dieses Bewußtseins ihrer Allmacht quälten sie doch einige Zweifel.

Sie beschloß daher, erst noch das Herz des jungen Mädchens zu erforschen, bevor sie mit der wichtigen Neuigkeit, nämlich der verzweifelten Liebe des jungen Djupendahl, ins Feld rückte.

Sie sollte allerdings nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn schon am folgenden Tage ließ sich der Lieutenant bei ihr melden und trug ihr mit einfachen Worten vor, daß er und Anna einander liebten, daß sie beschlossen hätten, ihr Alles zu sagen, und um ihren Segen bäten. Der gute Lieutenant war fest davon überzeugt, daß Alles nach Anna's Willen ginge; darum redete er offen und ohne Umschweife, höchstens darauf gefaßt, daß die Patronin der Form halber einige unbedeutende Bedenken erheben, dann aber nachgeben werde. Das traf nun allerdings nicht zu. Die Patronin ließ zwar Jedermann seinen Willen, aber nur wenn er nicht in Widerspruch mit dem ihren trat; sie wurde roth wie ein Krebs, stand auf und fragte höchst ceremoniös:

Haben der Herr Lieutenant mir noch etwas Weiteres zu sagen?

Nein, meine liebe Frau Patronin, ich erwarte Ihre Entscheidung.

Das wird überflüssig sein, Herr Lieutenant. Da Sie hinter meinem Rücken, und ohne mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren, eine so zarte Angelegenheit mit meiner P f l e g e t o c h t e r abgemacht haben, eine Angelegenheit, welche gemäß der Sitte, — um von Ihrem eigenen Taktgefühl zu schweigen — Derjenigen überlassen

bleiben mußte, welche das Mädchen auferzogen, so — leben Sie wohl, Herr Lieutenant; Ihr hiesiges Experiment ist Ihnen nicht besser geglückt als das in Schonen; es giebt noch Moralität und Sitte im Norden wie im Süden! — Dienerin!

Lieutenant Andersson stand gleichsam versteinert da und verstand von Allem ungefähr so viel als ein Antiquar, der eine zur Hälfte zerstörte Inschrift deuten soll. Er faßte indessen den einzigen Entschluß, der ihm in solcher Lage zu fassen blieb, er schwieg, verbeugte sich und ging.

Anna hatte unterdessen mit Herzklopfen dem Ergebniß der Unterredung entgegengesehen und ahnte nichts Gutes, als sie Andersson mit heftigen Schritten das Haus verlassen sah. In diesem Augenblicke trat die Patronin ein, noch aufgeregt, doch schweigend. Anna glaubte das Bewußtsein zu verlieren, als sich die eisigen Blicke der Patronin auf sie hefteten.

Mama, um Gotteswillen, was ist das? Sehn Sie mich nicht so an! — flehte das Mädchen und machte Miene, sich ihr zu nähern. Aber die Patronin schob sie zurück und rief:

Nun weiß ich, daß ich kein Kind mehr habe, daß ich eine Schlange an meinem Busen erzogen, daß sich ein böser Geist in mein Haus geschlichen und mir mein Kind gestohlen hat! — Ich weiß Alles!

Daß Andersson mich liebt, gute Mama —; ist er nicht ein edler Mensch? — Können Sie leugnen, daß Sie ihm selber wohl wollen?

Die Patronin hatte sich vorgenommen, eine entscheidende Schlacht zu liefern, sie fürchtete sonst an Terrain zu verlieren.

Ist es Recht, Die zu betrügen, welche seit deiner Kindheit dich wie ihr eigenes Kind geliebt hat? Hinter dem Rücken deiner Wohlthäterin, deiner zweiten Mutter, deiner einzigen Freundin in dieser Welt, Pläne zu schmieden, welche ihren Absichten schnurstracks zuwiderlaufen?

Ach nein! Verzeihung!

Ist der ein edler Mann, der ein schutzloses, unerfahrenes Mädchen in seine Netze lockt, der gleich einer Schlange sein Opfer umwindet und die Giftzähne in ihre Brust, dicht neben dem Herzen, schlägt, ohne ihr die Zeit oder die Möglichkeit zu lassen, sich mit Derjenigen zu berathen, welcher sie Alles zu danken hat — Alles?

Ach nein, verzeihn Sie auch ihm!

Nein, Anna, dir kann ich wohl verzeihen, aber ihm in alle Ewigkeit nicht. Er ist für immer von meiner Schwelle verbannt; er ist deiner Liebe unwürdig; du wirst ihn vergessen!

Anna schüttelte leise mit dem Kopfe und schaute ihre Pflegemutter mit verzweifelten Blicken an.

Nein, nein, das vermag ich nimmer!

Du bringst es also eher über's Herz, mich zu vernichten, mich zu tödten mit deinem Ungehorsam? — Du willst ihn nicht vergessen, obwohl ich es dir befehle? —

Dieses „Befehlen“ in einer Angelegenheit, welche keinen Befehl duldet, weckte das Selbstgefühl des Mädchens. Sie richtete sich auf, stolzer als man hätte erwarten sollen, und sagte:

Vergessen kann ich ihn nicht, aber ihn nicht mehr zu sehen, das vermag ich, und müßte ich auch darüber sterben!

Zu zärtlich! — Was ihn betrifft, so braucht er nicht gerade in den Tod zu gehen. Er reis't nach Schonen, führt sein Fräulein heim — da hat er genügenden Ersatz.

Anna stutzte, die Patronin fuhr aber in einem ruhigeren und vertraulicheren Tone fort:

Armes Kind — du warst im Begriff in die Netze eines Betrügers zu fallen, der deinen Mangel an Erfahrung mißbrauchen wollte. Sie berichtete dann, mit einigen Ausschmückungen, die unbedeutende Geschichte, welche die Frau mit dem Riechdöschen aufgespürt hatte..

Anna schüttelte ungläubig den Kopf, die Patronin aber dachte:

Es ist ein Glück, daß ich für die Wunde Balsam bereit habe, daß ich ihr einen Mann ohne Tadel als Ersatz bieten kann.

Aber sie wünschte zugleich, daß Anna zuvörderst ruhiger würde. So trug sie denn Sorge, daß Anna von der Welt abgeschlossen blieb und mit Andersson weder zu sprechen noch zu correspondiren im Stande war.

Und dieses erwies sich auch als nothwendig. Denn nicht lange, so kam ein Billet an Anna, des Inhalts, daß die Patronin ihn so seltsam beschieden, daß er je=

doch weiter hoffe; dazu Versicherungen ewiger Liebe. Dieses Billet behielt die Patronin natürlich.

Nach einiger Zeit faßte sie dann den Entschluß, mit dem jungen Djupendahl hervorzutreten.

Anna lächelte schmerzlich und erwiderte, ohne aufzusehn:

Nein, nein, Mama.

Und warum nicht?

Ich liebe ihn nicht.

Aber was findest du an ihm auszusetzen? Nenne mir einen einzigen Grund, warum du ihn nicht lieben könntest.

Ich weiß keinen, aber ich vermag es nicht, gute Mama. Sprich nicht mehr davon!

Aber es ist meine Pflicht, zu reden, und deine, mich anzuhören. — Ich muß also — fuhr die Patronin nach kurzem Stillschweigen fort, bemüht eine gewisse Weichheit in ihre Worte zu legen, — ich muß dir also sagen, liebe Anna, daß ich in meinem Hause eine Fortsetzung dieser Liebesgeschichten nicht dulden kann; du mußt dich verheirathen, schon um allem weiteren Gerede ein Ende zu machen.

Sie sind hart, liebe Mutter.

Hart? Nein, mein Kind, du hast mir Gehorsam und Liebe versprochen; zum ersten Male ist es, daß ich Gehorsam von dir fordere, und du antwortest: Nein, nein, ohne allen Grund. Du folgst bloß deinen Launen; es gefällt dir nicht — es paßt dir nicht, auf deiner Mutter Rath zu hören, und das bei dem wichtigsten Schritte deines Lebens!

Liebe Mama, wäre es nicht ein Unrecht, wenn ich ihn nähme, ohne ihn zu lieben? — Darf er nicht Liebe von mir fordern? — Die aber vermag ich ihm ja niemals entgegenzubringen.

Nun, wir wollen abwarten, wer Recht behält. Ueberlege dir Alles genau. Ich habe nicht Lust, länger deine Ausflüchte anzuhören. Die Lehren des Herrn Lieutenants, scheint es, tragen ihre Früchte!

Mit diesen Worten entfernte sich die Patronin, doch in der Hoffnung, daß ihr noch Alles wohl gelingen werde.

Ich will ihr mit Andrietta drohen, der Tochter meines Halbcousins. Ich kann sie aufnehmen, wann es mir beliebt, und die Jungfer gehen lassen, wohin es ihr beliebt. — Ungehorsam ist ein Verbrechen vor Gott und den Menschen!

Die Patronin war von Hause aus nicht ohne Herzensgüte. Seitdem sie jedoch das praktische Leben aufgegeben und keine genügende Beschäftigung in ihrem Haushalte fand, sah sie sich in der Nothwendigkeit, ihren niemals ruhenden Geist auf etwas Anderes zu richten. Sie wählte hiezu das Studium der Moral — das leichteste allerdings, das man finden kann, wenn es einem an Kenntnissen und rechter Lust zum Lernen gebricht. Man findet oft solche vortreffliche und aller Philosophie baare Hausmütter, welche, sobald sie Wittwen geworden, oder sich zur Ruhe setzen, sich auf das Denken legen und so mit Sittensprüchen vollstopfen, daß ein Professor der Moral

vor ihnen mit Schanden bestehen möchte. Auch pflegen sie in demselben Grade, als es ihnen an Klarheit der Begriffe und rechter Lebensweisheit mangelt, intolerant zu werden. Aber bekanntlich vertragen sich bei manchen Frauen Intoleranz und ein gutes Herz nicht eben schwer; und was unsere Patronin anlangt, so wußte man niemals recht, wo ihr gutes Herz oder ihre Intoleranz mitspreche.

Jedenfalls unterließ sie es nicht, die Angelegenheit Tag für Tag von Neuem zu erörtern. Als nun das Gerücht entstand und zu Anna's Ohren drang, der Lieutenant Andersson sei nach Schonen gereis't; als jede Nachricht, ja selbst ein Gruß von ihm, noch immer auf sich warten ließ, begann auch sie zu schwanken und die Redlichkeit seiner Gesinnung in Zweifel zu ziehn. —

Man trifft bei jungen Mädchen oft auf ein seltsames Gefühl, welches sie nöthigt, blind ihre ganze eigene Zukunft, ja ihr Leben hinzugeben, bloß um zu zeigen, daß sie sich erhaben über die Wechselfälle des Schicksals fühlen. Es ist dieselbe Rücksicht, welche in Hindostan die Scheiterhaufen anzündet, auf denen sich die Wittwen verbrennen, zu ihres Gatten und ihrer eigenen Ehre. Mit einem gewissen Schauder verfolgt man, wie weit es ein Weib in Opferfreudigkeit bringen kann. Und oft ist dieses Opfer der einzige Sieg, welchen sie über ihr Geschick davonträgt.

Anna fühlte mit jedem Tage, daß der Dolch sich tiefer in ihre Seele bohrte; sie fühlte, daß sie sterben

oder der Verzweiflung in die Arme fallen würde, wenn die Spitze das Herz erreichte und in das Heiligthum dränge, darinnen die ewige Liebe wohnt. Aber sie machte keinen Versuch, den Dolch herauszuziehen; gab es doch keine Entschuldigung für Den, welchen sie so heiß geliebt, keine Erklärung, warum er von ihr gegangen und geschwiegen! — Sie waren für alle Zeit geschieden. — Da beschloß sie — und nur ein Weib kann einen solchen Entschluß fassen — mit einem einzigen Stoße das Herz zu durchbohren und die Liebe, welche dort noch immer wachsen und freudig treiben wollte, zu tödten. —

Sie war bleich an dem Tage; die schönen blauen Augen hatten ihren Glanz verloren und starrten ohne Ausdruck. Aber der junge Djupendahl kam, es kamen Fremde, es summte in den Zimmern, die Kronleuchter brannten, die Spiegel sagten ihre Wahrheiten ohne zu verletzen — es waren viele Leute da, und man feierte — sie glaubte zu träumen — ihre Verlobung mit einem Manne, den sie nie geliebt und niemals lieben konnte.

Weßhalb that sie es? —

Um auch das letzte Band zu zerreißen, um sich rettungslos in den Abgrund zu stürzen, um einen geistigen Tod zu sterben. So kann nur ein Weib philosophiren.

Als die Gäste fort waren, hörte sie ihre Mutter reden von einer Liebe, die mit der Zeit komme; daß auch sie damals, als sie ihren Mann geheirathet, weit von Liebe entfernt gewesen; daß sie trotzdem glücklicher gelebt als Andere mit all ihrer Liebe. — Sie vernahm

das wohl, die Klänge drangen in ihr Ohr, aber es haftete kein Gedanke, keine Vorstellung in ihrem Geiste. Alle ihre Empfindungen, ihr ganzes Denken vereinigte sich in dem Einen Brennpunkte: Alles ist vorbei! —

Aber die Zeit bringt Klarheit. Allmählich wurde es um ihr, in ihr heller; sie erkannte, daß sie sich betrogen, ihre Mutter, ihn, dem sie Liebe versprochen, und ihn, den sie noch immer liebte. Es lag wie ein Fluch auf ihr, ein vierfacher Betrug. Aber das Netz, welches sie selber über sich geworfen, zu zerreißen, fühlte sie nicht die Kraft. Da überkam sie tiefste Verzweiflung. —

Der Verlobte machte, der Sitte gemäß, häufige Besuche. Mit jedem Tage wurde er unerträglicher. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, Scham und Reue griffen härter an ihr Herz und preßten es zusammen. Es war ein stiller Wahnsinn. — Immer wieder und wieder, sie wußte nicht wie, trat das Bild ihrer Kindheit vor ihre Seele; alle ihre Schulgenossen, sie selber in Kindesgestalt standen vor ihr und zeigten mit Fingern auf sie, nach einer schwarzen Tiefe — — sie schwindelte. Und dann ihr Vater! — Sie meinte seinen letzten Segen zu hören, wie er ungehört in dem leeren Raum erstarb, ohne zu Gott zu gelangen. — — Sie verlor das Gefühl ihrer Würde, wenn sie nicht die Ketten zerriß, — um jeden Preis! —

Das Zimmer des Fräuleins ist leer, sie ist fort! berichtete am nächsten Morgen das Dienstmädchen. Die Patronin sprang auf, das Zimmer war leer, auf der Toilette lag ein Brief. Die Patronin zitterte vor Aufregung, erbrach ihn und las:

„Geliebte Mutter!

Ich weiß, daß ich wahnsinnig bin, aber ich bin nicht mehr Herr über mich selbst. Ich bin Ihrer Liebe nicht würdig; ich will Niemand betrügen, darum Lebwohl, Lebwohl für ewig. Ich kehre zu der Sphäre zurück, zu welcher ich gehöre, zu dem Stande, aus welchem Sie mich gezogen haben. Forschen Sie nicht weiter nach mir. Wenden Sie Ihre Liebe einer gehorsameren, besseren Tochter zu. Ich kann Ihnen nicht folgen. Gott ist mein Zeuge, ich kann es nicht!

Aber fluchen Sie nicht

Ihrer Anna."

Die Patronin wurde bleich wie der Tod und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Einen solchen Schlag hatte sie nicht erwartet. Sie liebte Anna, obwohl dieses Gefühl, von Hause aus mehr egoistisch als aufrichtig, in der letzten Zeit ziemlich abgekühlt war. Trotzdem wäre es wieder in den Vordergrund getreten, hätte sie sich nicht immer wieder die Frage vorlegen müssen, was wohl die Menschen dazu sagen würden! — Sie selber der Gegenstand aller Unterhaltungen! — Das das Resultat ihrer so oft gerühmten Erziehungsmethode! — Glücklicherweise

trat der Zorn an die Stelle des Schmerzes: Kann sie ohne mich — so kann auch ich ohne sie bestehn! —

„Djupendahl et Sohn" wurden benachrichtigt und durften an der schaudervollen Neuigkeit Theil nehmen. „Junior" faßte sie gerade so auf, wie wenn beim Löschen vor seinen Augen ein Ballen Kaffee in die See gefallen wäre. Was auch immer sich repariren ließ, die Geschichte war faul, die Waare zum Mindesten havarirt. Beide, „Senior" und „Junior", fanden, daß Anna kein Mitleid verdiene, und beklagten Niemand als sich selber. Die Patronin setzte sich in ihrem Zornesmuthe, verletzt bis aufs Tiefste, sofort nieder und schrieb an ihren Halbcousin, einen armen Commissarius, er möchte ihr umgehend seine einzige Tochter schicken. Dieser Brief verursachte an Ort und Stelle eine Revolution; die Familie des Commissars gerieth in die äußerste Aufregung und expedirte mit der nächsten Post Fräulein Andrietta Toppling an die Adresse der ihrer sehnsuchtsvoll harrenden Halbcousine.

Nach einigen Tagen traf Fräulein Andrietta ein, mit ihrer Reisetasche (ohne Schloß) und einem Briefe ihres Vaters, voller Segenswünsche und Danksagungen an die liebe Tante, welche, noch immer strahlend im Nordlichtscheine des Zornes, sie wie ein Werkzeug ihrer Rache empfing. Anna sollte erkennen, wie überflüssig sie

sei. Darum mußte Andrietta sofort ganz an ihre Stelle treten, ihr Zimmer beziehen und ihre besten Kleider anlegen. Sie nahm sich darin allerdings seltsam genug aus. Sie war nicht bloß ein langes, ungraziöses Frauenzimmer mit eckigen Bewegungen und großen Händen, sie hatte auch bereits die Linie passirt, das heißt, sie schwankte zwischen fünfundzwanzig und dreißig und besaß in ihrem Gesicht etwas so aufrichtig Häßliches, daß der Beschauer es sofort vorzog, seinen Blick auf Anna's Kleider zu richten.

Die Patronin unterließ trotzdem nichts, um zu zeigen, daß sie Andrietta weit angenehmer finde als Anna. Sie sprach gern von den rohen Empfindungen bei Leuten niederer Klasse, von der Unmöglichkeit, auf einem wilden Apfelbaume Reinetten zu ziehen, und dem undankbaren Bemühen, Menschen die Segnungen der Bildung angedeihen zu lassen. Die ganze Stadt gab der Patronin Recht und lachte sie hinter ihrem Rücken aus. Dem Magistratssecretär kamen hundert muntere Einfälle von „flüchtigen" Fräuleins, durchgehenden Schönheiten, Zugvögeln ꝛc., mit Einem Worte, lauter witzige Anspielungen auf Anna's Verschwinden. Er pflegte aber immer so zu schließen:

Schade um das Mädchen — war doch verdammt hübsch — wundre mich nicht über ihren Geschmack — denn Bruder Djupendahl sieht doch wahrhaftig wie eine Vogelscheuche aus! — Ha, ha, ha!

Der Magazinsverwalter aber, dessen „gesammelte

Schriften" sich bereits unter der Presse befanden, beeilte sich, das oben erwähnte Gedicht: „Betrachtungen bei dem Tode eines geliebten Vaters" davon auszuschließen. Man hätte ja über ihn lachen können, wenn er einen buckligen Uhrmacher und dessen „durchgegangene" Tochter besang.

Man sprach noch vierzehn Tage, einen Monat lang, über die Geschichte. Allmählich verdrängten neue Eindrücke die früheren; die jungen Herren liefen anderen Sternen nach, tanzten mit anderen Mädchen, bewunderten andere Stimmen. Nach einem halben Jahre war Anna vergessen. Nur dann und wann tauchte noch irgend ein Gerücht über sie auf. Einer hatte sie auf einer Weide barfuß gesehen, ein anderer sie als Ladenmädchen in Stockholm getroffen, ein Dritter hatte gehört, sie sei todt und begraben.

Solche Mittheilungen weckten hie und da die Erinnerung an das arme Mädchen, gleichwie der Wind aus dem Aschenhaufen eines abgebrannten Hauses noch ein paar Funken aufwirbelt.

Im folgenden Frühlinge saßen ein paar junge Leute in einer Restauration und plauderten, als der Eine von ihnen plötzlich sagte:

Apropos, Sie haben wohl schon gehört, daß Andersson an der Lungenschwindsucht gestorben ist, dort unten in Schonen?

Was zum Henker, ist er todt? — Es war ein braver Mensch und mein specieller Freund, schade um den Kerl!

Wer ist sein Hintermann im Regimente?
Ja, das ist ja wahr, er hatte vollen Lieutenantsgehalt!
Da kann Cederholm sich freuen, er ist an der Reihe!

Viele Jahre sind seit den letzten Ereignissen verflossen. Theodor Djupendahl, nunmehr Rath und Handelsherr, ja sogar Abgeordneter zum Reichstage, hatte längst seinen tiefen Schmerz verwunden und mit der Tochter des Commissärs Toppling, Fräulein Andrietta, der liebevollen Pflegetochter der einsamen Patronin, einen treuen Herzensbund geschlossen. Längst waren unsere alten Freunde, Mutter Grete, der Fischer Ola und der alte Flink zur ewigen Ruhe gegangen. Auch die Patronin hatte der unerbittliche Tod auf dem Kirchhofe der kleinen Stadt gebettet; doch erinnerte ein prächtiges Grabkreuz mit großen goldenen Buchstaben daran, daß „dankbare Kinder" dieses Denkmal über ihrem Staube errichtet. —

Es war zur Weihnachtszeit.

In einer geräumigen Bauernstube stand ein mächtiger Tannenbaum auf seinem Holzkreuze und streckte seine grünen Finger nach der weißgetünchten Decke. Zwei Knaben von zehn und acht Jahren und ein sechsjähriges Mädchen waren so eben damit beschäftigt, Lichtstümpfe an den Zweigen zu befestigen. Es schien nicht ganz

leicht, doch gelang es den Kindern endlich. Dann behingen sie die Wände mit Kränzen vom Heidelbeerstrauch und den rothen Trauben der Berberitze. Denn sie hatten die reifen Beeren schon im Herbste getrocknet, um damit das Weihnachtsfest zu verschönern.

Ein gedeckter Tisch stand neben dem Baume. Das selbstgewebte Tischtuch mit seinen Fransen, die irdenen Schüsseln und Holzlöffel verriethen nicht eben Reichthum, aber Reinlichkeit und Genügsamkeit, die den schwedischen Bauer so auszeichnet, die Zufriedenheit, den Stolz und das Glück der Armuth.

Eine Frau war an dem Tische beschäftigt, während der Mann Holz hereintrug, um ein prächtiges Weihnachtsfeuer im Kamin anzuzünden.

Ist Alles fertig? fragten die Kinder, indem sie der Mutter überall hin folgten, ist es bald fertig, so daß wir den Baum anzünden können?

Noch nicht, Kinder! — du, Ola, laß den Löffel liegen! — Hörst du nicht? — Und du, Petter, geh mir aus dem Wege, man kann sonst noch über dich fallen. — So, ihr Krabaten! —

Die gute Frau sah trotz all dieser Zurechtweisungen so froh und freundlich aus, daß sie nicht eben den wünschenswerthen Gehorsam fand. Die Kinder lärmten umher und fragten und fragten, „denn sie wollten nun doch einmal anzünden."

Endlich rief die Mutter, welche einen letzten Blick auf die Fische, die paar Scheiben Schinken und die

stattliche Schüssel Grütze geworfen und Alles in Ordnung gefunden hatte:

Na, dann zündet an!

Da zündeten die Kinder die Lichter an und wetteiferten mit einander, und ihr Eifer dabei war so groß, daß sie hier ein Licht herunterwarfen, dort ein bereits brennendes wieder auslöschten. Endlich war das große Werk nun doch gelungen, die schwankenden Tannenzweige kamen zur Ruhe; die Kinder aber liefen zum Vater, welcher während dessen lächelnd nach ihnen geschaut hatte, und riefen:

Vater, komm nun mit, nun muß die Großmutter den Weihnachtsbaum sehen! Einen so großen haben wir noch niemals gehabt!

Da begaben sich Alle, der Vater an der Spitze, durch die kleine Hausflur in das Hinterstübchen, und es dauerte nicht lange, da brachten sie die Großmutter in einem Sorgenstuhl getragen.

Das war keine kleine Last, die Kinder keuchten ganz erschrecklich, als sie mit dem Vater die Großmutter über die Schwelle trugen. Sieh, Großmutter, hast du schon einen so großen Weihnachtsbaum gesehen? — Zwanzig Lichter sind darauf! — Weißt du, Großmutter, von denen gehen zehn aufs Pfund!

So riefen die Kinder durcheinander und bemühten sich, der alten Frau allerlei Erläuterungen zu geben, die sie natürlich für durchaus nothwendig erachteten, um den Genuß all dieser Herrlichkeiten zu steigern.

Freilich, Kinder, das ist ja ganz großartig, so etwas habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehn. Und — fügte sie lächelnd hinzu — jetzt möchte ich gerne mit euch Allen tanzen, wenn ich nur könnte!

Liebe Mutter — sagte der Mann und legte seine Hand auf ihre Schulter, das thut nichts, Mutter; wenn man nur Kinder und Kindeskinder hat, wie du, die dich alle so lieb haben, wie wir, — wir tragen dich gerne auf unseren Armen, Mutter.

Glückliche Weihnachten und frohe Feiertage, Anders! erwiderte die Mutter. Und für all Das haben wir dem alten Fischer Ola zu danken.

Ja, Mutter, das haben wir, nächst Gott; und darum habe Gott den alten mürrischen Kerl selig, der mir Arbeit gab, statt Geld, und mich lehrte, wie man auf eigenen Füßen steht.

Wer jemals in Kopenhagen gewesen, hat sicher auch „Tivoli" besucht mit seinen köstlichen Rasenplätzen, Kiesgängen, Hügeln, grünen Bäumen und den kleinen krystallklaren Teichen; ein Seeland im Kleinen; heiter, still und schattig wie Gefion's Insel, von welcher es einen Theil bildet. Indessen so heiter und freundlich blickt dieses Tivoli nur die eine Hälfte des Tages. Wenn die Sonne niedersteigt, strömen durch die weit geöffneten

Thore die lebenslustigen Kopenhagener, ein heiteres phäakisches Völklein, das sich nicht für zu gut hält, um sich ein paar Stunden köstlich, und was die Hauptsache ist, für geringes Geld, zu amüsiren. Dann wimmelt es von Tausenden froher Menschen, zwischen den herrlichen Buchen, auf den Terrassen. Dicht an einander gedrängt schaut man hier einem Seiltänzer zu, dort einer Pantomime auf dem kleinen Theater. Bald drängt man sich in dem märchenhaften Glassaale, wo Lumbye's Orchester eine Gade'sche Symphonie zum Besten gibt, oder eine „neueste“ Composition des närrischen und doch so würdigen Dirigenten mit dem seltsamen Titel „Kriegsrath“. Die Einen sitzen an Tischen, Andere stehen auf Stühlen und Bänken. Der Herr mit dem Orden steht dicht neben einem Matrosen mit rothem Shawl und gelbem Strohhut; die seidene Robe der Dame von Stande streift das Kattunkleidchen eines Gemüsemädchens von Amager. Doch könnten Kenner streiten, wer besser aussieht, wer den schönsten Mund und die blauesten Augen hat.

Es war an einem Abend im August. Wieder hatte sich, trotz des zweifelhaften, zwischen Sonnenschein und Regen wechselnden Wetters, eine ungeheure Menschenmenge eingefunden. Aber trotz der zur Schau getragenen äußerlichen Freude, und obwohl Alles hier darauf angelegt ist, die Sorgen zu vergessen und sich von drückenden Empfindungen fern zuhalten, wollte es doch zu keiner rechten Heiterkeit kommen. Es war zur Zeit, als

der Kampf um Schleswig-Holstein fast schon ausgebrochen war, mindestens unvermeidlich schien. Krieg und Streit, Sieg oder Tod schwebte auf den Lippen aller dieser scheinbar so frohen Menschen. Lumbye wußte das auch recht gut, denn das erste Stück, welches er zum Besten gab, war ein Kriegsmarsch, in welchen er nicht ungeschickt dänische, schwedische und norwegische Melodieen verwebt hatte. Bestand doch sein Publicum zum großen Theile aus Militärpersonen und Freiwilligen aus den drei Ländern, welche man heutzutage die skandinavischen nennt. Erregten diese Anklänge schon mächtig die Herzen der versammelten „Brüder,“ so versetzte der „nordische Unionsgalop“, mit welchem der Kriegsrath sein Programm schloß, die Zuhörer in jene ferne Vergangenheit, da ihre Vorfahren beim Julfest saßen und im Schwertertanze korybantenartig durch die Halle stürmten.

Ein unbefangener Zuschauer hätte vielleicht gelächelt über diesen „nordischen Unionsgalop“, aufgeführt vor diesem modernen, geputzten Publikum. Vielleicht that es der Mond auch, welcher dann und wann durch die Wolken brach und sein bleiches Licht über die hin und her wogenden Menschenmassen goß.

Mancher ging weiter zu der von tausend Lampen beleuchteten Rutschbahn, auf welcher man in rasender Fahrt von einer bedeutenden Höhe hinab und wieder hinauf fast zu derselben Stelle gelangte, von welcher man ausgegangen; oder zu dem Bazar, der gleichsam in Flammen zu stehen schien. Den Ermüdeten luden

Hunderte von Kaffee's, Restaurationen und „Schweizereien", das heißt Conditoreien, ein, in denen hier Musik zu hören war, dort ein Taschenspieler sein Wesen trieb, ein Affe seine Künste zum Besten gab oder ein Pferd ein Taschentuch apportirte. Nirgends ein bleibendes, aufmerksames Publicum. Die Menge zog ein und aus. Einer trank eine Flasche Champagner, der Andere ein Glas Milch.

An einer etwas entlegenen Stelle, zwischen dunkeln, nur mit Lampions erhellten Bäumen vernahm man aus der geöffneten Thüre einer Conditorei eine volle und glockenreine Frauenstimme, begleitet von einer Harfe. Sie sang das dänische Nationallied, „den tapferen Landsoldaten", während ein paar Herren, die Cigarre im Munde und ein Glas Cognac auf dem kleinen Tische vor sich, lässig auf einer Bank saßen, über Politik sprachen und über die Geschicke der Welt entschieden. Sie bemerkten nicht, daß vor der Harfenspielerin ein Teller stand, und daß derselbe noch ganz leer war. Die Einzigen, welche bei dem Gesange in Bewegung geriethen, waren ein paar ärmliche Kinder, doch mit der dänischen Cocarde an ihren Mützen. Sie marschirten, barfuß wie sie waren und einen Stecken über die Schulter gelegt, auf und ab und sangen: „Da, als ich Abschied nahm, da, als ich Abschied nahm, mein Liebchen wollte mit!"

Endlich näherten sich ein paar schwedische Offiziere der singenden Frau, auf welche durch das geöffnete Fen=

ster gerade ein Strahl des Mondes fiel. Sie schien ihre Uniform mit Interesse zu betrachten und begann, offenbar bemüht, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, auf der schlechten, hartklingenden Harfe zu präludiren. Ihre großen blauen Augen blickten nach oben, als suche sie in ihrer Erinnerung nach Etwas. Richtig, das war es, — und da die Offiziere vor ihr stehen blieben, begann sie auf schwedisch zu singen:

Ich denke noch der Jugendzeit,
Als wär' es heute nur,
Da ich ein Kind, und Heiterkeit
Noch folgte meiner Spur.

Aber ihre Stimme begann gleich am Anfange zu zittern, sie sang nur mit Anstrengung weiter. Als sie dem Schlusse nahe war, brach sie plötzlich in Thränen aus, beugte sich tief über ihre Harfe und schluchzte laut.

Einer der jungen Schweden trat auf sie zu und äußerte theilnehmend: Was ist Ihnen, mein Fräulein? Singen Sie das Lied zu Ende, wir kennen es schon. Auch wir sind einst Kinder gewesen.

Aber das Mädchen weinte nur noch lauter und antwortete nichts.

Sind Sie aus Schweden?

Ein kaum hörbares Ja war die Antwort.

Sehnen Sie sich dorthin zurück?

Nein — nein — niemals! rief sie mit Heftigkeit, blickte auf und trocknete rasch ihre Thränen.

Verzeihen Sie, meine Herren, jetzt werde ich fortzufahren im Stande sein.

Sie sang hierauf einige schwedische Lieder, jetzt veraltet, vergessen, welche jedoch, von den Lippen dieses Mädchens gesungen, das Summen draußen übertönten und einen so eigenthümlichen, melancholischen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer machten, wie etwa ein Echo, welches aus weiter Ferne von Berg und Wäldern wiederklingt.

Die Herren warfen einige größere Münzen in ihren Teller, und sie verbeugte sich dankend.

Ihr wurde eine reiche Ernte an diesem Abende zu Theil, denn die Schweden wollten sämmtlich ihre interessante Landsmännin hören. Als sich dann später, nachdem Amici sein Feuerwerk abgebrannt, wieder ein Paar von ihnen trafen, sagte Einer und der Andere:

Wer zum Teufel kann dieses Frauenzimmer sein?

Sie muß den bessern Ständen angehören, denn sie hatte eine schöne Stimme und eine gute Schule.

Sie sah aus, als wäre sie einst schön gewesen! Schade um die Person! Hat Keiner gefragt, wo sie wohnt?

Freilich, ich. Aber ich bekam keine Antwort, als bloß: Lieber Herr, der Arme hat kein Haus, nur ein Nachtquartier.

Wahrhaftig, eine räthselhafte Erscheinung! Es wäre doch interessant, etwas von ihrem Leben zu erfahren. Gewiß romantisch und seltsam genug! — Ha ha ha! — Kommst du mit uns, Lagerkrona? — Wohin fahren wir? — Wahrhaftig, der gute Kerl fährt uns zum Teufel und seiner Großmutter!

Laß ihn nur, er kennt den Weg!

Ach so, nun finde ich mich zurecht — die Oestergade, — weißt du, da wohnt der Jude, von welchem ich diese Uhrkette gekauft habe — veritables Talmi! — Ha ha ha! — Ein Unterlieutenant kann eine solche echte Pariser Kette wohl mit Ehren tragen. Aha, da ist ja auch Se. Majestät auf Kongens Nytorv! — Muß im Finstern sitzen, der arme Kerl, mit den vier Tugenden zu seinen Füßen. Sitzt so hoch, als hätte er sich über sie hinweggesetzt! — Ha ha ha! —

Der Wagen hielt, Jeder ging seines Wegs. Wer dachte noch an das arme Harfenmädchen!

Draußen in Christianshavn, in einer der kleinen „Buden“, welche im Schutze des alten Stadtwalles halb versteckt stehen, hätten sie die Lösung des Räthsels gefunden. Eine kleine ärmliche Stube, fast ohne Möbel, aber reinlich und sauber, mit einigen Blumen an dem kleinen Fenster, auf dem Tische ein schwedisches Gesangbuch, darinnen ein Brief als Buchzeichen. In dem Briefe die Ueberreste vertrockneter Kleeblätter.

Hier wohnte Anna, arm und vergessen. Um ihr Leben zu fristen, hatte sie zum letzten Mittel gegriffen: sie war Harfenspielerin geworden und sang an den Abenden auf öffentlichen Plätzen. Früher hatte sie gelebt um zu singen, jetzt sang sie, um ein Dasein weiter zu führen, das für sie keinen Werth mehr hatte.

Ihre Geschichte ist einfach genug.

Nachdem sie das Haus ihrer Pflegemutter verlassen, versuchte sie es, in Dienste zu treten. Aber sie hatte nichts gelernt, womit sie ihr Brod hätte verdienen können. In ihren früheren Stand hinabzusteigen vermochte sie nicht und sah es wohl auch als ein Unglück an. Sie konnte arm sein, aber nicht diejenige Armuth ertragen, welche einst ihr Glück und ihre Freude ausgemacht hatte. Eine andere Weltanschauung war an die Stelle jener frühern getreten. Einmal aus dem ursprünglichen Waldboden in einen andern künstlichen, verfeinerten versetzt, weigerte sich die Pflanze, von Neuem Wurzeln zu schlagen in der rauhen Erde der alten Heimath. Sie zog es vor, kümmerlich hinzuleben, und mochte lieber im leichten Kattunkleide gehen, als in einem selbstgewebten rauhen Wollenkittel.

Zuletzt hatte sie sich über den Sund begeben und bald hier bald dort einen Dienst übernommen, ohne irgend einem genügen zu können. Es lag wie ein Fluch auf ihr. So war ihr nichts als dieser musikalische Erwerb geblieben, der traurigste von allen.

Aber der Heimath mochte sie nicht gedenken. Nur wenn sie die süßen Laute ihrer Muttersprache vernahm und eine schwedische Uniform in der Volksmenge erkannte, preßte es ihr Herz zusammen, und vor ihr inneres Auge trat das Bild jenes zerrissenen Vierklee's, des Symbols ihres einstigen Glücks und ihres namenlosen Elends.

Capitän Paz.

(La Fausse Maîtresse.)

Von

H. von Balzac.

(geb. 1799, gest. 1850.)

Aus dem Französischen

von

Auguste Scheibe.

Es war im September des Jahres 1835, als eine der reichsten Erbinnen des Faubourg St. Germain, Mademoiselle du Rouvre, einzige Tochter des Marquis du Rouvre, sich mit dem Grafen Adam Mitgislas Laginski, einem jungen polnischen Flüchtling, vermählte. Beiläufig gesagt, erlauben wir uns die polnischen Namen zu schreiben, wie sie ausgesprochen werden, um unsern Lesern den Anblick jener Bollwerke von Consonanten zu ersparen, mit welchen die slavischen Sprachen die Vocale — wahrscheinlich, um sie bei ihrer geringen Zahl nicht ganz verloren gehen zu lassen — schützend umgeben.

Der Marquis du Rouvre hatte, fast bis auf den letzten Heller, ein sehr ansehnliches Vermögen verschwendet, dem er seiner Zeit die Verbindung mit einem Fräulein von Ronquerolles verdankte. Durch diese Verbindung war seine Tochter Clementine von mütterlicher Seite Nichte des Marquis von Ronquerolles und der Frau von Sérizy, während sie einen Onkel von väterlicher Seite in der wunderlichen Person des Chevalier du Rouvre besaß. Derselbe war der jüngste Sohn der Familie,

lebte als Hagestolz und hatte durch Kauf und Verkauf von Landgütern und Häusern ein sehr großes Vermögen erworben. Der Marquis von Ronquerolles hatte das Unglück gehabt, seine zwei Kinder an der Cholera zu verlieren, und der einzige Sohn von Frau von Sérizy, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender junger Offizier, war in Afrika, bei Macta, gefallen.

Unsere reichen Familien schweben ja immer zwischen den beiden Gefahren: ihre Kinder, wenn sie deren zu viele haben, in Armuth zu hinterlassen, oder ihre Geschlechter, falls sie sich mit einem oder zwei Sprößlingen begnügen, aussterben zu sehen — eine Folge des code civil, die Napoleon nicht ins Auge gefaßt hat. Durch dies Zusammentreffen zufälliger Umstände war Clementine eine reiche Erbin geworden, trotz der wahnsinnigen Verschwendungssucht ihres Vaters und seiner Schwäche für Florine, eine der reizendsten Schauspielerinnen von Paris. Der Marquis von Ronquerolles, der zu den gewiegtesten Diplomaten der neuen Dynastie gehörte, seine Schwester Frau von Sérizy und der Chevalier du Rouvre waren überein gekommen, ihr Vermögen vor den Angriffen des Marquis sicher zu stellen und deßhalb zu Gunsten ihrer Nichte so zu verfügen, daß Jedes von ihnen ihr am Tage ihrer Verheirathung eine Rente von 10,000 Fr. aussetzte.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Graf Laginski, obgleich Flüchtling, nicht auf Kosten der französischen Regierung lebte. Adam gehörte einer der ältesten

und berühmtesten Familien Polens an und war mit vielen Fürstenhäusern, den Sapiéha's, Radziwill's, Mniszech's, Ruzewuski's, mit allen den großen sarmatischen Ki's, den Leszcinski's, Lubomirski's, Czartoriski's verwandt und verschwägert. Aber Frankreich zeichnete sich unter Louis Philipp nicht gerade durch heraldische Kenntnisse aus, und sein alter Adel konnte dem jungen Laginski bei der damals herrschenden Bourgeoisie außerdem nicht zur Empfehlung gereichen. Dazu kam, daß Graf Adam, als er im Jahre 1833 anfing, sich auf dem Boulevard des Italiens, bei Frascati und im Jokey-Club zu zeigen, das Leben eines jungen Mannes führte, der, nachdem er seine politischen Hoffnungen verloren, dafür die frühern lockern Sitten und den Geschmack am Vergnügen und an Zerstreuungen wieder gefunden. Seinem Auftreten nach hielt man ihn für einen Studenten. Dank der reactionären Tendenz der Regierung war überdies die polnische Nation in der allgemeinen Achtung eben so tief gesunken, als die Republik sie hatte heben und erhöhen wollen. Eine ehrenwerthe Sache, der Name eines besiegten Volkes, welchem Frankreich Gastfreundschaft geboten, für welches man Feste erfunden und veranstaltet, für das man gesungen und auf Subscriptionsbällen getanzt hatte, war zum Spott geworden — der Name eines Volkes, das uns im Jahre 1796, zur Zeit des Kampfes zwischen Europa und Frankreich, sechstausend Mann Soldaten — und welche Soldaten! — zur Verfügung gestellt hatte.

Man wolle hieraus nicht schließen, daß ich die Partei Polens gegen Kaiser Nikolaus, oder die des Kaisers gegen Polen zu nehmen gedächte. Es wäre in erster Linie Thorheit, politische Auseinandersetzungen in eine Erzählung zu verflechten, die nur unterhalten soll, und zweitens haben Rußland und Polen in gleicher Weise Recht. Das Erstere, indem es die Einheit des Reiches anstrebt, das Andere, indem es versucht, die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen. Beiläufig gesagt, hätten die Polen das russische Reich mit Hülfe ihrer Bildung erobern sollen, anstatt es mit den Waffen in der Hand zu bekriegen. Sie hätten nur das Beispiel der Chinesen nachzuahmen gebraucht, welche die Tataren chinesisirt haben und hoffentlich auch die Engländer chinesisiren werden. Polen hätte Rußland polonisiren müssen. Poniatowski hat den Versuch gemacht, aber er konnte um so weniger hoffen, von Andern verstanden zu werden, da er sich selbst vielleicht nicht ganz verstand.

Natürlich mußte man in Paris die Unglücklichen hassen, gegen welche wir uns, als die gesammte Bevölkerung bei Gelegenheit jener bekannten Revüe Hülfe für Polen forderte, einer so abscheulichen Lüge schuldig gemacht hatten. Man gab sich den Anschein, als sehe man in den Polen Bundesgenossen der republicanischen Partei, ohne zu bedenken, daß Polen eine aristokratische Republik war. Seit jener Zeit begegnete das Bürgerthum den Polen, die man vor Kurzem noch vergöttert hatte, mit unwürdiger Geringschätzung. Der Wind eines Aufstandes

ist immer und unter jeder Regierung im Stande gewesen, die Pariser von Norden nach Süden zu drehen, und man muß sich dieses Umschlagen der öffentlichen Meinung ins Gedächtniß rufen, um es erklärlich zu finden, daß im Jahre 1835, bei dem Volke, welches sich nicht nur für das geistreichste, sondern zugleich für das gebildetste der Welt hält, inmitten des Brennpunktes der Aufklärung, in einer Stadt, welche auf dem Gebiet der Literatur und Kunst den Herrscherstab schwingt, der Name Pole beinahe als Spottname gelten konnte.

Freilich giebt es — mit Bedauern sei es gesagt — zwei Klassen polnischer Flüchtlinge: den Republikaner, den Sohn und Jünger Lelewel's, und den Polen von vornehmer Abkunft, welcher zu der Partei gehört, an deren Spitze Fürst Czartoriski steht, und diese beiden Parteien verhalten sich zu einander, wie Feuer und Wasser. Aber wer hat ein Recht, ihnen das zum Vorwurf zu machen? Dergleichen Spaltungen haben sich unter allen Flüchtlingen gezeigt, welcher Nation sie auch immer angehören, in welchen Ländern sie sich auch immer aufhalten mochten. Der Mensch nimmt eben sein Vaterland und seinen Haß mit sich. In Brüssel z. B. lebten zwei flüchtige französische Priester, die den tiefsten Abscheu gegen einander zur Schau trugen, und fragte man sie nach der Ursache, so erklärte jeder, auf seinen Unglücksgefährten zeigend: „Er ist ein Jansenist.“ Dante hätte im Exil gern jeden Gegner der Weißen erdolcht. Hier ist es, wo man den hauptsächlichsten Grund zu den An=

griffen der französischen Radicalen gegen den ehrenwerthen Fürsten Adam Czartoriski zu suchen hat, sowie der Ungunst, in welcher ein Theil der polnischen Emigration bei den Geld- und Pfeffersäcken steht.

So hatte denn auch Adam Mitgislas Laginski anfänglich die Pariser Witzlinge gegen sich. Er ist gentil, obgleich ein Pole! sagte Rastignac von ihm. — Alle Polen spielen sich als große Herren auf, bemerkte Maximilian de Trailles, aber dieser bezahlt seine Spielschulden, und ich fange an zu glauben, daß er begütert ist. —

Ohne die in der Verbannung lebenden Polen beleidigen zu wollen, müssen wir zugestehen, daß der Leichtsinn, die Sorglosigkeit und Unbeständigkeit des sarmatischen Charakters den übeln Ruf einigermaßen rechtfertigten, in welchem die Polen bei den Parisern standen, aber die letztern würden sicherlich in gleicher Lage ganz dieselben Eigenschaften zeigen. Ueberdies hat der französische Adel, dem die polnische Aristokratie während der Revolutionszeit in der hochherzigsten Weise zu Hülfe kam, den Dank dafür jedenfalls nicht an die Verbannten und Flüchtlinge von 1832 zurückgezahlt, und es thut uns leid, constatiren zu müssen, daß das Faubourg St. Germain in diesem Punkte Schuldner der Polen geblieben ist.

Die Räthselfrage, ob Graf Adam reich, arm, oder nur ein Abenteurer sei, blieb lange Zeit ungelös't. Die Salons der Diplomatie ahmten, ihren Instructionen getreu, das Schweigen des Kaisers Nikolaus nach, für welchen jeder polnische Emigrant ein todter Mann war.

Die Tuilerien und der größte Theil Derer, die von dort das Losungswort empfingen, gaben einen kläglichen Beweis von der politischen Tugend, die man mit dem Namen Klugheit beehrt hat. Es kam vor, daß man einen russischen Fürsten, mit dem man während der Verbannung Cigarren geraucht, verläugnete, weil es schien, als habe er sich die Ungnade seines Kaisers zugezogen, und so zwischen die Vorsicht des Hofes und die der Diplomatie gestellt, lebten die vornehmen Polen in der biblischen Abgeschlossenheit des Super flumina Babylónis, oder erschienen doch nur in Salons, die als neutraler Boden für alle Meinungen galten.

Dies gab in einer Stadt wie Paris, die Zerstreuungen und Genüsse jeder Art bietet, den unbesonnenen Polen natürlich mehr als genügenden Grund, sich dem zügellosesten Garçonleben zu überlassen, und um aufrichtig zu sein, auch gegen Graf Adam sprachen anfänglich sowohl seine persönliche Erscheinung, wie seine Sitten. Es giebt zweierlei Polen, wie es zweierlei Engländerinnen giebt. Ist die Engländerin nicht sehr schön, so ist sie abschreckend häßlich — und Graf Adam gehörte in die zweite Kategorie. Sein kleines, sehr lebhaft gefärbtes Gesicht sah aus, als wäre es zwischen einem Schraubstock zusammen gepreßt worden; seine kurze Nase, seine blonden Haare und sein rother Schnurr- und Kinnbart gaben ihm das Ansehen einer Ziege, eine Aehnlichkeit, die noch durch die kleine, dürftige Gestalt und durch Augen von schmutzig-gelblicher Farbe erhöht wurden,

Augen, welche jenen unsichern Blick besaßen, der durch die Verse Virgils berühmt geworden ist. Trotz so vieler ungünstiger Zufälligkeiten waren ihm aber die besten Manieren, der feinste Gesellschaftston und die größte äußere Eleganz nicht abzusprechen, und dies erklärte sich leicht durch die Erziehung, welche er von seiner Mutter, einer gebornen Radziwill, empfangen. Der Muth des Grafen ging bis zur Tollkühnheit, und wenn sein Geist nicht über das Bedürfniß der gewöhnlichen Pariser Conversation hinausreichte, so begegnete er doch unter den jungen tonangebenden Männern selten einem, der ihm in diesem Punkte überlegen gewesen wäre. Die jungen Leute der guten Gesellschaft unterhalten sich heutigen Tages so viel über Pferde, Renten, Steuern und Deputirte, daß die französische Conversation unmöglich bleiben konnte, was sie ehedem war. Geist und Witz bedürfen der Muße und einiger Ungleichheiten der Lebensstellung. Man versteht vielleicht gegenwärtig in Petersburg und Wien angenehmer zu plaudern als in Paris, denn unter vollkommen Gleichen und Gleichberechtigten bedarf es keiner Feinheit; man sagt sich die Dinge ungeschminkt und unverblümt ins Gesicht.

So kam es denn, daß es den Pariser Spottvögeln nicht gleich gelang, den vornehmen Mann in dem leichtlebigen Studenten zu erkennen, der im Gespräch sorglos von einem Gegenstand zum andern sprang, der dem Genusse um so eifriger nachjagte, da er eben großen Gefahren entgangen, und welcher sich hier, wo seine Familie

unbekannt war, ohne Bedenken dem ungebundensten Leben hingeben zu dürfen glaubte. Aber eines schönen Tages, es war im Jahre 1834, kaufte Adam in der Rue de la Pépinière ein Palais, und sechs Monate nach dieser Erwerbung befand sich sein Hausstand auf gleichem Fuße mit dem der reichsten Familien in Paris.

In dieser Zeit, als Laginski anfing, das Leben von der solideren Seite zu nehmen, sah er in der italienischen Oper Clementine du Rouvre und verliebte sich in sie. Ein Jahr später fand die Vermählung statt, und der Salon von Frau von Espard gab das Signal zum Preise des jungen Paares. Die besorgten Mütter unverheiratheter Töchter erfuhren zu spät, daß die Laginski's seit dem Jahre 900 zu den berühmtesten Geschlechtern Polens zählen, und daß die Mutter des jungen Grafen mit einer sonst durchaus nicht im polnischen Charakter liegenden Vorsicht beim Ausbruch der Revolution ihre Güter für eine ungeheure Summe an zwei Juden verpfändet und dies Geld in der Bank von Frankreich deponirt hatte, so daß Graf Adam eine Rente von achtzigtausend Francs besaß. Man wunderte sich jetzt nicht mehr über die Unvorsichtigkeit, mit welcher, nach der frühern Meinung vieler Leute, Frau von Sérizy, der alte Diplomat Ronquerolles und der Chevalier du Rouvre der thörichten Neigung ihrer Nichte nachgegeben hatten, ja man fiel, wie gewöhnlich, aus einem Extrem ins andere, und im Winter 1836 war Graf Adam der gesuchteste Mann und Clementine Laginski die Königin der

Pariser Gesellschaft. Sie gehörten zu dem Kreise, welcher als die Blüte dieser Gesellschaft gilt und alle Emporkömmlinge, alle bürgerlichen Elemente und die Faiseurs der neuen Politik aufs Strengste ausschließt.

Wir hielten diese Einleitung für nöthig, um die Sphäre zu bezeichnen, in welcher sich eine jener Thaten edelsinniger Selbstverläugnung vollzog, die lange nicht so selten sind, wie die Verächter unsrer Zeit glauben; Thaten, welche, wie die kostbarsten Perlen, Frucht eines Leides, eines Schmerzens sind, und welche sich, auch hierin den Perlen gleich, in rauher Schaale verborgen, in der Tiefe der ewig bewegten Flut verlieren, die man Welt, Jahrhundert, Paris oder, wenn man will, London und Petersburg nennt.

Wenn für den Satz, daß die Architektur der beste Ausdruck des Zeitgeistes ist, jemals der Beweis geliefert wurde, so geschah das seit der Revolution von 1830, unter der Regierung des Hauses Orleans. Alle großen Vermögen waren kleiner geworden, die majestätischen Paläste unsrer Vorfahren wurden niedergerissen und durch eine Art von Miethkasernen ersetzt, in welcher der neugebackene Pair von Frankreich in der dritten Etage, über einem reich gewordenen Industriellen wohnt. Man warf die verschiedensten Baustile wirr durcheinander, und mit dem Verschwinden eines Hofes und eines tonangebenden Adels verloren auch die Erzeugnisse der Kunst den Charakter der Einheit. Namentlich hat die Architektur zu keiner Zeit so viel billige Hülfsmittel entdeckt, um das

Echte und Solide nachzuahmen, und niemals hat sie größern Scharfsinn in der Vertheilung und Ausnutzung des Raumes bewiesen, als zur Zeit Louis Philipp's. Man gebe einem der jetzigen Baukünstler den Saum des Gartens von einem jener alten, niedergerissenen Paläste, und er baut ein kleines, mit Ornamenten überladenes Louvre hin, mit Höfen und Ställen, und wenn man darauf besteht, bleibt selbst noch Platz für einen Garten übrig. Im Innern bringt er so viele kleine Zimmer und Nebenzimmer an und weiß das Auge so zu blenden, daß man sich einbildet, sehr bequem zu wohnen — kurz er schafft einen solchen Ueberfluß an Räumlichkeiten, daß jetzt eine herzogliche Familie mit dem Raume ausreicht, den ehemals die Badestube eines Parlamentspräsidenten einnahm.

Das in der Rue de la Pépinière zwischen Hof und Garten liegende Palais der Gräfin Laginski gehörte zu diesen modernen Schöpfungen. Zur Rechten begrenzten die Wirthschaftsgebäude, zur Linken Ställe und Remisen den Hof. Die Loge des Portiers war zwischen zwei hübschen Einfahrtsthoren angebracht. Der größte Luxus des Palais bestand aber in einem Glashause, welches sich unmittelbar an ein Boudoir des Erdgeschosses anschloß, in welchem letztern sich die prachtvollen Empfangszimmer der Gräfin befanden. Ein aus England vertriebener Menschenfreund hatte dieses Raritätenkästchen gebaut, das Glashaus angelegt, die Zeichnungen zum Garten entworfen, die Fenster grün umrankt und hatte

in kleinern Verhältnissen einen ähnlichen Traum verwirklicht, wie Georg IV. in Brighton. Die schnellen, geschickten, unermüdlichen Arbeiter von Paris hatten Fenster und Thüren mit Schnitzarbeiten verziert, die Gewände derselben mit Marmorplatten belegt, mittelalterliche und venetianische Plafonds copirt. Steinbock und François Souchet hatten die Bildhauerarbeiten an Thür und Kaminsimsen geliefert, Schinner hatte die Decken gemalt — und die Treppen, die weiß waren, wie die Arme einer schönen Frau, konnten sich an Pracht mit denen des Palais Rothschild messen.

Dies Spielzeug kostete in Folge der Revolution nicht mehr als eine Million einmalhunderttausend Francs, für den Engländer eine Kleinigkeit. Und die ganze Herrlichkeit, welche von Leuten, die nicht mehr wissen, was ein wirklicher Fürst ist, fürstlich genannt wurde, hatte in dem ehemaligen Hausgarten eines Armeelieferanten Platz gefunden, eines Krösus der Revolution, welcher, nach vielfachen glücklichen und unglücklichen Börsenspeculationen, bankerott in Brüssel gestorben war. Der Engländer starb in Paris an Paris, denn für viele Leute ist Paris eine Krankheit, ja zuweilen mehr als Eine. Seine Wittwe, eine Methodistin, empfand den lebhaftesten Abscheu vor der kleinen Nabob-Schöpfung — der Menschenfreund war Opiumhändler gewesen — und befahl in tugendhafter Entrüstung, das anstößige Besitzthum zu verkaufen. Dies geschah gerade in einem Moment, wo mehrfache Aufstände den Frieden gefährdet erscheinen ließen, und

Graf Adam benutzte diese Gelegenheit zu seinem Vortheil. Wir werden später hören, durch wessen Vermittelung, denn in seiner eigenen, vornehmen Art lag eine solche Klugheit nicht.

Hinter dem Hause, das massiv aus bossirten Steinen aufgeführt war, dehnte sich ein sammetartiger englischer Rasenplatz aus, im Hintergrunde begrenzt durch eine Gruppe exotischer Bäume, aus welcher ein chinesischer Pavillon seine stummen Glöckchen erhob. Der phantastische Bau des Glashauses maskirte nach der Südseite hin die Umfassungsmauer; die gegenüberliegende Wand wurde durch Schlingpflanzen verdeckt, die an grün angestrichenen Pfosten hinauflaufend und dieselben in Festons verbindend, einen Laubengang bildeten. Diese Rasenplätze, Blumenmassen und Kieswege, dieses Scheinbild eines Waldes, diese luftigen Bogengänge nahmen den Raum von fünfundzwanzig Quadratruthen ein, eine Bodenfläche, welche zur Zeit ein Capital von viermalhunderttausend Franken, d. h. den Werth eines wirklichen Waldes repräsentirt; und in dieser mitten in Paris geschaffenen Stille zwitschern Vögel: nicht nur viele Sperlinge, sondern auch Amseln, Nachtigallen, Finken und Grasmücken.

Das Glashaus glich einem ungeheuern Blumenkorbe, in welchem die Luft mit Wohlgerüchen gefüllt war und man sich im Winter ergehen konnte, als schiene draußen die schönste Sommersonne. Die Mittel, je nach Belieben eine chinesische oder italienische Atmosphäre zu schaffen,

waren geschickt versteckt. Man hatte die Röhren, durch welche Dampf, siedendes Wasser und heiße Luft circulirte, mit Erde umgeben, so daß sie dem Auge wie Blumenguirlanden erschienen. Das anstoßende Boudoir war geräumig; die Kunst der Zauberin, die man Pariser Architektur nennt, besteht eben darin, auch in dem beschränktesten Raume Alles groß erscheinen zu lassen.

Das Boudoir der jungen Gräfin war der Stolz des Künstlers, welchem Graf Adam den Auftrag ertheilt hatte, das Palais neu zu decoriren. Ein Fehltritt war in diesem mit reizenden Kleinigkeiten überfüllten Gemache nicht gut möglich. Die Liebe hätte keinen Platz gefunden zwischen diesen chinesischen Arbeitskörbchen und Kästchen mit Tausenden von seltsamen in Elfenbein geschnitzten Figürchen, an deren Vollendung zwei chinesische Familien ein Menschenalter hindurch gearbeitet hatten — zwischen den Gefäßen von Rauchtopas auf Füßen von Filigran, den zum Diebstahl verlockenden Mosaiken, den Gemälden in holländischem Stil, wie Schinner sie liefert, den Engeln, die aussahen, als hätte Steinbock, der nicht immer seine eigenen Compositionen ausführt, sie geschaffen — zwischen diesen Statuetten, modellirt von Künstlern, die (eine Verkörperung arabischer Märchen) vielleicht vor ihren Gläubigern auf der Flucht waren — diesen herrlichen Skizzen von der Hand unsrer besten Meister, den kunstvollen Paneelen, den golddurchwirkten Portièren, die in schweren Falten unter Trägern von schwarzem Eichenholz niederhingen, auf welchen letzteren in pracht-

voller Schnitzerei ganze Jagdzüge dargestellt waren — zwischen den Möbeln, die einer Pompadour würdig gewesen wären, und den persischen Teppichen — zwischen all diesen Herrlichkeiten, die in dem matten, durch kostbare Spitzengardinen hereinfallenden Licht nur noch schöner erschienen. Auf einer Console, mitten unter antiken Kunstgegenständen, lag eine Reitpeitsche, deren Griff durch Fräulein von Faveau ciselirt war, und welche verrieth, daß die Gräfin sich der Reitkunst befleißigte. Genug, ein Boudoir war in den dreißiger Jahren eine Ausstellung von Kunstgegenständen, die das Auge ergötzten und beschäftigten, als ob die erregteste und anregendste Gesellschaft der Welt von Langeweile bedroht wäre. Nirgend etwas Anheimelndes, Heimliches, nichts was die Seele beruhigen und in Träumereien versenken konnte. Und warum nichts von Alledem? Weil eben Niemand mehr des morgenden Tages sicher war, und Jeder das Leben ausbeutete, wie ein verschwenderischer Nutznießer.

Eines Morgens schien Clementine in nachdenklicher Stimmung. Sie lag in einem jener Armstühle hingegossen, aus denen das Aufstehen so schwer wird, weil der Tapezierer, der sie erfunden, alle Bequemlichkeiten darin zu vereinigen gewußt hat, die uns in süßes Nichtsthun wiegen. Die Thüren des Glashauses standen weit offen und ließen den Duft tropischer Pflanzen und Blumen hereinströmen. Die Augen der jungen Frau ruhten auf Adam, welcher vor einem eleganten Nargileh saß —

beiläufig die einzige Art zu rauchen, die Clementine in diesem Zimmer erlaubte. Die zurückgeschlagenen Portièren gestatteten den Einblick in zwei prachtvolle Salons, wovon der eine in Weiß und Gold, der andere im Renaissancestile gemalt und möblirt war. Der Speisesaal, mit dem sich nur der des Barons von Nücingen messen konnte, befand sich am Ende einer kleinen, im Geschmack des Mittelalters decorirten Gallerie, und an diese Gallerie stieß, nach dem Hofe hin, ein großes Vorgemach, von welchem aus man durch Glasthüren in das prachtvolle Treppenhaus blickte.

Der Graf und die Gräfin hatten eben ihr Frühstück eingenommen. Es war zu Ende des Monats April, und der wolkenlose Himmel strahlte im glänzendsten Blau. Der zweijährige Ehestand war ein ungetrübt glücklicher gewesen, und erst seit zwei Tagen hatte Clementine in ihrem Hause etwas entdeckt, das wie ein Geheimniß aussah.

Der Pole ist, sagen wir es zum Ruhme der Nation, seiner Frau gegenüber fast immer schwach. Seine Zärtlichkeit für sie ist so groß, daß er sich, schon wenn sie Polin ist, gänzlich unterordnet, aber noch viel vollständiger wird er durch eine Pariserin unterjocht. Graf Adam brauchte, von Clementine durch Fragen bestürmt, nicht einmal die unschuldige List, sich sein Geheimniß abkaufen zu lassen, und einer Frau gegenüber sollte man aus jedem Geheimniß, das sie erfahren will, Nutzen ziehen — ja sie weiß uns das sogar Dank, wie der

Schelm dem ehrlichen Manne Respect zollt, der sich nicht von ihm überlisten läßt. Der Graf, welcher den Degen besser zu führen wußte, als die Zunge, hatte die einzige Bedingung gestellt, daß er, ehe er Rede und Antwort gebe, seine frisch gefüllte Wasserpfeife ausrauchen dürfe.

Auf der Reise, fuhr Clementine fort, hast du mir bei jeder Schwierigkeit gesagt: „Paz wird das einrichten!“ Du schriebst an Niemand, als an Paz! Seit wir zurück sind, höre ich von aller Welt nur das Eine Wort: „Der Capitän!“ Passirt meinem Pferde etwas, so meldet man es dem Capitän Paz! Jedermann spricht von Paz, und dennoch sehe ich diesen Paz nicht! Wer ist denn dieser Paz? Ich will ihn sehen, man soll mir ihn bringen!

Ist irgend etwas nicht in Ordnung? fragte der Graf, sein Nargileh einen Augenblick im Stich lassend.

Alles ist in so guter Ordnung, geht so vortrefflich, daß wir mit hundertzehntausend Francs leben, wie wir es kaum mit zweimalhunderttausend vermöchten, ohne uns zu ruiniren, entgegnete sie, indem sie die reiche in Gobelinstich gearbeitete Klingelschnur zog.

Ein Kammerdiener, der gekleidet war wie ein Minister, erschien.

Sagen Sie Capitain Paz, ich wünschte ihn zu sprechen; befahl die Gräfin.

Wenn du glaubst, auf diese Weise etwas zu erfahren . . . sagte der Graf lächelnd.

Es dürfte nicht überflüssig sein, hier zu erwähnen,

daß Adam und Clementine, die sich im December 1835 vermählt und den Winter in Paris zugebracht, im Laufe des Jahres 1836 eine Reise durch Italien, die Schweiz und Deutschland gemacht hatten. Nachdem sie im November nach Paris zurückgekehrt, hatte die Gräfin ihre Salons geöffnet, hatte während des letzten Winters Gesellschaft bei sich empfangen und dabei das stumme, beinahe unmerkliche, aber hülfreiche Dasein eines Factotums, des Capitän Paz, bemerkt, der aber persönlich unsichtbar für sie blieb.

Capitän Paz bittet Frau Gräfin, zu entschuldigen — er befindet sich im Stalle und sein Costüm erlaubt ihm nicht, im Augenblicke zu erscheinen. Sobald er sich umgekleidet hat, wird er seine Aufwartung machen; meldete der zurückkehrende Diener.

Was thut er im Stalle?

Er giebt Constantin, der ihm das Pferd der Frau Gräfin nicht gut genug abwartet, die nöthigen Anweisungen.

Die Gräfin blickte den Diener groß an. Der Mann sah ernst aus und auf seinem Gesicht verrieth sich keine Spur jenes Lächelns, das sich Untergebene so gern erlauben, wenn sie von Höhergestellten sprechen, die zu ihnen herab gestiegen scheinen.

Ah, er striegelte Cora!

Werden Frau Gräfin diesen Morgen ausreiten? fragte der Diener.

Er empfing keine Antwort.

Ist Paz ein Pole? fragte die Gräfin ihren Gemahl.

Adam bejahte durch ein Kopfnicken.

Clementine blieb stumm und sah Adam an. So, die Füße auf einem Kissen ausgestreckt, den Kopf in der Haltung eines Vogels, der auf dem Rande seines Nestes sitzend dem Rauschen im Gebüsche lauscht, hätte sie selbst einem blasirten Manne reizend erscheinen müssen. Blond und schlank, das Haar in langen Locken frisirt, in ein Peignoir von buntem persischen Stoff gehüllt, dessen schwere Falten die Schönheit ihrer Glieder und die Feinheit ihrer Taille nicht so gänzlich verbargen, daß man sie nicht durch das Gewebe und die Stickerei hindurch hätte bewundern können, glich sie beinahe den märchenhaften Gestalten der damaligen Schönheitsalmanache. Das Morgenkleid, das sich vorn über der Brust kreuzte, ließ den Hals frei, dessen Weiße mit dem gelblichen Tone der reichen Guipüre contrastirte, die auf den Schultern angebracht war. Die von schwarzen Wimpern umsäumten Augen verstärkten noch den Zug der Neugier, der um den hübschen Mund lag. Die schön modellirte Stirn zeigte jene Rundung, welche die eigensinnige, spottlustige, welterfahrene, aber auch jeder gemeinen Lockung unzugängliche Pariserin charakterisirt. Ihre beinahe durchsichtigen Hände hingen zu beiden Seiten über die Armlehnen des Fauteuils herab; die schlanken, an den Spitzen etwas umgebogenen Finger zeigten rosige, mandelförmige Nägel, in denen sich das Licht spiegelte.

Adam lächelte über die Ungeduld seiner Frau, in=

dem er sie mit Augen betrachtete, welche verriethen, daß der Ehestand seine Empfindung noch keineswegs abgekühlt hatte. Wie es schien, war es dieser kleinen, schlanken Frau bereits gelungen, sich des Scepters zu bemächtigen, denn sie achtete kaum auf Adam's Bewunderung und in den Blicken, die sie dann und wann über ihn hinstreifen ließ, verrieth sich ein volles Bewußtsein der Ueberlegenheit der Pariserin über den unansehnlichen kleinen Polen mit dem rothen Gesicht.

Da ist Paz! sagte der Graf, als er Schritte in der Gallerie hörte.

Ein großer, schöner Mann, auf dessen Antlitz ein tiefer Schmerzenszug, der Stempel kraftvoll getragenen Unglücks lag, trat ins Zimmer. Paz hatte in der Eile einen jener mit Schnüren und olivenförmigen Knöpfen geschlossenen Ueberröcke angezogen, die man dazumal polnische Röcke nannte. Massen schwarzen, ziemlich schlecht gekämmten Haares umgaben seinen eckig gebauten Kopf und umrahmten seine breite, wie Marmor leuchtende Stirn. In der Hand hielt Paz eine Mütze, und diese Hand sah aus wie die eines Hercules in der Kindheit. Die blühendste Gesundheit strahlte aus dem Gesicht, und die kräftige römische Nase erinnerte Clementinen an die der schönen Trasteveriner. Eine schwarzseidene Cravatte vervollständigte den militärischen Anstrich dieses Mysteriums von fünf Fuß sieben Zoll, dessen schwarze Augen wie die eines Italieners glänzten. Die Weite des Beinkleides, welches nur die Spitzen der Stiefel sehen ließ,

verrieth des Capitäns Vorliebe für die polnische Tracht. Der schneidende Contrast zwischen dem Capitän und dem Grafen, zwischen dem kleinen Polen mit dem schmalen Gesicht und dem schönen, ritterlichen Manne wirkte beinahe komisch.

Guten Tag, Adam, sagte Paz vertraulich zu dem Grafen, dann verbeugte er sich mit männlichem Anstand vor Clementinen und fragte, womit er ihr dienen könne.

Sie sind der Freund Adam's? begann die junge Frau.

Auf Tod und Leben, entgegnete Paz, während ihm der Graf — die letzte wohlriechende Rauchwolke von sich blasend — freundlich zunickte.

Warum speisen Sie denn nicht mit uns? Warum haben Sie uns nicht nach der Schweiz und nach Italien begleitet? Warum halten Sie sich hier so verborgen, daß ich Ihnen für die Dienste, die Sie uns fortwährend leisten, nicht einmal danken kann? fragte die Gräfin lebhaft, aber ohne besondere Wärme, denn sie erblickte in dem Verhältniß des Capitäns immerhin eine Art von Dienstbarkeit, wenn sie auch freiwillig war, und vermochte nicht, sich von einer gewissen Mißachtung für die gesellschaftliche Amphibie loszumachen, für dies Wesen, das gleichzeitig Secretär und Intendant, aber weder ganz das Eine noch das Andere war, sondern mehr die Stellung eines armen Verwandten oder lästigen Freundes einnahm.

Sie sind mir keinen Dank schuldig, entgegnete Paz

ohne Verlegenheit. Ich bin Adam's Freund, und es macht mir Vergnügen, seine Interessen und Angelegenheiten zu überwachen.

Und zu deinem Vergnügen bleibst du jetzt wohl auch stehen? sagte der Graf.

Paz setzte sich in ein Fauteuil in der Nähe der Thür.

Ich entsinne mich jetzt, Sie seit unsrer Rückkehr einige Mal im Hofe gesehen zu haben, sagte die junge Frau. Aber warum wählen Sie, der Freund Adam's, eine so untergeordnete Stellung im Hause?

Was die Pariser davon sagen und denken, ist mir völlig gleichgültig, entgegnete Paz. Ich lebe für mich, oder wenn Sie wollen, für Sie Beide.

Aber mir kann die Meinung der Welt über den Freund meines Mannes nicht gleichgültig sein . . .

O gnädige Frau, die Welt giebt sich mit der Phrase: „Er ist ein Original“, gern zufrieden.

Werden Sie heute ausreiten? fragte er nach einer Pause.

Wollen Sie mich nach dem Bois de Boulogne begleiten? entgegnete die Gräfin.

Sehr gern, sagte Paz und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

Welch ein guter Mensch — einfach wie ein Kind, sagte Adam.

Erzähle mir von deinem Verhältnisse zu ihm, bat die Gräfin.

Paz stammt aus einer Familie, die eben so alt

und berühmt ist, wie die unsrige, begann Laginski. Ein de' Pazzi flüchtete in Zeiten des Unglücks aus Florenz nach Polen, wo er sich, da er einiges Vermögen besaß, niederließ und die Familie Paz gründete, welche später in den Grafenstand erhoben wurde. Diese Familie zeichnete sich in den schönen Tagen unsrer königlichen Republik vielfach aus, wurde reich, und das Reis des Baumes, den man in Italien umgehauen, erfreute sich eines solchen Wachsthums und Gedeihens, daß es jetzt mehrere Zweige der gräflichen Familie Paz giebt, von denen einige arm, andere reich sind. Unser Paz entstammt einer unbegüterten Seitenlinie. Früh verwais't und ohne anderes Besitzthum, als seinen Degen, nahm er Dienste im Regiment des Großfürsten Constantin, bis unsere Revolution zum Ausbruch kam. Dann schloß er sich unsrer Partei an und focht für die Sache des Vaterlandes wie ein Pole, wie ein Patriot und wie ein Mann, der nichts zu verlieren hat — drei Gründe, sich mit Auszeichnung zu schlagen. Bei dem letzten Zusammenstoß mit dem Feinde stürmte er im guten Glauben, daß seine Soldaten hinter ihm wären, auf eine russische Batterie los und wurde gefangen. Ich war Zeuge des Vorganges. Der tollkühne Muth, den Paz zeigte, riß mich mit fort. „Vorwärts, wir müssen ihn befreien!“ rief ich den mich umgebenden Waffenbrüdern zu. Zwanzig Mann stark griffen wir die russische Batterie an und hieben Paz glücklich heraus, aber unserer waren, als wir zurückkehrten, Paz mit inbegriffen, nur noch

acht. — Nachdem Warschau verkauft und verrathen war, galt es, der russischen Gefangenschaft zu entgehen, und durch einen seltsamen Zufall trafen wir, Paz und ich, zu derselben Stunde an demselben Platze jenseits der Weichsel zusammen. Ich sah, wie die Preußen, welche sich damals von den Russen als Häscher brauchen ließen, den armen Capitän festnahmen, und da man, wenn man einen Menschen aus dem Styx herausgefischt hat, auch etwas auf ihn hält, so ging mir die neue Gefahr, in der sich der arme Paz befand, so zu Herzen, daß ich mich in der Hoffnung, ihm nützlich werden zu können, mit ihm verhaften ließ. Zwei Männer vermögen sich oft zu retten, wo einer allein untergeht. Dank meinem Namen und einigen verwandtschaftlichen Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten — denn wir befanden uns in den Händen der Preußen — drückte man denn auch ein Auge zu, und wir fanden Gelegenheit zur Flucht. Ich gab meinen lieben Capitän für einen gewöhnlichen Soldaten, für einen zu unserm Hause gehörigen Mann aus, und es gelang uns, Danzig zu erreichen. Hier schifften wir uns auf einem holländischen Fahrzeuge nach London ein, wo wir zwei Monate später glücklich landeten. Meine Mutter war in London erkrankt und erwartete mich. Wir, Paz und ich, haben sie bis zu ihrem Tode, welcher durch das abermalige Fehlschlagen der polnischen Erhebung beschleunigt wurde, getreulich gepflegt. Dann verließen wir London, und ich nahm Paz mit nach Frankreich. Solche Schicksale bringen die Menschen schnell

einander näher und machen sie zu Brüdern. Als ich mich dann in Paris in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren im Besitz einer Rente von einigen sechzigtausend Francs sah — den Erlös aus den Familiendiamanten und Gemälden, die meine Mutter verkauft hatte, noch nicht eingerechnet — wollte ich, ehe ich mich in den Strudel des Pariser Lebens stürzte, das Schicksal des Freundes sichern. Ich hatte zuweilen etwas wie Traurigkeit, wie verhaltene Thränen in seinen Augen bemerkt, hatte Gelegenheit gehabt, seine edle, große Seele kennen und schätzen zu lernen, und glaubte, es könnte ihm drückend sein, sich durch Bande der Dankbarkeit an einen sechs Jahr jüngern Mann gekettet zu sehen, ohne die Möglichkeit, sich erkenntlich zu zeigen. Sorglos und leichtsinnig, wie junge Menschen sind, konnte ich mich im Spiel ruiniren, mich von irgend einer Pariserin in Ketten und Banden schlagen lassen; Paz und ich konnten uns eines schönen Tages entzweien; genug, es konnten, wie ich voraussah, Umstände eintreten, die mich an der Ausführung meines Vorsatzes hinderten, den Freund der drückendsten pecuniären Sorge zu überheben. Ich konnte später einmal außer Stande sein, ihm seinen Jahrgehalt zu zahlen, oder konnte es vergessen, und ich wollte ihm die Mühe und Unannehmlichkeit ersparen, mich daran zu erinnern, oder sich in irgend einer Verlegenheit und schlimmen Lage an seinen Freund zu wenden, ohne daß dieser die Mittel besaß, ihm zu helfen. Genug, eines Morgens, als wir Beide nach dem Frühstück mit brennenden Pfeifen bei

einander saßen, überreichte ich ihm erröthend und nach vorsichtiger Einleitung — denn er sah mich voll Unruhe an — ein Schriftstück, welches dem Inhaber eine Rente von zweitausend vierhundert Francs sicherte . . .

Clementine stand von ihrem Stuhl auf, setzte sich auf Adam's Kniee, legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn auf die Stirn.

Wie schön finde ich das von dir, Liebster! sagte sie. Und Paz — was sagte Paz?

Thaddäus wurde blaß . . . fuhr der Graf fort.

Er heißt Thaddäus? fiel die Gräfin ein.

Ja; Thaddäus faltete das Papier und gab es mir zurück. Ich glaubte, es sei zwischen uns eine Freundschaft auf Leben und Tod — ich glaubte, wir würden uns niemals trennen — es scheint aber, daß du mich nicht mehr willst! sagte er. — Wenn du es so verstehst, so kann nicht mehr davon die Rede sein, entgegnete ich; aber wenn ich mich ruinire, trifft es dich mit. — Du hast nicht Vermögen genug, um als ein Laginski zu leben, und brauchst deßhalb einen Menschen, der sich deiner Angelegenheiten annimmt, der dir Vater, Bruder, ein zuverlässiger Vertrauter ist, fuhr er fort, und es lag dabei in seinem Blick und in seiner Stimme die Zärtlichkeit einer Mutter, die Dankbarkeit eines Arabers und ein Etwas, das an die Treue des Hundes und die Liebe des Wilden erinnerte, die jede Betheuerung verschmähen und auf die man doch in jedem Moment zählen kann. Ich nahm ihn, wie wir Polen unter einander zu thun

pflegen, bei den Schultern und küßte ihn auf den Mund. Auf Tod und Leben denn! sagte ich. Alles, was mir gehört, gehört auch dir, mache es nun, wie du willst! — Paz war es dann, der dies Haus für mich erwarb, beinahe für ein Nichts. Er verkaufte meine Papiere, während sie hoch standen, kaufte sie zu niedrigen Coursen wieder, und für den Profit haben wir die Baracke bekommen. Als gewiegter Pferdekenner weiß er es zu machen, daß wir mit geringen Kosten die besten Pferde und die hübschesten Equipagen in ganz Paris besitzen. Unsere Leute, brave polnische Soldaten, die er ausgewählt hat, würden für uns durchs Feuer gehen. Es hatte eine Weile den Anschein, als ob ich mich zu Grunde richtete, aber Paz erhält unser Haus in so wunderbarer Ordnung und mit einer solchen Sparsamkeit, daß meine jugendlichen Thorheiten, sowie einige Spielverluste längst wieder ausgeglichen sind. Er ist klug wie zwei Genueser, auf den Gewinn erpicht wie ein polnischer Jude, vorsorglich wie eine gute Hausfrau. Ich habe ihn niemals, so lange ich noch ledig war, dahin bringen können, mit mir auf gleichem Fuße zu leben, und beinahe immer hat es eines freundschaftlichen Zwanges bedurft, wenn er mich ins Theater begleiten oder an Diners theilnehmen sollte, die ich zuweilen in heiterer Gesellschaft bei einem Restaurant gab. Er liebt das Salonleben nicht.

Was liebt er denn? fragte Clementine.

Er liebt Polen und beweint es. Seine einzige Freude besteht darin, einigen unsrer armen Verbannten,

mehr in meinem Namen, als in dem seinigen, Unterstützungen zukommen zu lassen.

Ich sehe schon, ich werde den braven Mann lieb haben müssen; sagte die Gräfin. Er scheint so einfach, wie alles wahrhaft Große.

Und alle die schönen Dinge, die du hier siehst, hat Paz aufgestöbert und zum Theil durch Gelegenheitskäufe für uns erworben, fuhr der Graf fort, welcher, indem er seinen Freund lobte, die edelste Zuversicht an den Tag legte. O, Paz ist ein vortrefflicher Geschäftsmann; wenn du eines Tages siehst, daß er im Hofe steht und sich vergnügt die Hände reibt, so kannst du darauf schwören, daß er ein gutes Pferd gegen ein noch besseres vertauscht hat. Er lebt nur für mich, es macht ihn glücklich, mich elegant, in glänzender Equipage zu sehen, und die Pflichten, die er sich selbst auferlegt, erfüllt er ohne Prahlerei und viele Worte. Einmal hatte ich zwanzigtausend Francs im Spiel verloren. Was wird Paz dazu sagen? fragte ich mich auf dem Heimwege. Paz zahlte das Geld zwar mit einem Seufzer, aber er hatte keinen tadelnden Blick für mich. Indessen dieser Seufzer wirkte besser, als alle Vorstellungen von Vätern, Frauen und Müttern in solchem Falle gethan hätten. Das Geld thut dir leid? fragte ich. — O, nicht deinet- oder meinetwegen, aber ich dachte an die zwanzig Armen, die davon ein Jahr hätten leben können, entgegnete er. — Du begreifst, daß ich mich, da die Pazzi von eben so gutem alten Adel sind, wie die Laginskis, nicht dazu

entschließen konnte, in meinem lieben Paz einen Untergebenen zu sehen. Ich habe mich also bemüht, ebenso groß in meiner Art zu sein, wie er in der seinigen. Ich bin niemals ausgegangen oder nach Hause gekommen, ohne Paz zu begrüßen, wie ich meinen Vater begrüßt hätte. Was ich besitze, gehört auch ihm, und er weiß, daß ich mich heute wie damals jeder Gefahr für ihn aussetzen würde.

Das ist viel gesagt, mein Freund, entgegnete die Gräfin. Der Opfermuth ist Sache momentaner Erregung. Man opfert sich wohl im Kriege, aber nicht in Paris.

Für Paz bin ich immer im Kriege! rief Adam. Unsere Charaktere haben ihre Ecken und Kanten bewahrt, aber die gegenseitige genaue Kenntniß unsrer Naturen hat die Bande der Freundschaft nur noch enger geschlungen. Man kann einem Menschen das Leben retten und kann ihn nachher, wenn man findet, daß er ein erbärmlicher Wicht oder schlechter Kamerad ist, umbringen; unsere Freundschaft dagegen hat die Feuerprobe bestanden. Es findet zwischen uns jener fortwährende Austausch guter und fördernder Einflüsse statt, an welchen die Freundschaft vielleicht noch reicher ist, als die Liebe.

Eine schöne Hand legte sich so schnell auf seinen Mund, daß die Bewegung beinahe aussah wie ein Schlag.

Aber es ist wahr, mein Engel, fuhr der Graf dessenungeachtet fort. Die Freundschaft kennt weder einen Bankerott des Gefühls, noch ein Aufhören des Genusses.

Die Liebe dagegen endigt, nachdem sie mehr gegeben als sie besitzt, damit, daß sie weniger gewährt als empfängt.

Von der einen wie von der andern Seite, erwiderte Clementine lächelnd.

So ist's, sagte Adam. Die Freundschaft hingegen kann nur wachsen. Du darfst deßhalb nicht schmollen, mein Engel; wir Beide, du und ich, sind ebenso durch Freundschaft, wie durch Liebe an einander gefesselt; wir haben, so hoffe ich wenigstens, beide Gefühle in einem glücklichen Bunde vereinigt.

Ich will dir sagen, was euch zu so guten Freunden gemacht hat, entgegnete Clementine: die Verschiedenheit eurer Existenz geht aus einer Verschiedenheit des Geschmacks, nicht aus der Nothwendigkeit hervor; sie entspringt aus euren Neigungen, nicht aus eurer Stellung. So weit man einen Menschen nach einmaligem Sehen und nach dem beurtheilen kann, was du mir soeben mittheilst, könnte hier der Diener gelegentlich auch der Herr sein.

O, Paz ist mir weit überlegen, erwiderte Adam harmlos. Ich habe Nichts vor ihm voraus, als das, was der Zufall mir in den Schooß geworfen.

Seine Frau umarmte ihn für dies edelmüthige Geständniß.

Schon in dem außerordentlichen Geschick, mit welchem er die Stärke seiner Empfindungen verbirgt, liegt eine ungeheure Ueberlegenheit, fuhr der Graf fort. Ich

habe ihm oft gesagt: Du bist ein Schelm und Duckmäuser, du besitzest innerlich große Domänen, in welche du dich zurückziehst. So z. B. hat er das Recht auf den Grafentitel und läßt sich in Paris nur Capitän nennen.

Es scheint demnach, als ob nach drei Jahrhunderten einer der Florentiner des Mittelalters wieder auferstanden wäre, sagte die Gräfin. Es ist etwas von Dante und Michel Angelo in ihm.

Da hast du Recht; er ist Poet mit der Seele, entgegnete Adam.

So wäre ich also mit zwei Polen verheirathet, sagte die Gräfin mit ausdrucksvoller Geberde.

Es würde mich sehr betrübt haben, wenn dir mein Freund nicht gefallen hätte, geliebtes Herz, erwiderte Adam, indem er Clementine an sich zog. Obgleich Paz über meine Heirath entzückt war, hatten wir doch Beide etwas Furcht. Du wirst ihn sehr glücklich machen, wenn du ihm sagst, daß du ihn lieb hast — das heißt natürlich, wie einen alten Freund.

Ich will mich vor allen Dingen anziehen. Das Wetter ist schön, und wir drei werden zusammen ausreiten, sagte Clementine, indem sie ihrer Kammerfrau klingelte.

Paz führte ein so zurückgezogenes Leben, daß die gesammte elegante Welt von Paris, als Clementine zwischen ihm und ihrem Manne im Bois de Boulogne erschien, sich fragte, wer der unbekannte Begleiter der

Gräfin Laginski sein könne? Während dieser Promenade hatte Clementine den Capitän gebeten, mit ihr und Adam zu speisen, und diese Grille der absoluten Herrscherin zwang Paz, ungewöhnliche Toilette zu machen. Sie selbst kleidete sich nach ihrer Rückkehr mit einer gewissen Koketterie, so daß sie beim Eintritt in den Salon sogar auf Adam einen Eindruck nicht verfehlte.

Graf Paz, wir werden heute Abend zusammen die Oper besuchen, sagte sie in einem Tone, welcher bei Frauen etwa so viel heißt, als: wenn Sie es mir abschlagen, werden wir uns erzürnen.

Gern, Frau Gräfin, entgegnete Paz. Aber da ich kein gräfliches Vermögen besitze, bitte ich Sie, mich einfach Capitän zu nennen.

Gut, Capitän, geben Sie mir Ihren Arm, sagte sie, indem sie ohne Weiteres ihre Hand auf denselben legte und Thaddäus mit jener etwas feierlichen Vertraulichkeit in den Speisesaal führte, welche Liebende in Entzücken zu versetzen pflegt.

Die Gräfin wies den Platz neben sich dem Capitän an, der sich ungefähr benahm, wie ein armer Secondelieutnant, welcher bei einem reichen General speis't. Er ließ Clementine sprechen und hörte ihr mit allen Zeichen des Respectes zu, den man einem Höherstehenden schuldig ist. Er widersprach ihr niemals, wartete immer erst eine besondere Aufforderung ab, ehe er ihr antwortete, so daß er endlich der Gräfin, deren Koketterie an diesem eisigen Ernste, an dieser diplomatischen Ehrerbietung

scheiterte, beinahe albern erschien. Vergebens rief ihm Adam zu: Sei doch heiter, Thaddäus, man sollte ja meinen, du fühltest dich nicht zu Hause! Es scheint, du hast dir vorgenommen, Clementine außer Fassung zu bringen! u. s. w. Thaddäus blieb stumm, steif und langweilig, und als sich beim Dessert die Diener entfernt hatten, machte er das Geständniß, er sei müde und schläfrig. Als Erklärung fügte er hinzu, wie seine Lebensweise so ganz anders eingerichtet sei, als die der guten Gesellschaft, daß er sehr früh aufstehe, aber auch gewöhnt sei, sich um acht Uhr schlafen zu legen.

Als ich Sie aufforderte, uns in die Oper zu begleiten, geschah es natürlich, weil ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, — aber thun Sie ganz nach Ihrem Belieben, sagte Clementine etwas gereizt.

Ich werde mit Ihnen gehen, erwiderte Paz.

Duprez singt den Wilhelm Tell, bemerkte Adam, aber vielleicht gingest du lieber nach dem Theater des Variétés?

Der Capitän lächelte und zog die Klingel. Ein Diener trat ein.

Constantin soll anstatt des Coupé's den viersitzigen Wagen anspannen lassen, befahl Thaddäus. Wir würden im Coupé nicht gut Platz haben, fügte er zu der Gräfin gewendet hinzu.

Ein Franzose hätte das vergessen; sagte die Gräfin lächelnd.

Die Paz sind nach dem Norden verpflanzte Flo-

rentiner, entgegnete Thaddäus mit einer Feinheit des Accents und einem Blicke, welche verriethen, daß sein Benehmen bei Tisch ein vorbedachtes, absichtliches gewesen war. Es lag zwischen dem Ausdruck, welchen er unwillkürlich in die Worte gelegt hatte, und seiner Haltung während des Diners ein so großer Contrast, daß Clementine ihn mit einem jener ironischen forschenden Blicke ansah, welche bei Frauen gleichzeitig Verwunderung und ein geschärftes Beobachten verrathen. Beim Kaffee, welchen alle Drei im Salon einnahmen, herrschte denn auch ein Schweigen, das für Adam, der das Warum nicht zu ergründen vermochte, ziemlich unbehaglich war. Clementine hatte es aufgegeben, Thaddäus zu necken und herauszufordern, und der Capitän nahm die frühere militärische Steifheit wieder an und fiel weder unterwegs noch in der Loge, wo er sich schlafend stellte, wieder aus seiner Rolle.

Sie sehen, Frau Gräfin, ich bin ein langweiliger Gesell, sagte er während des Ballets im letzten Act der Oper. Hatte ich nicht Recht, in meiner Specialität, wie man zu sagen pflegt, bleiben zu wollen?

Wahrhaftig, mein lieber Capitän, Sie sind weder Prahler noch Schwätzer, vielleicht sind Sie ganz Pole.

Gestatten Sie mir also auch fernerhin, Ihr Vergnügen, Ihr Haus, Ihr Vermögen zu überwachen; sonst tauge ich zu nichts.

Tartüffe! fiel Adam lächelnd ein. Glaube mir, Liebe, er ist voll schöner Eigenschaften, gemüthvoll, unter-

richtet, und würde seinen Platz in jedem Salon ausfüllen. Du brauchst das, was er in seiner Bescheidenheit von sich sagt, nicht buchstäblich zu nehmen.

Adieu, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen den Beweis meines Gehorsams gegeben, sagte Thaddäus. Jetzt e=statten Sie mir wohl, um desto schneller nach Hause zu kommen, Ihren Wagen zu benutzen; ich sende denselben sogleich zurück.

Clementine neigte den Kopf und ließ ihn gehen, ohne etwas zu erwidern.

Welch ungeleckter Bär! sagte sie zu dem Grafen gewendet. Wie viel artiger du bist!

Adam drückte seiner Frau verstohlen die Hand.

Der gute Thaddäus machte sich absichtlich zur Vogelscheuche, wo sich jeder Andere bemüht hätte, mich durch Liebenswürdigkeit auszustechen, sagte er.

Ich weiß nicht, inwieweit sein Benehmen auf Berechnung beruht, erwiderte die Gräfin; eine gewöhnliche Frau würde dadurch in Verlegenheit gekommen sein.

Eine halbe Stunde später, als der Kutscher, welcher Adam und Clementine nach Hause fuhr, nach dem Einfahrtsthore umbog und das Oeffnen desselben erwartete, fragte Clementine den Grafen:

Wo hat eigentlich der Capitän sein Nest aufgeschlagen?

Da oben, entgegnete Adam, indem er auf eine der eleganten, von Säulen getragenen Halbgeschosse zu beiden Seiten des Einfahrtsthores deutete, deren eines Fenster

nach der Straße herausging. Seine Zimmer liegen über der Remise.

Und wer wohnt gegenüber?

Bis jetzt Niemand; die Wohnung über den Ställen sollen dereinst unsere Kinder und ihr Lehrer einnehmen.

Er schläft noch nicht, sagte die Gräfin, als sie die Fenster des Capitäns erleuchtet sah, während sie unter der Säulenhalle einfuhren, die, dem Porticus der Tuilerien nachgebildet, das gewöhnliche, als Leinwandzelt gemalte Zinkdach ersetzte.

In seinen Schlafrock gehüllt, mit einer Pfeife in der Hand, beobachtete der Capitän die Heimkehr der Gräfin. Der Tag war hart für ihn gewesen, und hier das Warum. Thaddäus hatte, als ihn Adam nach der italienischen Oper geführt, um ihm Mademoiselle du Rouvre zu zeigen, eine gewaltige Erschütterung empfunden. Später, als er sie in der Mairie de St. Thomas d'Aquin wiedergesehen, wußte er, daß sie eine jener Frauen war, die der Mann ganz und ausschließlich lieben muß — gab doch selbst Don Juan unter den Tausend und drei Einer den Vorzug. So rieth denn Paz nach der Hochzeit dringend zu der classischen Reise nach Italien und der Schweiz, und wirklich war er während der Abwesenheit des jungen Paares ziemlich ruhig — aber nach der Rückkehr desselben sollten seine Leiden von Neuem beginnen.

Nur Gott allein weiß, wie ich sie liebe, und er wird es mir anrechnen, daß ich schweigend dulde! sagte

Paz zu sich selbst, während er, aus einem sechs Fuß langen Weichselrohr — einem Geschenk Adam's — dichte Rauchwolken in die Luft sendend, im Zimmer auf und ab schritt. Aber wie fange ich es an, um weder ihre Liebe noch ihren Haß zu verdienen?

Er durchdachte seinen von der Liebe dictirten Feldzugsplan noch einmal bis zu den fernsten Möglichkeiten. Das Leben des Capitäns war trotz aller Schmerzen nicht ohne Glück und Genuß. Auch die edelherzigen Täuschungen dieses Tages waren für ihn nur Quelle innerer Freude. Er empfand seit der Rückkehr Adam's und Clementinens eine unsägliche Befriedigung, wenn er sah, wie unentbehrlich er dem Hause geworden, das ohne seine Hingebung dem gewissen Ruin entgegen gegangen wäre. Denn welches Vermögen genügte noch den ungeheuern Ansprüchen des Pariser Lebens? Clementine, von einem verschwenderischen Vater erzogen, verstand nichts von dem Hauswesen, welchem heutigen Tages auch die reichsten und vornehmsten Damen persönlich ihre Aufmerksamkeit schenken müssen; denn die Wenigsten sind jetzt noch im Stande, einen Intendanten zu halten. Und Adam, der Sohn eines vornehmen polnischen Magnaten, der sich fortwährend in den Händen jüdischer Wucherer und Blutsauger befunden hatte und unfähig gewesen war, auch nur die Ueberreste eines der größten Vermögen Polens — und es giebt dort sehr große — zu verwalten, Adam war seinem ganzen Wesen nach wenig geartet, den eigenen Wünschen und Einfällen oder denen seiner Frau Zaum

und Zügel anzulegen. Wäre er sich allein überlassen gewesen, so hätte er sich vielleicht schon vor seiner Verheirathung zu Grunde gerichtet. Paz hatte ihn abgehalten, sich auf Börsenspeculationen einzulassen, und damit ist eigentlich schon Alles gesagt.

Unter diesen Umständen blieb Paz, als er sich seiner Liebe zu Clementine bewußt wurde, nicht einmal die Möglichkeit, das Haus zu verlassen und auf Reisen seine Leidenschaft zu vergessen. Die Dankbarkeit, dies Gefühl, welches alle Räthselfragen seines Lebens löſ'te, fesselte ihn an das Haus und an die sorglosen Menschen, deren Angelegenheiten nur er zu leiten und in Ordnung zu halten vermochte. Die Reise Adam's und Clementinens ließ ihn auf innern Frieden hoffen — aber die Gräfin, die nur noch schöner geworden war, machte nach ihrer Rückkehr vollen Gebrauch von jener gesellschaftlichen Freiheit, welche die Ehe der Pariserin gewährt. Sie entfaltete die ganze Anmuth einer jungen Frau und all die eigenthümliche Anziehungskraft, welche ihr das Glück oder die Unabhängigkeit verlieh, die sie an der Seite eines so liebevollen, so vertrauenden und wirklich ritterlichen jungen Gemahls genoß.

Das Bewußtsein, daß auf ihm, als der Haupttriebfeder, der Glanz dieses Hauses beruhte, der Anblick Clementinens, wenn sie, von einem Feste zurückkehrend, aus dem Wagen stieg, oder Morgens nach dem Bois de Boulogne ritt — eine Begegnung mit ihr auf den Boulevards, wenn sie, wie eine Blume in ihrem Blätterkelche,

in ihrer hübschen Equipage lehnte — Alles das erfüllte den armen Thaddäus mit geheimnißvoller, überwältigender Wonne und erregte sein Herz in den tiefsten Tiefen, ohne daß sich jemals etwas von diesen Empfindungen auf seinem Gesicht verrieth.

Wie war es aber zugegangen, daß die Gräfin seit den fünf Monaten ihrer Rückkehr den Capitän noch nicht bemerkt hatte? Es war ihm gelungen, ihr so geschickt auszuweichen, daß sie selbst die Mühe nicht gewahr wurde, die er sich geben mußte, um sich zu verbergen. Ist doch nichts der göttlichen Liebe ähnlicher, als eine Liebe ohne Hoffnung. Welche Seelentiefe gehört nicht dazu, eine ganze, volle Hingebung in Schweigen und Geheimniß zu hüllen! In dieser Tiefe, die väterlichen und schöpferischen Stolz verbirgt, waltet der Cultus der Liebe um der Liebe willen, wie die Macht um der Macht willen das Losungswort im Leben der Jesuiten war. Ein verklärter Egoismus, der, ohne Unterlaß spendend, in seinem innersten Kern den Urgrundsätzen der Schöpfung entspricht. Natur! Wirkung dieser Urgrundsätze, Zauberin, du umfängst den Menschen, den Dichter, den Maler, den Liebenden! Und dennoch steht für Auserwählte, für die Riesen unter den Denkern die Ursache höher als die Wirkung, denn diese Ursache ist Gott selber. In dieser Region der Ursache lebten Menschen wie Newton, Laplace, Keppler, Descartes, Malebranche, Spinoza, Büffon, die großen Poeten und die Einsiedler des zweiten christlichen Zeitalters, eine heilige Therese

von Spanien, sowie die gottseligen Ekstatiker. Jedes menschliche Gefühlserlebniß läßt sich in diese Sphäre erheben, in welcher der Geist der Wirkung entsagt um der Ursache willen, und jene Höhe, wo alle Dinge eine andere Gestalt gewinnen, hatte Thaddäus erreicht. In unsäglicher Schaffensfreude war er in der Liebe, was wir in den Annalen des Genius als Höchstes erkennen.

Nein, ohne Grund habe ich sie nicht getäuscht, sagte er zu sich selbst, indem er den Rauchwolken, die seiner Pfeife entstiegen, mit den Augen folgte. Sie könnte mich, wenn ich mir ihr Mißfallen zuzöge, für immer mit Adam entzweien, und auf der andern Seite, was sollte aus mir werden, wenn sie mit mir kokettirte, um mich zu quälen.

Die eitle Selbstgefälligkeit, welche sich in dieser letzten Voraussetzung aussprach, paßte indessen so wenig zu dem bescheidenen Wesen und der beinahe deutschen Schüchternheit des Capitäns, daß er sich innerlich darüber Vorwürfe machte und sich mit dem Vorsatz zur Ruhe legte, abzuwarten, wie die Dinge sich gestalteten, ehe er einen Entschluß faßte.

Am andern Morgen frühstückte Clementine ohne Thaddäus mit dem besten Appetit, ja sie schien seinen Mangel an Gehorsam nicht einmal zu bemerken. Dieser andere Tag war gleichzeitig ihr Empfangstag, bei welchem sie einen wahrhaft fürstlichen Luxus zu entfalten pflegte, und der Capitain, auf dessen Schultern die Zurüstungen

zu diesen Galatagen in allen Einzelnheiten ruhten, wurde nicht vermißt.

Es war nur ein Einfall der Gräfin, nur die Neugier der Pariserin, sagte sich Paz, als Morgens gegen zwei Uhr die letzten Equipagen davonrollten.

So nahm er denn seine gewöhnliche, durch diesen Zwischenfall für einen Moment gestörte Lebensweise wieder auf.

Clementine schien ihn in den Zerstreuungen des Pariser Lebens vergessen zu haben. Und in der That ist es nichts Kleines, den Herrscherstab über dies unbeständige Paris zu schwingen. Man riskirt dabei noch etwas mehr, als den Verlust eines Vermögens. Ein Winter in Paris ist für die Frau à la mode genau das, was für die Soldaten des Kaiserreichs eine Campagne war. Welcher Aufwand von Kunst und Erfindungsgabe ist nöthig, um eine Sensation erregende Toilette oder Frisur herzustellen! Die zarteste, schwächlichste Frau trägt von Abends neun bis Morgens zwei oder gar drei Uhr ein schweres, glänzendes Rüstzeug von Blumen und Diamanten, von Seide und Stahl, ißt wenig, um ihre schlanke Taille nicht zu verderben, stillt ihren Hunger während des Abends mit einigen Tassen schwächenden Thees, mit süßem Kuchen, gewürztem Eis oder einigen Bissen schwerer Pastete, und der Magen muß sich den Vorschriften der Gefallsucht fügen. Morgens steht man spät auf — Alles befindet sich im Widerspruch mit der Natur, und die Natur läßt sich nicht

ungestraft beleidigen. Kaum hat sich die Frau à la mode von ihrem Lager erhoben, so beginnt die Morgentoilette und das Denken an den Nachmittagsanzug; sie empfängt oder macht Besuche, reitet oder fährt nach dem Bois de Boulogne; für Jedermann muß sie ein Lächeln auf den Lippen, für Jedermann ein Compliment in Bereitschaft halten, das weder verbraucht noch gesucht erscheinen darf; und trotz all dieser aufreibenden Anstrengung hat nicht einmal Jede Erfolg.

So hatte denn auch Clementine alle Hände voll zu thun, denn man fing eben an, sie als Autorität zu nennen und zu citiren. Die stete Aufmerksamkeit, zu welcher sie der Wettkampf mit ihren Rivalinnen zwang, ließ kaum noch Raum für die Liebe ihres Mannes, und so wäre es kein Wunder gewesen, wenn sie Thaddäus vergessen hätte. Erst einen Monat später — es war im Mai, wenige Tage vor ihrer Abreise nach Ronquerolles — sah Clementine den Capitän wieder. Er stand, sorgfältig gekleidet, in einer der Seitenalleen der Champs Elysées, um sich an dem Anblick der Gräfin zu weiden, die in ihrer eleganten Kalesche mit feurigen Pferden und glänzenden Livreen vorüberrollte.

Dort ist der Capitän, sagte sie zu ihrem Manne.

Wie glücklich er aussieht! entgegnete Adam. Das sind so seine Festtage. Es giebt keine schönere Equipage, als die unsrige, und es gewährt ihm den größten Genuß, zu beobachten, wie man uns beneidet. Siehst

du ihn heute zum ersten Male hier? Er ist fast jeden Tag da.

Woran mag er wohl denken? fragte Clementine.

Er bedenkt in diesem Augenblicke, daß uns der Winter viel gekostet hat, und daß wir bei Onkel Ronquerolles sparen werden; entgegnete Adam.

Die Gräfin befahl, als sie in die Nähe des Capitäns gekommen waren, anzuhalten, und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Thaddäus wurde roth wie eine Kirsche.

Ich werde mich bei Ihnen in übeln Geruch bringen, denn ich habe soeben eine Cigarre geraucht; sagte er.

Und thut das Adam nicht auch? entgegnete die Gräfin lebhaft.

Ja, aber das ist auch Adam, sagte Paz.

Und warum sollte Thaddäus nicht dasselbe Vorrecht haben? fragte die Gräfin lächelnd.

Dies entzückende Lächeln siegte über alle heroischen Entschlüsse des Capitäns. Er sah Clementinen mit einem Blicke an, in dem sich die ganze Glut seiner Seele spiegelte, aber sie wurde gemildert von dem Ausdrucke jener hingebenden Dankbarkeit, in welcher sein Leben aufging.

Die Gräfin wickelte die Arme in ihren Shawl, legte sich, ohne zu beachten, daß sie die hübschen Blumen ihres Hutes zerdrückte, nachdenklich in die Kissen zurück

und heftete die Augen auf die Vorübergehenden. Dieser aus einer großen bis dahin entsagenden Seele aufblitzende Strahl bewegte und rührte sie. Was waren in ihren Augen die Verdienste Adam's denn so Besonderes! Waren Muth und Freigebigkeit nicht etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches? Der Capitän dagegen . . . er überragte Adam ja in allen Dingen, oder schien ihn wenigstens weit zu überragen! . . Es waren unheilvolle Gedanken, die sich der Gräfin bemächtigten, als sie von Neuem die schöne, nach allen Seiten hin ausgebildete Persönlichkeit des Capitäns mit der dürftigen Erscheinung ihres Gatten verglich. Adam war ein lebendiges Beispiel für die nothwendige Entartung der Race, zu welcher sich die hohe Aristokratie durch den unsinnigen Gebrauch, sich nur unter einander zu verheirathen, selbst verurtheilt. Aber der böse Feind der Menschheit allein hatte Kenntniß von diesen Gedanken der jungen Frau, welche schweigend und mit träumerischen Augen ins Unbestimmte hinausschaute, bis ihr Haus erreicht war.

Sie werden mit uns zu Mittag essen, oder ich fange nachträglich an, über Ihren frühern Ungehorsam böse zu werden, sagte sie beim Aussteigen. Sie sind für mich Freund Thaddäus, wie Sie es für Adam sind. Ich kenne die Verbindlichkeiten, die Sie ihm schulden, aber ich weiß auch, was wir Ihnen zu danken haben. Zwei ganz natürliche und selbstverständliche Regungen der Großmuth vergelten Sie durch tägliche, stündliche Hingebung. Mein Vater, mein Oheim Ronquerolles und

meine Tante Sérizy werden mit uns speisen. Gehen Sie und kleiden Sie sich an, setzte sie hinzu, indem sie sich auf die Hand stützte, die er ihr reichte, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

Thaddäus begab sich mit zugleich glücklichem und gepreßtem Herzen in sein Zimmer, um Toilette zu machen. Er erschien erst im letzten Augenblicke im Speisesaal und versuchte während des Diners die Rolle des alten Soldaten wieder aufzunehmen, der zu nichts zu brauchen ist, als zum Intendanten; aber diesmal gelang es ihm nicht, Clementine zu täuschen. Jener Blick hatte ihn verrathen, und Oheim Ronquerolles wurde von seiner Nichte über die Verdienste des Grafen Paz aufgeklärt, der sich in so bescheidener Weise zum Factotum seines Freundes Mitgislas machte.

Und wie kommt es, daß ich zum ersten Male das Vergnügen habe, den Grafen Paz zu sehen? fragte der Marquis.

Weil er ein Schalk und Geheimnißkrämer ist, entgegnete Clementine, indem sie Paz einen Blick zuwarf, der ihn veranlassen sollte, sein Benehmen zu ändern.

Aber auf die Gefahr hin, den Capitän weniger interessant erscheinen zu lassen, müssen wir gestehen, daß er, trotz der Ueberlegenheit über seinen Freund Adam, kein hervorragender Geist war, sondern jene Ueberlegenheit nur dem Unglück verdankte. Er hatte in den Tagen des Elends und der Verlassenheit in Warschau viel ge-

lesen, hatte sich unterrichtet, hatte verglichen und nachgedacht; aber schöpferische Talente, die den großen, bedeutenden Menschen machen, waren ihm nicht verliehen, und erwerben lassen sie sich nicht. Paz war nur groß durch sein Herz, und in diesem Punkte erreichte er allerdings das Höchste. Auch in der Gefühlssphäre war er mehr der Mann der That, als des Gedankens. Er verschloß sein Denken in sich, und es diente nur dazu, ihm Herzensqualen zu bereiten. Und überdies — was ist ein unausgesprochener Gedanke?

Der Marquis von Ronquerolles und seine Schwester wechselten bei den Worten Clementinens einen eigenthümlichen Blick, der ihre Nichte, Graf Adam und Paz streifte. Es war eine jener schnell vorübergehenden Scenen, wie sie nur in Italien und Paris möglich sind. Außer in den Hofkreisen versteht man nur hier, so viel mit einem Augenaufschlag zu sagen. Die Kunst, den ganzen Inhalt einer Rede, eines Gedichts oder einer Tragödie in einen Blick zu legen, erlernt sich nur unter dem Einflusse der äußersten Knechtschaft oder der unbeschränktesten Freiheit. Adam, der Marquis du Rouvre und die Gräfin bemerkten dieses bedeutungsvolle, zwischen der alten Kokette und dem alten Diplomaten gewechselte Zeichen nicht, aber Paz, der treue Hund, verstand alle Prophezeiungen, die darin lagen, und wir würden zu weitschweifig werden, wollten wir den Sturm der Empfindungen beschreiben, den der Vorgang, welcher kaum zwei Secunden dauerte, in seiner Seele heraufbeschwor.

Onkel und Tante glauben schon, sie liebe mich, sagte er zu sich selbst. Mein Glück hängt also vielleicht nur von meiner Keckheit ab . . Aber Adam! . . Liebe und Verlangen, beide eben so mächtig wie Dankbarkeit und Freundschaft, bestanden einen harten Kampf, und für den Augenblick siegte die Liebe und erlangte ihr Recht. Paz wurde geistreich und gesprächig; er wollte gefallen und gab, durch eine Frage des Diplomaten angeregt, in großen Umrissen eine Schilderung der polnischen Erhebung. Er sah, daß die Augen Clementinens an seinen Lippen hingen. Sie erblickte in ihm einen Heros und vergaß ganz und gar, daß auch Adam, nachdem er den dritten Theil seines großen Vermögens geopfert, in die Verbannung gegangen war.

Um neun Uhr, nachdem der Kaffee getrunken war, küßte Frau von Sérizy ihre Nichte auf die Stirn, drückte ihr die Hand und nahm, kraft ihrer verwandtschaftlichen Autorität, Adam mit sich. Der Marquis du Rouvre und Herr von Ronquerolles brachen zehn Minuten später auf, und Paz und Clementine blieben allein.

Ich werde mich ebenfalls empfehlen, Frau Gräfin, denn ich setze voraus, daß Sie die Ihrigen in der Oper treffen, sagte Paz.

Nein, ich habe keine Lust, tanzen zu sehen; man giebt heute ein abscheuliches Ballet, das „der Aufruhr im Serail“ heißt, entgegnete sie — und nach kurzem Stillschweigen fügte sie, ohne Paz anzusehen, hinzu: Vor

zwei Jahren wäre Adam nicht ohne mich ins Theater gegangen.

Aber er liebt Sie leidenschaftlich . . . erwiderte Thaddäus.

Und das ist vielleicht ein Grund, mich morgen gar nicht mehr zu lieben! sagte die Gräfin.

Die Pariserinnen sind unergründlich, ¡ entgegnete Paz. Werden sie mit Leidenschaft geliebt, so wünschen sie, daß es vernünftiger geschehe, liebt man sie in vernünftiger Weise, so beschuldigen sie uns, nicht zu wissen, was Liebe ist.

Und dabei haben wir immer Recht, erwiderte sie lächelnd. Ich kenne Adam ziemlich genau und mache ihm keinen Vorwurf. Er ist flatterhaft und vor Allem grand Seigneur. Er wird mich immer gern seine Frau nennen, wird nie einen meiner Wünsche kreuzen, aber . . .

Wo gäbe es eine Ehe, die nicht ihre Aber hätte? sagte Thaddäus leise, indem er versuchte, den Gedanken der Gräfin eine andere Richtung zu geben.

Auch in dem bescheidensten, zurückhaltendsten Manne wäre vielleicht in diesem Augenblicke der Gedanke aufgeschossen, welcher den armen Capitän beinahe um die Besinnung brachte.

Wenn ich ihr jetzt nicht gestehe, daß ich sie liebe, bin ich ein Dummkopf! sagte er sich während eines jener

verhängnißvollen Momente beiderseitigen Verstummens, in denen die Gedanken sich wild überstürzen. Die Gräfin beobachtete Paz verstohlen, während er sie im Spiegel beobachtete. Aber der Capitän saß mit der unbefangenen Miene eines Menschen, welcher der Verdauung obliegt, in seinem Armstuhle, kreuzte in einer Weise, wie nur Ehemänner oder abgelebte Greise es thun, die Hände über den Magen, drehte mechanisch die Daumen um einander und schien ganz in dieses Spiel versunken.

So sagen Sie mir doch etwas Gutes von Adam! rief Clementine halb ungeduldig, halb zornig. Sagen Sie mir, daß er nicht flatterhaft ist, daß Sie ihn kennen!

Jetzt ist der Augenblick gekommen, um für immer eine unübersteigliche Schranke zwischen uns aufzurichten, dachte Thaddäus, indem er sich auf eine heroische Lüge vorbereitete.

Ich soll Ihnen Gutes von Adam sagen! setzte er laut hinzu. Aber dazu liebe ich ihn viel zu sehr — Sie würden mir keinen Glauben schenken. Ebenso wenig bin ich im Stande, schlimm von ihm zu sprechen . . . Sie sehen, meine Rolle zwischen Ihnen Beiden hat ihre Schwierigkeiten.

Clementine schlug die Augen nieder und blickte auf die Spitzen der Lackstiefel des Capitäns.

Ihr Nordländer habt nur physischen Muth, in Euern Entschlüssen seid Ihr unsicher und schwankend, murmelte sie zwischen den Zähnen.

Was werden Sie den ganzen Abend allein thun, Frau Gräfin? fragte Paz mit dem Anschein vollständigster Unbefangenheit.

Sie wollen mir also nicht Gesellschaft leisten?

Sie müssen mir schon gestatten, mich zu entfernen...

Wie so, wohin wollen Sie?

Ich gehe in den Circus, nach den Champs Elysées, wo heute Abend eine Vorstellung stattfindet, die ich nicht versäumen darf . . .

Warum nicht? fragte Clementine mit halb zornigem Blick.

Muß ich Ihnen mein ganzes Inneres eröffnen? erwiderte er erröthend. Muß ich Ihnen gestehen, was ich selbst dem guten Adam verheimliche, welcher glaubt, daß ich nur Polen im Herzen trage?

Ah, unser Capitän hat ein Geheimniß.

Ja, ein recht beschämendes, das Sie aber verstehen und über das Sie mich trösten werden . . .

Sie etwas Beschämendes . . . Sie . .

Ja, ich, Graf Paz. Ich bin sterblich in ein Mädchen verliebt, das mit der Kunstreiterfamilie Buthor Messen und Jahrmärkte besuchte. Ich habe ihr ein Engagement bei dem Director des Olympischen Circus vermittelt.

Ist sie schön?

Ja, für mich, entgegnete er melancholisch. Malaga, so lautet ihr Künstlername, ist stark, gelenkig und biegsam. Warum ich sie allen Frauen der Gesellschaft

vorziehe, könnte ich selbst kaum sagen, aber wenn ich sie so sehe, die dunkeln Haare durch ein blaues Atlasband festgehalten, das auf ihre nackten, bräunlichen Schultern niederflattert, bekleidet mit einer weißen, goldgesäumten Tunica, mit Atlasschuhen und seidenen Tricots, die sie wie eine lebende griechische Statue erscheinen lassen — wenn sie beim Klange militärischer Musik mit der Fahne in der Hand vorüberfliegt, durch einen mit Papier bespannten Reifen springt und jenseits desselben in voller Grazie auf das im Galop weiter jagende Pferd zu stehen kommt — wenn sie, ohne die Hülfe von Claqueurs, von dem versammelten Publicum mit Beifall überschüttet wird — so versetzt sie mich in eine Aufregung . . .

Mehr als eine schöne Frau auf dem Balle? fragte Clementine mit herausfordernder Verwunderung.

Ja, mehr; entgegnete Paz mit erstickter Stimme. Diese bewunderungswürdige Geschwindigkeit, diese unter steter Gefahr entwickelte Grazie erscheint mir als der schönste Triumph des Weibes . . . Ja die Cinti, Malibran, Grisi und Taglioni, die Pasta und die Elsler, alle gegenwärtigen und frühern Größen unsrer Bühne scheinen mir nicht werth, die Schuhriemen Malaga's aufzulösen, die im vollen Galop vom Pferde springt und wieder aufsitzt, sich links heruntergleiten läßt, um sich rechts wieder hinaufzuschwingen, die wie ein Irrlicht über den feurigsten Renner herüber und hinüber voltigirt, auf einer Fußspitze auf dem Rücken des dahinjagenden Rosses

steht, auf ungezäumtem Pferde Strümpfe strickt, Eier zerschlägt und Eierkuchen backt — Alles das unter dem bewundernden Zujauchzen des Volkes — und zwar des echten Volkes, das aus Bauern und Soldaten besteht! Bei großen Aufführungen balancirte die reizende Columbine früher Stühle auf der Nasenspitze, und sie hat die schönste griechische Nase, die ich je gesehen. Genug, Malaga ist die Grazie und Geschicklichkeit in eigener Person. Mit wirklich herculischer Stärke begabt, ist sie im Stande, mit einer ihrer kleinen Hände oder einer Fußspitze drei oder vier Männer abzuwehren — o, sie ist die Göttin der Gymnastik.

Aber sie ist wohl dumm? . .

Im Gegentheil, sie gehört zu den interessantesten Frauen, die man sich denken kann. Sorglos wie eine Zigeunerin, spricht sie aus, was ihr durch den Kopf fährt, kümmert sich um die Zukunft nicht mehr, als Sie sich um das Schicksal des Sou's kümmern, den Sie einem Armen zugeworfen, und dabei kommen köstliche Dinge zum Vorschein. Niemand könnte ihr einreden, daß ein alter Diplomat ein schöner junger Mann sei, und nicht um eine Million würde sie ihre Meinung ändern. So ist ihre Liebe eine fortwährende Schmeichelei für den Mann, den sie damit beglückt. Ihre Gesundheit ist unverwüstlich; ihre Zähne gleichen zweiunddreißig köstlichen in Korallen gefaßten Perlen und ihre „Maulpartie“, wie sie selbst den untern Theil ihres Gesichtes nennt, besitzt, um einen Ausdruck Shakespeare's zu brauchen, Frische und

Kraft, wie die einer jungen Kuh; was ihr denn nicht geringen Kummer bereitet. Für schöne, starke Männer, Ringkämpfer und Bajazzo's hat sie eine besondere Vorliebe. Ihr Lehrer, ein entsetzlich roher Mensch, hat sie fast todtgeschlagen, um ihre Grazie, ihre Kühnheit und Geschmeidigkeit auszubilden.

Malaga versetzt Sie ja in völlige Begeisterung! sagte die Gräfin.

Malaga nennt sie sich nur auf den Ankündigungszetteln, entgegnete Paz etwas empfindlich. Sie wohnt Rue St. Lazare in einer sehr niedlichen dritten Etage, ist in Sammt und Seide möblirt, wie eine Prinzessin, und führt ganz getrennte Existenzen, die der umherziehenden Künstlerin und die der schönen Frau.

Und erwidert sie Ihre Liebe?

Sie liebt mich — was Ihnen sehr lächerlich vorkommen wird — nur um meiner Nationalität willen. Für sie ist jeder Pole Poniatowski, wie er mit seinem Pferde in die Fluten der Elster sprengt, denn ganz Frankreich hält ja die Elster, in der sich kein Mensch ertränken kann, für einen reißenden Fluß, dessen Wogen über Poniatowski zusammenschlugen . . . Bei Alledem bin ich aber doch unglücklich . . .

Thaddäus zerdrückte im Auge eine Thräne der Verzweiflung, die Clementinens Herz rührte.

Ihr Männer liebt nur das Ungewöhnliche, sagte sie.

Thun das die Frauen nicht auch? entgegnete Thaddäus.

O, ich kenne Adam gut genug, um zu wissen, daß er mich um eine Luftspringerin, wie Ihre Malaga, vergessen würde . . Aber wo sind Sie ihr denn zuerst begegnet?

Ich sah sie zum ersten Male vergangenen Herbst in St. Cloud. Sie stand in der Ecke einer mit Leinwand bezogenen Estrade, auf welcher sich die Gesellschaft dem Publicum präsentirte. Ihre Kameraden, sämmtlich in polnischem Costüm, verführten einen entsetzlichen Spectakel, während sie stumm und still dastand. Ich glaubte eine gewisse Schwermuth in ihrem Wesen zu bemerken, zu der das zwanzigjährige Mädchen wohl auch Grund hatte. Das war es, was mich zuerst anzog.

Die Gräfin saß in reizend nachdenklicher, beinahe trauriger Haltung da.

Armer, guter Thaddäus! rief sie — und nicht ohne ein feines Lächeln; aber mit der ganzen Leutseligkeit einer wirklich vornehmen Dame fügte sie hinzu: Gehen Sie, machen Sie, daß Sie in den Circus kommen!

Thaddäus nahm ihre Hand, küßte sie, ließ eine heiße Thräne darauf fallen und ging.

Es handelte sich für Paz nun darum, seiner erdichteten Leidenschaft für eine Kunstreiterin auch den Anschein der Wirklichkeit zu geben. An der ganzen Erzählung war kein wahres Wort, als daß die berühmte Malaga, die zu der Kunstreitergesellschaft Buthor gehörte, in St. Cloud seine Aufmerksamkeit einen Moment auf sich gezogen. Kürzlich war ihm der Name in den Ankündigungen

des olympischen Circus wieder ins Auge gefallen, und der Komiker der Gesellschaft, welchen sich Paz durch ein einziges Fünffrankenstück geneigt gemacht, hatte ihm gesagt, daß sie ein gefundenes, vielleicht gestohlenes Kind sei.

Thaddäus begab sich jetzt nach dem Circus, um die schöne Reiterin wieder zu sehen, und für andere zehn Franken, welche er einem der Reitknechte gab, die hier etwa das sind, was die Garderobière beim Theater ist, verrieth ihm dieser, daß Malaga eigentlich Marguérite Turquet heiße und in einer fünften Etage der Rue des Fossés du Temple wohne.

Am andern Morgen begab sich Paz, den Tod im Herzen, nach dem Faubourg du Temple, um nach Mademoiselle Turquet, die während des Sommers Stellvertreterin der ersten Reiterin des Circus, im Winter Statistin an einem der Boulevard-Theater war, zu fragen.

Malaga! rief die Frau des Portiers, in die fünfte Etage hinauf stürzend, unten ist ein vornehmer Herr, der Sie sucht. Er spricht mit Chapuzot, der ihn aufhält, damit ich Sie vorher benachrichtigen kann.

Danke schön, Frau Chapuzot — aber was soll er denken, wenn er mich beim Ausplätten meines Kleides trifft!

Ach was — an dem geliebten Gegenstande gefällt einem Alles.

Ist es ein Engländer? Die interessiren sich für Pferde . . .

Nein, er sieht eher aus wie ein Spanier.

Schade, man sagt von den Spaniern . . . aber bleiben Sie bei mir, Frau Chapuzot, damit ich nicht so verlassen aussehe.

Was wünschen Sie, mein Herr? fragte Frau Chapuzot, indem sie die Thür öffnete.

Mademoiselle Turquet?

Mein Kind, hier ist Jemand, der nach Ihnen fragt, sagte die Portiersfrau, sich in die Brust werfend.

Eine Leine, die der Künstlerin zum Trocknen ihrer Wäsche diente, streifte dem Capitän den Hut vom Kopfe.

Was steht zu Diensten, mein Herr? fragte Malaga, denselben vom Boden aufhebend.

Ich habe Sie im Circus gesehen, mein Fräulein, und Sie erinnern mich lebhaft an eine Tochter, die ich verloren habe. Zum Andenken an meine Heloise, der Sie so auffallend ähnlich sind, möchte ich Ihnen, wenn Sie erlauben, nützlich sein.

Wie so? Aber bitte, setzen Sie sich, Herr General, sagte Frau Chapuzot. Ihr Anerbieten ist überaus ehrenwerth . . . sehr galant . . .

Es handelt sich um keine Galanterie, liebe Frau, entgegnete Paz. Ich bin ein trostloser Vater, der eine Aehnlichkeit benutzen möchte, um sich selbst zu täuschen.

Ich würde also die Stellung einer Tochter einnehmen? fragte Malaga listig, ohne zu ahnen, wie nahe sie der Wahrheit mit dieser Voraussetzung kam.

Ja, entgegnete Paz. Ich würde Sie zuweilen besuchen, und damit die Illusion um so vollständiger ist,

würde ich. Ihnen eine hübsche Wohnung miethen und elegant möbliren.

Ich soll meine eignen Möbel haben! rief Malaga, indem sie Frau Chapuzot anblickte.

Und Dienerschaft und alle sonstigen Bequemlichkeiten, fügte Paz hinzu.

Malaga beobachtete den Fremden mißtrauisch unter der Stirn hervor.

Zu welcher Nation gehören Sie? fragte sie dann.

Ich bin Pole.

Dann nehme ich Ihr Anerbieten an, entgegnete Malaga.

Paz empfahl sich, indem er wiederzukommen versprach.

Was sagen Sie dazu! rief Marguerite Turquet, Frau Chapuzot ansehend. Ich fürchte, dieser Mensch streicht mir Honig um den Mund, um irgend welche Teufelei auszuführen. Aber gleichviel — ich will's riskiren.

Einen Monat nach dieser seltsamen Scene bewohnt die hübsche Kunstreiterin ein allerliebst möblirtes Quartier, das vom Tapezierer des Grafen Adam eingerichtet war, denn Paz wollte, daß man im Palais Laginski von seiner Thorheit spreche. Malaga, der Alles wie ein Traum aus Tausend und einer Nacht erschien, wurde von der Familie Chapuzot bedient, die zugleich als Vertraute fungirte und mit Marguerite Turquet ungeduldig die Lösung des Räthsels erwartete.

Aber ein volles Vierteljahr verging, und noch wußte weder Malaga, noch die Chapuzots, wie sie sich die Caprice des polnischen Grafen erklären sollten. Paz brachte jede Woche etwa eine Stunde bei Malaga zu, aber er blieb stets im Salon und war selbst durch die geschicktesten Manöver der Kunstreiterin und der Chapuzot nicht zu vermögen, je in ihr Zimmer oder Boudoir einzutreten. Er erkundigte sich theilnehmend nach den kleinen Vorgängen in Malaga's täglichem Leben und ließ dann jedesmal zwei Vierzigfrancsstücke auf dem Kaminsims zurück.

Er sieht sehr gelangweilt aus, bemerkte Frau Chapuzot.

Kalt wie Glatteis! fügte Malaga hinzu.

Dessenungeachtet ist er ein guter Kerl! rief Meister Chapuzot, der sich in seinem Anzuge von blauem Tuch sehr glücklich fühlte und wie der Aufwärter irgend eines Ministerial-Bureaus aussah.

Durch seine regelmäßig wiederholte Spende setzte Paz Marguerite Turquet in den Genuß einer monatlichen Rente von dreihundertzwanzig Francs. Diese Summe gewährte ihr, neben dem kärglichen Salair, das sie bezog, eine Existenz, welche im Vergleich zu ihrer frühern elenden Lage glänzend zu nennen war, und bald verbreiteten sich im Circus unter den Künstlern und Künstlerinnen die seltsamsten Gerüchte über das Glück Malaga's. Letztere ließ in ihrer Eitelkeit die Wohnung, welche der vorsichtige Capitän mit sechstausend Francs bezahlte,

zwölftausend kosten, und nach den Erzählungen der Clowns und Statisten speis'te sie nur von Silber. Außerdem erschien sie mit allerliebsten Burnussen, Cachemirs und reizenden Schärpen im Circus, und bald galt es als ausgemachte Sache, daß der Pole der beste Fund sei, den eine Kunstreiterin nur immer machen konnte. Zum Ueberfluß war er weder launenhaft noch eifersüchtig und ließ Malaga die unbeschränkteste Freiheit.

Manche Leute haben nun einmal Glück! sagte die Rivalin Malaga's. Mir, die ich den dritten Theil der Einnahme verdiene, passirt so etwas nicht!

Malaga trug die reizendsten Hütchen, fuhr zuweilen in einer Kalesche im Bois de Boulogne spazieren, die junge elegante Welt fing an, sich nach ihr umzusehen und endlich begann die demi-monde von ihr zu sprechen und ihr Glück durch Verleumdungen zu unterminiren. Man erzählte, sie sei somnambül und der Pole ein Magnetiseur, welcher den Stein der Weisen suche. Andre, noch viel giftigere Andeutungen machten Malaga neugieriger als weiland Psyche, und eines Tages berichtete sie, in Thränen aufgelös't, dem Grafen, was sie gehört.

Wenn man einer Frau etwas anthun will, schloß sie ihre Erzählung, so soll man sie wenigstens nicht verleumden, man soll nicht sagen, daß Einer sie magnetisire, um Steine in ihr zu finden. Man soll meinetwegen sagen, sie sei buckelig, und soll es beweisen. Was haben Sie davon, mich so zu compromittiren?

Paz behauptete das hartnäckigste Stillschweigen.

Endlich gelang es den Bemühungen Chapuzot's, Namen und Wohnung des Grafen auszukundschaften, und im Palais Laginski empfing er die zuverlässigsten Nachrichten. Paz war unverheirathet und weder in Polen noch in Frankreich wußte man etwas von einer verstorbenen Tochter.

Malaga fing an sich zu fürchten.

Mein Kind, sagte Frau Chapuzot, dieses Ungeheuer . . . (der Mann, welcher sich begnügte, ein so schönes Geschöpf, wie Malaga, mit halb spöttischer Miene von Weitem zu betrachten, der sich über nichts aussprach, keinerlei Vertrauen bewies, mußte ihrer Meinung nach ein Ungeheuer sein!) dies Ungeheuer thut nur schön mit Ihnen, um Sie zu etwas Ungesetzlichem, Verbrecherischem zu verlocken. Großer Gott, wenn Sie vor die Geschworenen kämen, oder — ich zittre schon bei dem bloßen Gedanken am ganzen Leibe — gar vor die Zuchtpolizei! . . . wenn Ihr Name in den Zeitungen gedruckt würde! . . Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle thäte? . . Ich an Ihrer Stelle zeigte die Sache zu meiner eignen Sicherheit bei der Polizei an.

Eines Tages, als im Kopfe Malaga's die tollsten Ideen gährten und Blasen warfen und Paz abermals seine zwei Goldstücke auf den mit Sammet bezogenen Kaminsims niederlegte, nahm sie dieselben und warf sie ihm hin.

Ich will kein gestohlenes Geld! sagte sie.

Der Capitän schenkte die Goldstücke den Chapuzots und kam nicht wieder. Clementine befand sich damals

auf den Gütern ihres Oheims, des Marquis de Ronquerolles, in Burgund.

Das Wegbleiben des Polen von seinem gewöhnlichen Platze im Circus erregte unter den Künstlern der Truppe kein geringes Aufsehen. Die Einen erblickten in dem Benehmen Malaga's eine Dummheit, die Andern eine List. Das Verhalten des Polen erschien aber auch den gewitztesten Frauen unerklärlich, und Thaddäus erhielt in einer einzigen Woche nicht weniger als siebenunddreißig Briefe von leichtfertigen Damen. Ein Glück für ihn, daß seine eigenthümliche Zurückhaltung nicht die Neugier der guten Gesellschaft auf ihn lenkte, sondern nur die demi-monde beschäftigte.

Zwei Monate später schrieb die schöne Kunstreiterin, die sich vor Schulden nicht mehr zu helfen wußte, einen Brief, den die Dandys jener Zeit für ein Meisterstück erklärten.

Er lautete:

„Werden Sie, den ich noch immer Freund zu nennen wage, nach dem was vorgefallen ist und was Sie so schlimm ausgelegt haben, noch einige Theilnahme für mich empfinden? An Allem, was Sie kränken und beleidigen konnte, ist mein Herz unschuldig. Bin ich glücklich genug, Reize zu besitzen, die es Ihnen angenehm erscheinen ließen, bei mir zu weilen, wie Sie es thaten, so kommen Sie wieder. . . Wenn nicht, so wird Verzweiflung mein Loos sein. Das Elend ist bereits bei mir eingekehrt, und Sie glauben nicht, welchen Unsinn

es mit sich führt. Gestern habe ich von einem Häring für zwei Sous und einem Brödchen für einen Sou gelebt. Ist das ein Frühstück, wie es Ihrer Geliebten zukommt? Auch die Chapuzots, die mir so ergeben schienen, sind nicht mehr da! Ihr Weggehen hat die Folge gehabt, daß ich jetzt um die Anhänglichkeit der Menschen Bescheid weiß. Ein Hund, den man gefüttert hat, verläßt uns nicht, aber die Chapuzots sind ihrer Wege gegangen. Ein Gerichtsbote, der gegen alle vernünftigen Vorstellungen taub blieb, hat im Namen des herzlosen Wirthes und eines Juweliers, der keine zehn Tage warten will, alle meine Sachen mit Beschlag belegt, denn mit euch Männern empfiehlt sich auch unser Credit. Ist das eine Lage für Frauen, die sich nichts vorzuwerfen haben, als ein bischen Lebenslust? Lieber Freund, ich habe Alles, was ich an Werthsachen besaß, zu „meiner Tante“ getragen und nenne nichts mehr mein, als die Erinnerung an Sie. Und dabei bricht die rauhe Jahreszeit herein. Ich kann mir nicht einmal eine warme Stube verschaffen, denn man spielt am Boulevard nichts als Melodramen, in denen ich nur ganz kleine Rollen habe und nicht Gelegenheit finde, mich zu zeigen. Wie haben Sie die Reinheit der Gefühle, die ich für Sie hegte, so mißverstehen können? Dankbarkeit läßt sich ja nicht auf zweierlei Weise ausdrücken. Mein Wohlergehen schien Sie zu erfreuen — wie konnten Sie mich ins Elend stoßen? O, mein einziger Freund auf Erden, ehe ich wieder anfange, mit der Familie Buthor

umherzuziehen, um wenigstens mein tägliches Leben zu fristen, werden Sie mir verzeihen, wenn ich zu wissen wünsche, ob ich Sie für immer verloren habe. Wenn ich in dem Augenblicke, wo ich durch einen Reifen springe, an Sie dächte, ich wäre im Stande, das Tempo zu verfehlen und ein Bein zu brechen! Wie dem aber auch sei, ich bleibe lebenslang

Ihre

Marguerite Turquet."

Der Brief ist die zehntausend Francs werth, die er mich kostet, rief Thaddäus in Lachen ausbrechend.

Clementine kam am nächsten Tage an, und am folgenden Tage sah Paz sie wieder, schöner, graziöser als je. Nach dem Diner, bei welchem die Gräfin die vollständigste Gleichgültigkeit gegen den Capitän zur Schau trug, spielte zwischen dem Grafen und seiner Frau, als Thaddäus sich verabschiedet hatte, eine kleine Scene. Unter dem Vorwande, Adam um Rath zu fragen, hatte Paz ihm den Brief Malaga's gegeben und denselben wie aus Unachtsamkeit in seinen Händen gelassen.

Armer Thaddäus! sagte Adam, nachdem Paz sich davon geschlichen. Es ist betrübend, einen so ausgezeichneten Menschen zum Spielball einer Kunstreiterin der gemeinsten Klasse werden zu sehen. Er wird darin untergehen, sich herabwürdigen und binnen Kurzem nicht mehr zu erkennen sein. Da lies! fügte er hinzu, indem er Clementinen Malaga's Brief reichte.

Clementine überflog den Brief, der nach Tabak roch, und warf ihn dann mit einer Geberde des Ekels von sich.

So dick die Binde um seine Augen auch sein mag, so wird er doch hinter gewisse Dinge gekommen sein — Malaga mag ihm böse Streiche gespielt haben, sagte Adam.

Und dennoch wird er zu ihr zurückkehren, dennoch wird er ihr verzeihen! rief Clementine. Für diese abscheulichen Frauen habt ihr ja alle Nachsicht!

Sie bedürfen ihrer so sehr! entgegnete Adam.

Thaddäus that nur, was sich gehörte, — als er sich von uns fern hielt, setzte sie hinzu.

Du gehst zu weit, lieber Engel, sagte der Graf, der, obgleich er anfänglich erfreut gewesen war, den Freund in den Augen seiner Frau ein wenig herabsetzen zu können, dennoch den Tod des Sünders nicht wollte.

Paz, der Adam kannte, hatte ihn um die strengste Verschwiegenheit gebeten; er hatte ihn scheinbar nur darum von der Sache unterrichtet, um seine Verschwendung zu entschuldigen und seinen Freund um tausend Thaler für Malaga anzugehen.

Thaddäus besitzt einen merkwürdig starken Charakter, setzte Adam hinzu.

Wie so?

Daß er nicht mehr als zehntausend Francs für sie ausgegeben hat und sich solche Briefe schreiben läßt, ehe er sich entschließt, ihre Schulden zu bezahlen, das ist wenigstens für einen Polen . . .

Aber er kann dich ruiniren! rief Clementine mit dem scharfen Tone, den die Pariserin annimmt, wenn sie anfängt mißtrauisch zu werden.

O, dazu kenne ich ihn zu gut; entgegnete Adam. Er wird Malaga zweifellos für uns opfern.

Das wollen wir sehen! rief die Gräfin.

Sobald ich sein eignes Wohl bedroht sehe, werde ich keinen Moment Anstand nehmen, mit ihm zu reden und ihn zu bitten, daß er von ihr läßt, fuhr der Graf fort. Constantin hat mir gesagt, daß Paz, der sonst die Mäßigkeit selbst ist, seit dies Verhältniß besteht, zuweilen sehr aufgeregt nach Hause gekommen ist . . . Wenn er sich zum Trinken hinreißen ließe, würde mich das schmerzen, als ob es sich um mein eignes Kind handelte.

Bitte, sage mir nichts mehr! rief die Gräfin mit einer abermaligen Geberde des Ekels.

Zwei Tage später bemerkte der Capitän in dem ganzen Benehmen der Gräfin, in ihren Augen, wie im Ton ihrer Stimme den Erfolg der Indiscretion, die Adam begangen. Die Verachtung hatte einen Abgrund zwischen ihm und der schönen Frau aufgerissen, und tiefe Melancholie ergriff ihn bei dem Gedanken, daß diese Verachtung sein eigenes Werk war. Das Leben fing an schwer auf ihm zu lasten, und der glänzendste Sonnenschein erschien ihm grau und farblos.

Dessenungeachtet fand er in dieser Flut bittrer Schmerzen dann und wann einen Augenblick der Freude.

Ohne Rückhalt konnte er sich jetzt der Bewunderung für die Gräfin hingeben, die ihm nicht die geringste Beachtung mehr schenkte, wenn er bei ihren Festen stumm in einer Ecke stand. Ohne Gefahr durfte er jetzt ganz Auge und Ohr sein, und er verlor keine ihrer Bewegungen, wenn sie sang, keinen Ton ihrer Stimme. Sein Leben ging in dem ihrigen auf. Es war ihm gestattet, eigenhändig das Pferd zu warten und zu pflegen, das sie ritt, die Angelegenheiten ihres eleganten, reichen Hauswesens, dem er sich jetzt mit verdoppeltem Eifer widmete, zu ordnen und zu besorgen, und er vergrub dies stille Glück in die tiefsten Tiefen seines Herzens, wie eine Mutter, deren Kind niemals erfährt, was es ihr gekostet. War diese Liebe nicht noch schöner und edler, als die reine Flamme Petrarca's für Laura, die ihren Lohn im Ruhme fand und im Triumph der Poesie, die sie geweckt? Wog die Empfindung, die d'Assas im Sterben beseelte, nicht ein ganzes Leben auf! Und Paz hatte diese Empfindung jeden Tag, ohne zu sterben, freilich auch ohne den Lohn der Unsterblichkeit. Dennoch — welch seltsames Ding ist die Liebe! — dennoch, und trotz dieses geheimen Glückes, fühlte sich Paz von Gram verzehrt. Der Katholicismus hat die Liebe so hoch erhoben, daß Achtung und Würde gleichsam zu unlöslicher Ehe mit ihr verbunden sind. Liebe kann nicht existiren ohne jene den Mann so stolz machende Ueberlegenheit, und man wird so selten geliebt, wo man nicht geachtet ist, daß Thaddäus sich an den Wunden verblutete, die

er sich selbst geschlagen. Von ihr zu hören, daß sie ihn liebe, und dann zu sterben, fürwahr der Preis wäre dem armen Thoren nicht zu gering für sein Leben erschienen. Alle Qualen seiner früheren Lage kamen ihm unbedeutend vor neben der Aufgabe, in ihrer Nähe zu leben und sie mit der Fülle seiner Liebe zu überhäufen, ohne daß sie etwas davon ahnte, ohne daß sie ihn darum schätzte. Mit Einem Worte, Paz vermochte den Lohn seiner Tugend nicht zu entbehren. Dabei wurde er gelb und mager und endlich so krank, daß er den ganzen Monat Februar, von einem schleichenden Fieber verzehrt, das Bett hüten mußte, ohne indessen einen Arzt zu Rathe ziehen zu wollen.

Graf Adam war sehr besorgt um seinen armen Thaddäus. Die Gräfin dagegen hatte die Grausamkeit in kleinem Kreise zu äußern: Laß ihn doch; siehst du nicht, daß er olympische Schmerzen hat? Und dies Wort gab Paz den Muth der Verzweiflung wieder. Er stand auf, versuchte sich zu zerstreuen und wurde gesund.

Gegen Ende des Monats Februar hatte Adam im Jokey-Club einen ziemlich bedeutenden Verlust, und da er seine Frau fürchtete, bat er Thaddäus, die Summe auf sich und sein Verhältniß zu Malaga zu nehmen.

Was ist denn Besonderes dabei, wenn die Reiterin dich zwanzigtausend Franken gekostet hat? sagte er. Das geht Niemand etwas an als mich, während ich in der Achtung der Gräfin sinken würde, wenn sie wüßte, daß

ich die Summe im Spiel verloren. Sie würde sich vielleicht um die Zukunft Sorge machen.

So mag auch das noch sein! sagte Paz, indem ihm ein tiefer Seufzer entschlüpfte.

Lieber Thaddäus, mit diesem Dienst würdest du dich jeder Dankespflicht gegen mich entledigen, wenn ich nicht ohnehin dein Schuldner wäre! rief der Graf.

Adam, du wirst einmal Kinder haben — gieb das Spiel auf! bat Thaddäus.

Malaga kostet uns wieder einmal zwanzigtausend Francs! rief die Gräfin einige Tage später, als sie von der neuen Großmuth Adam's gegen Paz hörte. Zehntausend hat sie schon früher gekostet, macht dreißigtausend oder eintausendfünfhundert Francs Rente; das ist so viel wie der Preis meiner Loge bei den Italienern und das Vermögen manches kleinen Bürgers . . . Ihr Polen seid doch seltsame Menschen . . . Du scheinst nicht einmal zornig! setzte sie hinzu, indem sie einige Treibhausblumen abpflückte.

Der arme Paz . . .

Der arme Paz, und immer der arme Paz! rief sie ihn unterbrechend. Was nützt uns eigentlich dieser arme Paz? Ich werde das Hauswesen selbst in die Hand nehmen! Du magst ihm die hundert Louisd'or Rente zahlen, die er früher ausgeschlagen, und er kann sich dann mit dem olympischen Circus stellen, wie er will!

Paz nützt uns sehr viel, er hat uns seit Jahresfrist gewiß vierzigtausend Franken erspart, und außerdem,

lieber Engel, hat er hunderttausend Francs bei Rothschild für uns angelegt, die uns jeder andre Intendant einfach gestohlen hätte . . .

Clementine schien sich etwas zu beruhigen, aber ihre Gesinnung gegen Thaddäus wurde nicht milder. Einige Tage später ließ sie ihn in das Boudoir bitten, in welchem sie sich ein Jahr früher bei einem gefährlichen Vergleich zwischen ihm und dem Grafen ertappt hatte. Diesmal empfing sie ihn allein, ohne an Gefahr zu denken.

Mein lieber Paz, begann sie mit jener herablassenden Vertraulichkeit, die vornehme Leute gegen Niedrigerstehende anzunehmen pflegen — mein lieber Paz, wenn Sie Adam wirklich so lieb haben, wie Sie sagen, so werden Sie gern zu einer Gefälligkeit bereit sein, die er von Ihnen nie verlangen würde, die aber ich, seine Frau, ohne Bedenken erbitte . . .

Es handelt sich um Malaga? fragte Thaddäus mit bitterer Ironie.

Ohne Umschweife gesagt, ja! entgegnete sie. Wenn Sie bei uns bleiben wollen, wenn Ihnen unsre Freundschaft lieb ist, so geben Sie Malaga auf. Wie kann ein alter Soldat . . .

Ich bin erst fünfunddreißig Jahre alt und habe noch kein einziges graues Haar.

Aber Sie sehen aus, als ob Sie welche hätten, und das ist ganz dasselbe, entgegnete die Gräfin. Wie kann ein so kluger, klarer Kopf, ein Mann von so her=

vorragenden Eigenschaften . . . Diese schrecklichen Worte sprach sie offenbar in der Absicht, den Adel der Seele wieder in ihm zu wecken, den sie für erloschen hielt, und fuhr nach einer unmerklichen Pause, die durch eine Geste des Capitäns hervorgerufen wurde, fort: Wie kann ein Mann von Ihrem Werthe und Ihren Grundsätzen sich täuschen und fangen lassen wie ein Kind! Ihr Verhältniß zu Malaga hat dieser zur Berühmtheit verholfen . . . mein eigner Onkel hat ihre Bekanntschaft gesucht und hat sie auch gemacht . . . Aber er ist nicht etwa der Einzige. Malaga empfängt alle diese Herren . . . Pfui! . . . Ich habe Sie für ein so stolzes Herz gehalten . . . Wäre der Bruch dieses Verhältnisses denn ein so großes Opfer, daß nichts Sie dafür entschädigen könnte?

Wenn ich durch irgend ein Opfer Ihre verlorene Achtung wieder gewinnen könnte — ich würde es ohne Zögern bringen. Aber der Bruch mit Malaga ist nicht einmal ein Opfer . . .

In Ihrer Lage und als Mann würde ich wahrscheinlich ebenso sprechen, aber Sie können es um so weniger übel nehmen, wenn ich dies Opfer als ein großes betrachte und es Ihnen als ein solches anrechnen würde, entgegnete Clementine.

Paz entfernte sich. Er fürchtete, sich zu einer Thorheit hinreißen zu lassen, denn er fühlte tolle, wilde Gedanken in sich aufsteigen. Er ging in die frische Luft hinaus, ohne daß es ihm, trotz seiner leichten Bekleidung, gelang, die Glut, die ihm auf Stirn und Wangen

brannte, zu dämpfen. Immer hörte er die Worte: Ich habe Sie für ein so stolzes Herz gehalten! — Und dabei sprach sie vor kaum Jahresfrist von mir, als hätte ich ganz allein die Russen geschlagen! sagte er sich. Er dachte daran, das Haus Laginski zu verlassen, bei den Spahis Dienste zu nehmen und in Afrika den Tod zu suchen — aber eine entsetzliche Befürchtung hielt ihn zurück. Was sollen sie ohne mich anfangen? fragte er sich. Man wird sie zu Grunde richten. Arme Gräfin! Es wäre furchtbar für sie, sich auf dreißigtausend Francs Rente reducirt zu sehen. — Nun denn, schloß er sein Selbstgespräch, da sie einmal für mich verloren ist, fassen wir Muth und führen unser Werk zu Ende!

Bekanntlich hat der Carneval in Paris seit dem Jahre 1830 jene fabelhafte Entwickelung gewonnen, die ihn zu einer europäischen Berühmtheit macht und ihn viel toller und burlesker erscheinen läßt, als den seligen Carneval von Venedig. Haben die Pariser vielleicht bei dem schnellen Sinken des Reichthums zu dem Auskunftsmittel gegriffen, sich in Massen zu amüsiren, wie sie ja auch in ihren Clubs Salons ohne Damen des Hauses, ohne feine Sitte und mit wenig Kosten herstellen? Wie dem auch sei, der Monat März brachte seitdem eine Flut von Bällen, wo sich Tanz und Poesie, laute Lust und wilder Taumel, groteske Bilder und vom Pariser Esprit gewürzte Scherze ins Ungeheure steigern. Und diese Tollheit fand ihr Pandämonium in der Rue St. Honoré und ihren Napoleon in Musard, einem kleinen Manne,

der eigens dazu geschaffen schien, eine die wahnsinnige Menge beherrschende Musik zu dirigiren und den Hexensabbath des Galops zu leiten — des Galops, dessen Ruhm Auber gebührt, denn dieser Tanz gewann seine Form und Poesie erst durch den großen Galop in der Oper: „Der Maskenball“. Und kann dies riesenhafte Finale nicht in der That als Symbol einer Epoche gelten, in welcher — seit mehr als fünfzig Jahren schon — die Dinge mit der Schnelligkeit eines Traumes an uns vorüberziehen?

Zu einem jener Musard-Bälle führte der ernste Thaddäus, welcher ein himmlisches Bild unbefleckt in seinem Herzen trug, Malaga, die Königin der Carnevalstänze, als er erfuhr, daß die Gräfin in einer sie unkenntlich machenden Verkleidung, in Gesellschaft zweier andrer junger Frauen und ihrer Männer, sich dorthin begeben würde, um das seltsame Schauspiel kennen zu lernen. Am Fastnachtstage des Jahres 1838 Morgens vier Uhr saß Clementine, dicht in einen schwarzen Domino gehüllt, auf den Stufen eines der Amphitheater dieses babylonischen Saales, worin seitdem Valentino seine Concerte gab, und sah Thaddäus, als Robert Macaire verkleidet, im großen Galop vorüberfliegen — in seinen Armen die als Wilde costumirte Kunstreiterin, den Kopf mit Federn beladen wie ein Schlittenpferd und irrwischartig zwischen den Gruppen auf und nieder hüpfend.

Ihr Polen habt keinen Charakter, sagte Clementine zu ihrem Manne. Wer hätte diesem Thaddäus nicht volles Vertrauen geschenkt! Er hatte mir sein Wort

gegeben, ohne zu ahnen, daß ich hier sein und ihn sehen würde, ohne gesehen zu werden.

Einige Tage später speis'te Paz bei der Gräfin, und als Adam nach Tisch die Beiden allein ließ, schalt Clementine den Capitän in einer Weise aus, die ihm fühlbar machen sollte, daß ihr seine Hausgenossenschaft nicht länger erwünscht sei.

Sie haben Recht, Frau Gräfin, ich bin ein elender Wicht — ich hatte mein Wort gegeben, entgegnete Thaddäus demüthig. Auch hatte ich mir bestimmt vorgenommen, Malaga nach dem Carneval zu verabschieden . . . aber ich will ganz aufrichtig sein . . . Das Mädchen besitzt eine solche Herrschaft über mich . . .

Ein Mädchen, das durch den Polizisten aus dem Ballsaale gewiesen wird, und um welcher Tänze willen!

Ich gebe zu, daß ich Ihren Unwillen verdiene, und würde auch sofort Ihr Haus verlassen, aber Sie kennen Adam und würden, wenn ich Ihnen die Verwaltung Ihres Vermögens übergäbe, ihm gegenüber Ihre ganze Energie aufbieten müssen. Trotz meiner Leidenschaft für Malaga habe ich doch Ihre Angelegenheiten nicht vernachlässigt, habe Ihre Leute überwacht und jede Kleinigkeit im Auge behalten. Ich möchte nicht von Ihnen gehen, ehe ich Sie im Stande weiß, in die Fußstapfen meiner Verwaltung zu treten. Sie sind jetzt drei Jahre verheirathet und haben die Schwachheiten, zu denen man in den Flitterwochen geneigt ist, nicht mehr zu fürchten; überdies besitzt heutigen Tages jede, auch die

vornehmste Pariserin Verwaltungstalente, und so werde ich, sobald ich mich nicht sowohl von Ihrer Fähigkeit als von Ihrer Festigkeit überzeugt habe, Ihr Haus und Paris verlassen.

Das spricht der Thaddäus von Warschau, nicht der des olympischen Circus, entgegnete sie. Gehen Sie und kehren Sie geheilt zu uns zurück.

Geheilt . . . niemals! sagte Paz mit niedergeschlagenen Augen, indem er Clementinens kleine Füße betrachtete. Sie wissen nicht, wie pikant und eigenthümlich dies Wesen ist . . . und da er seinen Muth sinken fühlte, setzte er hinzu: Unter all unsern gezierten, verbildeten, vornehmen Frauen ist keine, welche mit dem offnen, gesunden Wesen dieses unverkünstelten, frischen Naturkindes den Vergleich aushielte.

Ich möchte aber doch für eine Aehnlichkeit mit diesem „frischen Naturkinde" danken! entgegnete die Gräfin, indem sie ihn anblickte wie eine gereizte Natter.

Von dem Tage an bemühte sich Graf Paz, Clementine mit dem Stande ihrer Angelegenheiten bekannt zu machen. Er unterwies sie, weihte sie in die Schwierigkeiten der Verwaltung ihres Vermögens ein, unterrichtete sie von dem wirklichen Preise der Gegenstände und wie sie allzu großer Uebervortheilung seitens ihrer Leute zu begegnen vermöchte. Er sagte ihr, daß sie sich auf Constantin verlassen und ihn zum Majordomus machen könne, denn er selbst hatte Constantin herangezogen — und so vorbereitet schien ihm die Gräfin im Mai voll

kommen befähigt, ihre Angelegenheiten selbst zu leiten. Sie war eine jener Frauen mit klarem Blick und zuverlässigem Instinct, denen die Talente zur Führung eines Hauswesens angeboren scheinen.

Diese Lage der Dinge, welche Thaddäus auf die anscheinend natürlichste Weise herbeigeführt hatte, sollte sich indessen für ihn noch um Vieles schmerzvoller gestalten; sein Leid sollte nicht so leicht zu tragen sein, als er es sich machen wollte. Der arme Paz hatte in seiner Rechnung den Zufall vergessen.

Adam wurde ernstlich krank, und statt abzureisen, übernahm Thaddäus bei seinem Freunde die Stelle eines Krankenwärters. Als solcher war er unermüdlich. Eine Frau, die es der Mühe werth gehalten hätte, sein Benehmen mit dem Teleskop des natürlichen Scharfsinns zu beobachten, würde vielleicht in dem Heroismus des Capitäns eine Art von Bußübung erblickt haben, wie sich edle Seelen auferlegen, um unfreiwillige schlimme Regungen und Gedanken niederzuhalten — aber Frauen sehen eben, je nach ihrer Seelenstimmung, Alles oder Nichts: die Liebe ist ihr einziges Licht.

Fünfundvierzig Tage und Nächte überwachte und pflegte Paz seinen Freund, ohne, wie es schien, an Malaga zu denken, und zwar aus dem guten Grunde, weil er niemals an sie gedacht hatte. Clementine, die Adam in Lebensgefahr sah, berief die berühmtesten Aerzte an sein Krankenbett.

Wenn er davonkommt, kann dies nur durch einen

Aufschwung seiner Natur geschehen, und seinen Pflegern wird es obliegen, die Momente zu erspähen, wo man der Natur zu Hülfe kommen muß; das Leben des Grafen liegt in den Händen seiner Wärter; so lautete das Verdikt, das sie abgaben.

Thaddäus suchte Clementine auf, um ihr diesen Ausspruch mitzutheilen. Sie hatte sich, theils um in der frischen Luft von ihren Anstrengungen auszuruhen, theils um den Aerzten freies Spiel zu lassen und sie nicht zu stören, in den chinesischen Gartenpavillon zurückgezogen, und während Paz den Windungen der dorthin führenden Kieswege folgte, hatte er das Gefühl, sich in der Tiefe eines Dante'schen Abgrundes zu befinden. Der Unglückliche war nie auf den Gedanken gekommen, der Gatte Clementinens werden zu können, und hatte alle seine Hoffnungen in einen schmutzigen Graben versenkt. Mit verstörter Miene, außer sich vor Schmerz, trat er in den Pavillon. Sein Gesicht sah aus, wie ein Medusenhaupt.

Er ist todt! . . . rief Clementine.

Sie geben ihn auf — verweisen ihn wenigstens in letzter Instanz auf die Hülfe der Natur. Bleiben Sie, die Aerzte sind noch anwesend.

Armer Adam . . . ich habe ihn zuweilen gequält! rief Clementine.

Sie haben ihn sehr glücklich gemacht, darüber können Sie sich beruhigen, entgegnete Thaddäus. Sie haben Nachsicht mit ihm gehabt . . .

Mein Verlust wird ein unersetzlicher sein!

Aber, theuerste Gräfin, angenommen, Adam unterläge seiner Krankheit, war denn Ihre Liebe wirklich eine solche, daß . . .

Ich liebte ihn nicht blind, nicht leidenschaftlich, erwiderte sie, aber ich liebte ihn, wie eine Frau ihren Mann lieben soll.

Sie würden ihn also doch immerhin weniger zu betrauern haben, als wenn er einer jener Männer gewesen wäre, welche den Stolz, die Liebe, das ganze Leben einer Frau ausmachen, sagte Thaddäus mit einer Stimme, die Clementine noch nicht gehört hatte. Sie können gegen einen Freund, wie ich bin, ganz aufrichtig sein . . . Ich meinestheils würde Adam's Tod tief beklagen . . . Ich liebte ihn, längst ehe Sie ihn heiratheten, wie meinen Sohn und widmete ihm mein Leben. Ich verliere mit ihm mein ganzes Interesse am Dasein. Für eine Wittwe von vierundzwanzig Jahren ist die Welt noch immer schön.

Sie wissen ja, daß ich Niemand liebe! entgegnete sie mit der Schroffheit des Schmerzes.

Vielleicht wissen Sie noch gar nicht, was lieben heißt, sagte Thaddäus.

O, wenn ich die Wahl zwischen einem Ehemann und dem andern habe, so bin ich vernünftig genug, ein Kind, wie meinen guten Adam, bedeutenderen Männern vorzuziehen. Seit dreißig Tagen fragen wir jetzt, ob er uns erhalten bleiben wird, und dieser Zustand hat mich, ebenso wie Sie, auf den Verlust vorbereitet. Ich

kann ganz offen gegen Sie sein und Ihnen sagen, daß ich gern einen Theil meines Lebens darum geben würde, um das Adam's zu erhalten. Ist die Unabhängigkeit einer Frau in Paris denn etwas Anderes, als die Erlaubniß, sich von den falschen Liebesbetheuerungen ruinirter oder verschwenderischer Männer bethören zu lassen? Ich habe nur Gott zu bitten, daß er mir diesen liebenswürdigen, gutmüthigen, anspruchslosen Mann, der nachgerade anfing, mich ein wenig zu fürchten, noch lange erhalte.

Sie sind offenherzig, und ich liebe Sie darum nur noch mehr! sagte Thaddäus, indem er Clementinens Hand an die Lippen zog. Es hat in so ernsten Momenten etwas eigenthümlich Befriedigendes, eine Frau zu finden, welche die Heuchelei verschmäht. Man kann mit Ihnen sprechen, und so lassen Sie uns einmal die Zukunft ins Auge fassen. Setzen wir den traurigen Fall, daß Gott Ihre Bitten nicht erhört. Sie wissen, daß ich Einer von Denen bin, die mit Ihnen um Adam's Erhaltung beten. Die vergangenen fünfzig Nächte haben mich nicht erschöpft; bedürfte er noch dreißig Tage und dreißig Nächte der Pflege, so würden Sie, Frau Gräfin, während ich wache, ruhig schlafen können, und wenn es wahr ist, was die Aerzte sagen, daß sorgsame Pflege ihn retten kann, so werde ich ihn dem Tode entreißen. Wenn aber, setzen wir immerhin den Fall, der Graf trotz Ihrer und meiner Sorge und Pflege stürbe, und wenn Sie dann erführen, daß Sie geliebt — nein, was sage ich, daß

Sie angebetet, vergöttert würden von einem Mann, dessen Herz und Charakter Ihrer würdig ist, daß . . .

Vielleicht habe ich einmal glühend gewünscht, einer solchen Liebe zu begegnen, aber es ist nicht geschehen . . .

Wenn Sie sich darin täuschten . . .

Clementine maß Thaddäus, bei dem sie weniger Leidenschaft als habsüchtige Berechnung voraussetzte, vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blicke tiefster Verachtung. Arme Malaga! sagte sie dann in jenen drei Tönen, die nur wirklich vornehmen Damen als Ausdruck tiefster Mißachtung zu Gebote stehen und mit denen sie Paz vollends zu Boden schmetterte. Dann erhob sie sich und verließ stolzen Schrittes, ohne sich nur einmal nach dem Vernichteten umzusehen, den Pavillon, um sich in ihr Boudoir und von da in Adam's Zimmer zu begeben.

Eine Stunde später erschien auch Paz wieder am Bett des Kranken und überwachte den Grafen mit einer Sorgfalt, als habe er nicht eben den Todesstoß empfangen. Aber er blieb seit jenem verhängnißvollen Augenblick schweigsam und verschlossen. Der Feldzug gegen die Krankheit schien ihn allein zu beschäftigen, und er bekämpfte dieselbe in einer Weise, welche ihm die volle Bewunderung der Aerzte eintrug. Man fand ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht mit offenen Augen. Gegen Clementine zeigte er keine Spur von Groll, hörte aber ihre Danksagungen an, ohne sie anzunehmen — er schien völlig taub dafür. Sie soll mir

sein Leben zu danken haben! hatte er sich gesagt, und diese Worte standen fortan für ihn wie mit feurigen Buchstaben im Zimmer des Kranken geschrieben. Am fünfzehnten Tage sah sich Clementine genöthigt, ihren bisherigen Antheil an der Pflege zu beschränken, wollte sie nicht Gefahr laufen, der Anstrengung zu unterliegen. Paz war und blieb unermüdlich.

Endlich gegen Ende des Monats August erklärte Bianchon, der Hausarzt, den Grafen außer Gefahr.

Sie sind mir keinen Dank schuldig, sagte er zu der Gräfin. Ohne seinen Freund hätten wir ihn nicht gerettet!

Am Tage nach der Scene im chinesischen Pavillon war der Marquis von Ronquerolles, welcher in geheimer Mission nach Rußland ging, gekommen, um seinen Neffen noch einmal zu sehen, und Paz, noch unter dem niederschmetternden Eindrucke von gestern, hatte eine kurze Unterredung mit dem Diplomaten gehabt. Am Tage, als Adam und seine Frau zum ersten Male ausfuhren, und gerade im Moment, als der Wagen im Begriff stand, den Perron zu verlassen, erschien ein Gensdarm im Hofe und fragte nach dem Grafen Paz. Thaddäus, der auf dem Rücksitz saß, drehte sich um und nahm einen Brief in Empfang, welcher das Siegel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten trug. Er steckte denselben mit einer Bewegung in die Seitentasche seines Rockes, welche Clementine und Adam abhielt, nach dem Inhalt zu fragen. Die gute Gesellschaft besitzt unleugbar das

Talent, eine Sprache ohne Worte zu verstehen — dennoch machte Adam, an der Porte Maillot angekommen, von dem Rechte eines Reconvalescenten Gebrauch, der erwarten darf, jede seiner Launen erfüllt zu sehen.

Zwischen zwei Brüdern, die sich lieben, wie wir Beide, giebt es wohl keine Indiscretion? fragte er. Du weißt, was die Depesche enthält, nicht wahr? Ich brenne vor Neugier, es zu erfahren.

Da ich die Zeitungen nicht hindern kann, das Geheimniß auszuplaudern, so darf ich es dir wohl auch verrathen, entgegnete Thaddäus. Kaiser Nikolaus erzeigt mir die Gnade, mich in ein Regiment aufzunehmen, das nach Khiwa bestimmt ist.

Und du folgst dem Rufe?

Ja, lieber Freund. Ich war Capitän und werde wieder Capitän ... Malaga könnte mich hier zu Thorheiten verleiten. Wir speisen morgen zum letzten Male mit einander. Gehe ich nicht jetzt nach Petersburg, so muß ich die Reise auf dem Landwege zurücklegen, und da ich nicht reich bin und Malaga eine bescheidene Unabhängigkeit sichern möchte ... Warum sollte ich mich auch nicht verpflichtet fühlen, an die Zukunft des einzigen weiblichen Wesens zu denken, das mich verstanden hat? Malaga findet mich groß, Malaga findet mich schön! Malaga ist mir vielleicht untreu, aber sie würde dennoch für mich ...

Durch einen Reifen springen, um auf der andern

Seite glücklich wieder auf den Rücken ihres Pferdes zu stehen zu kommen, fiel Clementine lebhaft ein.

O, Sie kennen Malaga nicht, erwiderte der Capitän in so bitterm Tone und mit einem solchen Blick voll Ironie, daß Clementine nachdenklich und unruhig wurde.

Adieu, ihr schönen, grünen Bäume, du liebes Bois de Boulogne, in dem die reizenden Pariserinnen spazieren gehen und die armen Flüchtlinge ihre Heimath wiederfinden! fuhr Thaddäus fort. Meine Augen werden vielleicht weder die Schatten deiner Alleen, noch die Cedern deiner Rundplätze wiedersehen. An der Grenze Asiens, wohin mich der Kaiser, den ich mir zum Herrn erkoren, schickt, und wo ich vielleicht, wenn ich mein Leben tapfer in die Schanze schlage, dereinst eine Armee commandire, werde ich möglicherweise Sehnsucht nach den Champs Elisées bekommen, wo ich eines Tages an Ihrer Seite spazieren fahren durfte. Jedenfalls werde ich immer über die Härte und Grausamkeit Malaga's trauern — jener Malaga, die ich meine.

Der Ton, in welchem Paz sprach, ließ die Gräfin zusammenschauern.

Sie lieben also Malaga wirklich? fragte sie.

So sehr, daß ich ihr den Theil meiner Ehre zum Opfer gebracht habe, den der Mann eigentlich niemals opfert.

Welchen?

Den, welchen wir um jeden Preis in den Augen unsres Idols bewahren möchten.

Nach diesen Worten beobachtete Thaddäus tiefes Schweigen, das er erst brach, als sie in die Champs Elisées einfuhren.

Da ist der Circus! sagte er auf ein von Brettern aufgeführtes Gebäude zeigend.

Kurz vor dem Mittagessen begab er sich nach der russischen Gesandtschaft, von da nach dem Ministerium des Auswärtigen, und am andern Morgen, als die Gräfin und Adam aufstanden, war er bereits unterwegs nach Havre.

Ich verliere einen Freund, sagte Adam mit Thränen in den Augen, als ihm die Abreise des Grafen Paz gemeldet wurde, einen Freund im vollsten Sinne des Wortes, und ich weiß nicht einmal, was ihn dazu zwingt, mein Haus zu fliehen, wie die Pest. Wir sind zu gute Freunde, um uns um einer Frau willen zu entzweien, setzte er Clementine scharf fixirend hinzu — und doch war Alles, was er von Malaga sagte . . . Aber er hat das Mädchen ja niemals auch nur mit der Fingerspitze berührt.

Woher weißt du das? fragte Clementine.

Nun, ich war natürlich neugierig, Mademoiselle Turquet kennen zu lernen — das arme Mädchen vermag sich noch heute keine Erklärung für die vollständige Zurückhaltung zu geben, die Thad . . .

Genug, nichts weiter! rief die Gräfin. — Wenn ich das Opfer einer großherzigen Mystification geworden wäre? fragte sie sich, in ihr Zimmer zurückkehrend.

Und noch hatte sie die Frage nicht ausgedacht, als Constantin ihr einen Brief überreichte, den Thaddäus während der Nacht aufs Papier geworfen hatte.

Er lautete:

„Frau Gräfin! Nach dem Kaukasus zu gehen, um mich tödten zu lassen, und Ihre Verachtung mitzunehmen, ist zu viel. Sterben muß man wenigstens als ganzer Mann und Mensch. Ich habe Sie geliebt, seit ich Sie zum ersten Male gesehen, habe Sie geliebt, wie eine Frau, der man sich ganz und für immer zu eigen giebt, von der man nicht läßt, selbst wenn sie sich einer Untreue schuldig machte. Aber ich war Adam, der Sie wählte und dem Sie Ihre Hand reichten, tief verpflichtet, war arm und nichts als der freiwillige Intendant Ihres Hauses. Bei all diesem Unglück habe ich dennoch das größte Glück genossen. Ich fand die reinste Quelle des Genusses darin, ein unentbehrliches Rad in dem Mechanismus Ihres Lebens zu sein, mich für Ihr Wohl, Ihr Glück, Ihr Behagen nothwendig zu wissen. Hatte mich dies Bewußtsein schon glücklich gemacht, so lange es sich um Adam allein handelte, wie viel mehr mußte es mich beseligen, nachdem eine angebetete Frau zum Mittelpunkt und Zweck meines Thuns wurde. Ich lernte in diesem Verhältniß das ganze Glück der Mutterliebe kennen und fand mich mit dieser Existenz ab. Ich hatte mir, wie die Armen an der großen Heerstraße, eine Hütte von Feldsteinen an den Grenzmarken Ihrer reichen Besitzungen gebaut, ohne die Hand nach Ihnen auszustrecken. Arm und unglücklich und durch

das Glück Adam's in den Schatten gestellt, war ich dennoch der Spendende. Ich umgab Sie mit einer Liebe, die rein war, wie die Ihres Schutzengels. Diese Liebe wachte, wenn Sie schliefen, und begleitete Sie auf allen Wegen. Sie waren die Sonne der Heimath für den armen Flüchtling, dem Thränen in die Augen treten, wenn er des Glückes jener ersten Tage gedenkt. — Als ich achtzehn Jahr alt war und Niemand hatte, der mich liebte, erkor ich eine reizende Frau in Warschau zu meinem Ideal, zur Königin meiner Tage und Nächte, und flüchtete mit all meinen Gedanken und Wünschen zu ihr, ohne daß sie je etwas davon erfuhr. Warum hätte ich es ihr auch sagen sollen? Liebte ich in ihr doch nur meine Liebe! Beurtheilen Sie nach diesem Zuge aus meiner Jugendzeit, wie glücklich es mich machen mußte, als es mir gestattet war, mich der Sphäre Ihres Daseins einzufügen, Ihr Pferd zu pflegen, neue Goldstücke für Ihre Börse einzuwechseln, Ihre Tafel aufs Ueppigste zu versorgen, Ihre Soireen glänzend auszustatten — zu sehen, wie Sie Andere, Reichere, durch meine Gewandtheit und Geschäftskenntniß verdunkelten und in den Schatten stellten. Mit welchem Eifer durchsuchte ich ganz Paris, wenn Adam mir sagte: Thaddäus, sie wünscht dies oder das! Ich empfand dann eine Seligkeit, die jeder Beschreibung spottet. Sie sprachen zuweilen Wünsche nach unbedeutenden Dingen aus, für deren Herbeischaffung ich aber dennoch sieben Stunden lang im Cabriolet herumjagte — und welches Glück mir das bereitete! Wenn ich Sie,

ohne daß Sie mich bemerkten, lächelnd zwischen Ihren Blumen sah, vergaß ich völlig, daß es Niemand gab, der mich liebte. Ich war dann wieder achtzehn Jahre alt! Zu manchen Zeiten, wenn mein Glück mir den Kopf verdrehte, ging ich Nachts um, meine Lippen auf die Stellen zu drücken, wo Ihr Fuß für mich leuchtende Spuren hinterlassen, wie ich ehedem Wunder von Einbrecherkunststücken vollbracht, um das Schloß zu küssen, welches die Gräfin Ladislas beim Oeffnen einer Thür berührt hatte. Die Luft, die Sie athmeten, erschien mir balsamisch, lebenspendend, und ich fühlte mich — wie man sagt, daß es in den Tropen der Fall ist, — von einer mit schöpferischen Urstoffen gesättigten Atmosphäre umgeben. Ich muß Alles das sagen, um Ihnen die anscheinende Selbstüberhebung und Eitelkeit zu erklären, die Sie in meinen unfreiwilligen Empfindungen erblicken könnten. Aber ich wäre eher gestorben, als daß ich Ihnen mein Geheimniß gestanden hätte! Sie werden sich der Tage erinnern, als Sie von Neugier getrieben wünschten, den Schöpfer der Wunder kennen zu lernen, die endlich Ihre Aufmerksamkeit erregt hatten. Ich glaubte damals — verzeihen Sie mir, Frau Gräfin! —, Sie könnten mich lieben. Ihr Wohlwollen, Ihre Blicke, die ich, der Liebende, zu meinen Gunsten deutete, schienen mir so gefahrdrohend, daß ich Malaga erfand, wohl wissend, daß ein derartiges Verhältniß von keiner Frau verziehen wird. Ich erfand Malaga in dem Moment, wo ich zu bemerken glaubte, daß meine Leidenschaft anfing, sich in verhäng-

nißvoller Weise auf Sie zu übertragen. Ueberhäufen Sie mich jetzt mit der Verachtung, die Sie mit vollen Händen über mich ausschütteten, als ich sie nicht verdiente, aber ich glaube mit Gewißheit, ich hätte, wenn ich Ihnen an jenem Abende gesagt, was ich heute schreibe, dem gezähmten Tiger geglichen, der seine Zähne wieder einmal in lebendes Fleisch schlägt, wieder einmal warmes Blut kostet und . . .

„Mitternacht.

„Ich konnte nicht weiter schreiben; die Erinnerung an jene Stunde ist noch zu lebendig! Ja, ich war damals im Fieberparoxysmus. Aus Ihren Augen leuchtete mir Hoffnung entgegen, in den meinigen wäre der Triumph mit allen rothen Wimpeln aufgeblitzt und hätte Sie mit fortgerissen. Mein Verbrechen war, daß diese Gedanken vielleicht ohne Grund in mir aufstiegen. Sie allein sind Richterin jener Scene, wo es mir gelang, Liebe und Verlangen, die unbezwinglichsten Triebe des Menschen, unter die eisige Hand einer Dankbarkeit zu beugen, zu der ich mich für alle Zeiten verpflichtet fühle. Ihre Verachtung hat mich bestraft. Sie haben mir gezeigt, daß sich Geringschätzung und Ekel nicht wieder verwischen lassen. Ich liebe Sie noch heute wie ein Wahnsinniger, aber da ich davongegangen sein würde, wenn Adam gestorben wäre, um wie viel größere Ursache habe ich, zu gehen, nachdem er gerettet ist. Man entreißt den Freund nicht den Klauen des Todes, um ihn zu betrügen. Außerdem ist meine Entfernung die Strafe für den Gedanken, Adam

sterben zu lassen, der in mir aufschoß, als die Aerzte erklärten, sein Leben liege allein in den Händen seiner Pfleger. Leben Sie wohl. Indem ich Paris verlasse, verliere ich Alles — Sie entbehren nichts, wenn nicht mehr in Ihrer Nähe weilt

Ihr ergebener
Thaddäus Paz."

Wenn mein armer Adam schon sagt, er habe einen Freund verloren, was verlor ich dann? fragte sich Clementine, die Augen in tiefer Niedergeschlagenheit auf die Blumen des Teppichs heftend.

Ein anderer Brief, welchen Constantin dem Grafen im Geheimen überreichte, lautete:

„Mein lieber Mitgislas!

Malaga hat mir Alles gesagt, und um deines eigenen Glückes willen bitte ich dich, dir über deine Besuche bei ihr niemals ein Wort gegen Clementine entschlüpfen zu lassen. Erhalte sie bei dem Glauben, daß Malaga mich hunderttausend Francs gekostet hat. Wie die Gräfin nun einmal ist, würde sie dir nie, weder deine Spielverluste, noch diese Besuche bei Malaga verzeihen. Ich gehe nicht nach Khiwa, sondern nach dem Kaukasus. Ich habe den Spleen, und hoffe es in dieser Gemüthsverfassung binnen drei Monaten entweder bis zum Fürsten Paz gebracht, oder den Tod gefunden zu haben. Lebewohl! Obgleich ich bei Rothschild sechzigtausend Franken für mich entnommen habe, sind wir dennoch quitt. Thaddäus."

Thor, der ich bin! Ich hätte mich vorhin, als ich von Malaga sprach, beinahe verrathen, dachte Adam.

* * *

Drei Jahre sind seit der Abreise des Capitäns verflossen, und die Zeitungen berichten noch immer von keinem Fürsten Paz. Die Gräfin Laginska interessirt sich ganz ungemein für die kriegerischen Unternehmungen des Kaisers Nikolaus; sie ist von ganzem Herzen Russin und verschlingt heißhungrig alle Neuigkeiten aus diesem Lande. Jeden Winter fragt sie den russischen Gesandten ein oder zwei Mal in gleichgültigem Tone: Wissen Sie nicht, was aus unserem guten Grafen Paz geworden ist?

Die größte Zahl der Pariserinnen, jener Frauen, die man für so klug und scharfsichtig hält, gehen an einem Paz vorüber, ohne ihn zu beachten. Ja, mehr als ein Paz wird verkannt — und was noch schlimmer ist, die Paz werden mißkannt, selbst wo sie Liebe finden. Auch die unbedeutendste Frau aus der Gesellschaft verlangt von dem bedeutendsten Manne ein wenig Charlatanerie, und die reinste, heißeste Liebe ist ohne Werth, wenn sie sich als roher Diamant darstellt. Sie bedarf der Kunst, des Schliffes und der goldenen Fassung.

Im Januar 1842 flößte die Gräfin Laginska, welcher eine sanfte Melancholie sehr gut stand, dem Grafen La

Palferine, einem der unternehmendsten Löwen von Paris, die heftigste Leidenschaft ein. Der Graf wußte, wie schwer es ist, Frauen zu erobern, die durch eine Chimäre behütet und beschützt werden, und beschloß, Clementine durch Ueberraschung zu gewinnen. Eine andere junge Frau, welche dem Grafen sehr ergeben und auf Clementine eifersüchtig war, gab sich dazu her, die Gelegenheit für diese Ueberraschung herbeizuführen.

Trotz ihrer Klugheit unfähig, solche Verrätherei vorauszusetzen, beging die Gräfin Laginska die Unvorsichtigkeit, mit dieser sogenannten Freundin einen Maskenball im Opernhause zu besuchen. Gegen drei Uhr Morgens ließ sich Clementine, auf welche La Palferine alle Verführungskünste hatte wirken lassen, im Ballrausche bereit finden, ein Souper mit ihm einzunehmen, und war eben im Begriff, in den Wagen der falschen Freundin zu steigen, als sie sich von zwei starken Armen ergriffen und trotz ihres Sträubens nach ihrem eigenen Wagen getragen fühlte, dessen Thür offen stand und den sie gar nicht hier vermuthete.

Er hat Paris nicht verlassen! rief sie, Thaddäus erkennend, der sich, nachdem er die Gräfin in dem davonrollenden Wagen sicher geborgen sah, schnell zurückzog.

Ob wohl jemals im Leben anderer Frauen ein ähnlicher Roman gespielt hat?

Clementine hofft noch immer, Paz wiederzusehen.

Standhaft und treu.

Von

Joseph Korzeniowski.

(geb. 1797, gest. 1863.)

Aus dem Polnischen

von

J. M.

In einem stattlichen und angesehenen Hause an der Grenze von Podlachien war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft im Schlafzimmer um das Bett einer schon nicht mehr jungen Dame versammelt, die in vollständigem Anzuge auf demselben ruhte. Ihre Krankheit schien mehr psychischer als körperlicher Natur zu sein, denn abgesehen von dem Kummer auf ihrer Stirn und den verweinten Augen, konnte man Spuren eines Leidens an ihr nicht wahrnehmen. Der Abend war schon vollständig hereingebrochen; die Alabasterlampe verbreitete von oben her ein zweifelhaftes Licht, welches, mit dem flackernden Schimmer des Kaminfeuers sich mischend, die Gesichtszüge der um das Bett stehenden oder sitzenden Personen beleuchtete. Diese schienen alle Glieder Einer Familie zu sein und bereit, mit Wort oder That der Leidenden Linderung und Trost zu bringen, die mit dem Lächeln der Güte und Dankbarkeit ihre kleinen Dienste entgegennahm; — dem Einen drückte sie die Hand, die Eine küßte sie auf die Stirn, einer Andern warf sie für die Bezeigung guten Willens eine Kußhand zu. Es war im Herbst: draußen rauschte der Wind in den mächtigen Pappeln, welche das Haus umgaben, und dieses Rauschen stimmte ein in die noch gewaltigere Musik eines alten Fichtenwaldes, welcher unmittelbar hinter dem Garten

beginnend nach rechts und links hin mehrere Meilen weit sich ausdehnte. Dies eintönige Brausen, verbunden mit dem widrigen Klappern der Fensterläden und dem Anschlagen einzelner großer Regentropfen an die Scheiben, vermehrte den Ausdruck einer beklommenen Stimmung auf allen Gesichtern. Die Geheimräthin ließ ihren Blick über die Anwesenden gleiten und sprach: Meine Lieben, das ist ja traurig um euch bestellt! Der Abend ist lang, der Wind heult, und ich mit meinem Leiden mache euch Langeweile! Ich bitte euch, nehmt doch keine Rücksicht auf mich und fangt etwas an. Spiele doch etwas, Sophie!

Ich bin gar nicht aufgelegt dazu, liebe Mama! und dann müßte ich ja auch von dir weggehen, während doch Pflicht und Herz mich hier bleiben heißen, um deiner Winke gewärtig zu sein.

Mit diesen Worten rückte das frische und schöne achtzehnjährige Mädchen ein Tabouret näher heran und ließ sich zu den Füßen der Mutter nieder.

Ich danke dir, mein Kind, daß du wenigstens an deine Pflicht denkst. Ahme deiner Schwester nicht nach, die mir heute solches Herzleid verursacht.

Aber, liebe Tante! ließ sich jetzt ein junger Mann vernehmen, indem er sein Schnurbärtchen strich, das zu seinem großen Verdrusse nicht so rasch wachsen wollte, als er es wünschte — ich will ja Antonie nicht rechtfertigen, daß sie ihren Mann verlassen, es wäre mein herzlichster Wunsch, daß meine Schwester und meine Cousine glücklicher in ihrer Wahl wären und zu einem solchen Aeußersten nicht gezwungen würden; aber es dünkt mich doch besser, einen Mann, den man nicht liebt, zu verlassen, als ihm und sich das ganze Leben zu verbittern.

Gewiß, wenn der Mann die Schuld daran trüge,

mein junger Herr Philosoph! sagte die Geheimräthin — aber das ist ein hochachtbarer, sanftmüthiger, guter Mensch, er hat sie über Alles geliebt, ist immer nachgiebig gegen sie gewesen und hat sie vielleicht gerade dadurch verdorben.

Erlauben Sie mir zu bemerken, Frau Geheimräthin, daß er daran Schuld ist — sagte Frau v. A., eine schöne, reichgekleidete Dame mittleren Alters.

Wie so?

Nun, weil sie ihn nicht geliebt hat! war die Antwort.

Du als eine geschiedene Frau, meine liebe Marie, vertheidigst deine eigene Sache, sprach die Nachbarin der Frau v. A. — Antonie hat ihren Mann geliebt, bis ihr ein Anderer mehr gefiel — und das ist doch nicht des Obersten Schuld, daß Herr Erasmus jünger ist und ein gefälligeres Wesen hat.

Was ist denn am Ende Wunderbares dabei, ließ sich wieder der junge Neffe der Räthin vernehmen — wenn der gewaltige Sturm, der in dem Herzen des zwanzigjährigen Weibes sich erhoben, sie zu weit fortgerissen hat? Wer kann sich rühmen, daß er die Kraft habe, das Gefühl zu unterdrücken, das ihn fortreißt wie eine sturmgepeitschte Welle? Wer kann dafür bürgen, daß es ihm in den Jahren der Leidenschaft immer gelingen wird, dem oft so plötzlich hereinbrechenden Zuge zweier Herzen zu widerstehen, die für einander geschaffen sind, einander angehörten von Ewigkeit an, noch vor ihrem Schlagen auf dieser Erde, deren Vergehen — so nennt es die Welt! — nur darin besteht, daß sie einander zu spät gefunden, daß ihnen eine Stunde zu früh die Fesseln angelegt worden, deren Klirren sie nun beständig hören müssen!

Mein Gott, was lehrt man doch jetzt in den Schulen! sagte mit Achselzucken die Geheimräthin.

Stanislaw hat Recht, meinte Frau v. A.

Ich gebe zu, mein Herr Romantiker, sagte die Räthin mit Ernst, daß das Herz, des Mannes sowohl als der Frau, einer plötzlich entstandenen Neigung erliegen kann. Aber wozu ist Vernunft und das Gefühl heiliger Pflicht? Hätte nicht — zum Beispiel — meine Tony an ihrer Mutter Busen sich flüchten, ihr die aufkeimende Neigung gestehen, bei ihr Hülfe und Rath suchen können? Ich würde sie aus dem Zauberkreise des verlockenden Reizes entfernt haben, der ihre Ruhe vergiftete, ich würde sie unter die Flügel der Mutterliebe genommen und geschützt haben vor der verderblichen Versuchung, wie vor der Bosheit lästernder Zungen. Sei gewiß, das Wort der Mutter und die Stimme der Religion hätten wie heilender Balsam auf ihr verwundetes Herz gewirkt, und genesen wäre sie zu ihrem Mann zurückgekehrt. Aber in ihr war gewiß der Einfluß schlimmer Lectüre zu mächtig — sie hat ihren Mann verlassen, sich hinter die Riegel eines Klosters geflüchtet, die Ehescheidung beantragt, bevor ich Unglückliche irgend etwas erfahren, irgendwie hätte einschreiten können.

Vergebung, beste Tante! erwiderte Stanislaw, du könntest dich hier doch vielleicht in dem Irrthum befinden, der bei Leuten reiferen Alters, in den kühleren Jahren so gewöhnlich ist. Dir zu Liebe, um deinem Willen gehorsam zu sein, hätte Antonie vielleicht ihren Verstand verloren oder ihr Leben, aber ihre Liebe hätte sie nicht aufgegeben; denn ein von der Leidenschaft ergriffenes Herz ist wie Stahl, den das Feuer gehärtet — zerbrechen kann man ihn, aber nicht biegen!

Ganz recht, lieber Stanislaw! und gut ausgedrückt!

rief Frau v. A., erhob sich und küßte ihn auf die Stirn. Sie liebte es, auf diese Art ihrem neunzehnjährigen Vetter ihre Bewunderung auszudrücken, wenn er etwas Verständiges oder Geistreiches gesagt hatte. Es hieß sogar in der Gegend, die Frau Geheimräthin habe an dieser Bewunderung gerade keine große Freude.

Das Gespräch ging nun in dieser Weise noch fort. Die Einen behaupteten, man könne in jedem Falle sich beherrschen, die Andern leugneten dies eben so entschieden; Andre hielten sich an einen Mittelweg als Fledermäuse des juste milieu: sie sprachen ihre Meinung nur bedingungsweise aus, so daß sie sich immer einen kleinen Ausweg nach der oder jener Seite offen hielten. Am heftigsten aber stritt für die Schwäche der Vernunft, gegenüber der siegreichen Leidenschaft, Frau v. A., ohne daß man jedoch genau wissen konnte, ob sie das in der Erinnerung an eine erlittene Niederlage that oder in der Hoffnung auf eine neue. Ganz der entgegengesetzten Meinung war die Geheimräthin: sie sprach mit Nachdruck und Geist, einmal aus Ueberzeugung, dann auch, weil ihre achtzehnjährige Tochter bei der Unterhaltung anwesend war. Von allen Personen, welche sich in dieser Gesellschaft befanden, verhielten sich nur zwei schweigend: ein junger Arzt, welcher, vor nicht langer Zeit von Warschau gekommen, in jener Gegend sich angekauft hatte, und seine Frau. Kaum hatten sie einige Monate an den Ufern des Horyn zugebracht, und schon fanden Beide überall die freundlichste Aufnahme, er als ein angesehener Arzt, der seine Kunst und die Menschen liebte, sie als eine schöne, höchst anmuthige, sehr gebildete, in Betragen und Umgangsformen musterhafte Frau. Seit ihrer Verheirathung war kaum ein Jahr verflossen, und das Leben stand für sie noch in voller Blüte; so sah man

sie denn auch immer nur zusammen und stellte sie als ein Muster ehelicher Eintracht und Zärtlichkeit auf. Das Gut, welches Doctor Kaminski in der Nachbarschaft der Geheimräthin gekauft hatte, sollte bald die Zierde der ganzen Gegend werden; denn einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte verwandte er auf die Verschönerung desselben, auf Beseitigung des Anblickes von Noth und Elend, auf Verbesserung der Lage seiner Leute. Aus solchen Beschäftigungen hatte ihn und seine Frau heut ein Billet von Fräulein Sophie mit einer Einladung für den Mittag in das Haus der Geheimräthin geführt. An dem nämlichen Tage hatte Diese die traurige Nachricht von dem raschen, übereilten Schritte ihrer Tochter erhalten, und so war er denn auch den Rest des Tages dort geblieben als Arzt und als Nachbar. Während des ganzen Laufes der Unterhaltung, zu welcher jene Unüberlegtheit der jungen Frau die Veranlassung gegeben, hatte er auf einem niedrigen, bequemen Sopha an der Seite seiner Frau gesessen, ihre Hand gehalten, mit ihrer Schärpe gespielt. Dabei hatte er aber doch aufmerksam zugehört — bisweilen flog über seine Mienen ein Lächeln, wenn Frau v. A. sprach, bisweilen gab er durch ein leises Nicken seine Zustimmung zu den Worten der ehrwürdigen leidenden Hausfrau zu erkennen. Als die Debatte den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erreicht hatte, beugte sich der Doctor zum Ohr seiner Frau, flüsterte ihr einige Worte zu und erhob sich. Sie richtete auf ihn einen Blick ihres tiefdunkelblauen Auges, senkte das schöne, mit glänzenden Locken geschmückte Haupt, stützte es in die Hand und folgte mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe seinen Bewegungen.

Meine Herrschaften! sprach der Doctor, indem er mitten unter die Streitenden trat, ich habe Ihrer Unter=

redung lange zugehört, und auf der einen Seite sehe ich wenigstens guten Glauben, obgleich ich nicht sagen kann, daß alle Beweise überzeugend auf mich gewirkt. Der Gegenstand Ihrer Unterhaltung ruft in mir die Erinnerung wach an schmerzliche und doch zugleich süße Augenblicke, deren Mittheilung wohl die Auflösung des vorliegenden Problems bringen dürfte. Ich will Ihnen schlicht und aufrichtig die Thatsache berichten, wenn Sie noch einen Fall mehr kennen zu lernen wünschen, auf welchen sich das fernere Für und Wider stützen kann.

Bitte, bitte! riefen Alle. Die Geheimräthin fügte mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der ihr kummervolles Gesicht verschönte, hinzu: Ach! Sie wissen ja recht wohl, wie gern ich Ihnen zuhöre, wenn Sie reden oder vorlesen. Außerdem aber sagt mir eine gewisse Ahnung, Sie werden mir beistehen und Alle überzeugen, daß ich nicht bloß deßwegen die Partei der Vernunft ergreife, weil ich alt bin.

Frau v. A. hatte eine andre Hoffnung; Stanislaw fühlte in Voraussicht eines Kampfes die Gewißheit in sich, daß er ihn würde aufnehmen können; Alle, wenn auch nur deßhalb, weil sie von einer interessanten Erzählung einen Zeitvertreib für den langen Abend hofften, nahmen das Anerbieten des Doctors mit Dank an. Sie saßen also ruhig da: Sophie am Bett ihrer Mutter, Frau v. A. Stanislaw gegenüber, der Doctor in der Mitte gegenüber dem Bette der Räthin, seine Frau behielt ihren Platz auf dem Sopha, die Andern ließen sich hier und dort nieder.

Schöne Geschichten werden Sie da zu hören bekommen! sagte Frau v. A. zu der Gattin des Arztes. Auf dem Gesichte der jungen Frau zeigte sich ein wundersames Lächeln, doch nur für einen Augenblick. Kaum

bemerkte es Jemand. Der Doctor jedoch sprach mit einem innigen Blick auf seine Frau:

Meine Frau kennt alle meine Gedanken und Gefühle. Ueberhaupt ist das eine alte Geschichte und kann mir in ihrem Herzen nichts schaden. Es ist kaum ein Jahr her, seit wir verheirathet sind, und was ich erzählen will, hat sich im Jahre 1828 zugetragen — also schon vor zehn Jahren.

Nachdem ich 1825 meine Universitätsstudien in Wilna beendet hatte, ließ ich mich als praktischer Arzt in Podolien nieder. Zwei Jahre vergingen mir schnell und angenehm. Im dritten aber hatte ich eine schwere Krankheit zu bestehen und beschloß dann, zu meiner Erholung und Kräftigung den ganzen Sommer in Odessa zuzubringen. Im Mai reis'te ich ab. Nach mehrstündiger Fahrt an den Ufern des Boh entlang hatte ich mich an diese menschenleere Ebene gewöhnt, mich befreundet mit dieser grünen, blumigen, duftenden Einöde, wo das Auge sich im unbegrenzten Raume verliert und der Gedanke frei und fessellos ins Unendliche dahinschweift. Am vierten Tage erblickte ich vor mir am Horizonte einen dunkeln Streifen, der stets mehr hervortrat, wie eine zweite Steppe in der Ferne. Das war das Meer, ein zweiter unbegrenzter Raum. Von diesem dunklen Hintergrunde hoben sich nach und nach die weißen Thürme und Häuser des am Strande sich hinziehenden Odessa ab, und etwas nach links traten die scharfen Spitzen unzählbarer Masten hervor, die, je näher ich kam, stets mehr dem Auge sich geschmückt zeigten mit dem Spitzengewebe des Tauwerkes, den Schleiern ihrer Segel, den buntfarbigen Bändern und Schleifen ihrer Wimpel und Flaggen. Der Anblick einer schönen, volkreichen Stadt macht, wenn man Tage lang durch die Einöden der Steppe gereis't, einen über=

raschenden, überwältigenden Eindruck. Mich erfreute und ergriff er mächtig, so daß ich mehrere Tage bloß dazu verwandte, mir die Straßen, die Paläste, die Kaufhallen, den Hafen, die Schiffe in ihm und was sonst noch Merkwürdiges war, anzusehen, um später mit freierem Geiste daran gehen zu können, den ersten Eindruck — kritisch zu beleuchten.

Erst am fünften Tage nahm ich mir vor, einige Empfehlungsbriefe abzugeben und die für mich nöthigen Bekanntschaften zu machen. Ich wollte mit zwei Briefen an die beiden hervorragendsten Aerzte Odessa's beginnen, einmal um Beziehungen anzuknüpfen, die in unsrem Fache immer vortheilhaft sind, dann auch um wegen meiner eigenen Gesundheit mir Rath zu holen. Doctor R., an welchen ich zuerst einen Empfehlungsbrief abgeben wollte, war mir wenigstens durch den Ruf von seiner Tüchtigkeit nicht unbekannt. Er war schon ziemlich bejahrt, aber Jeder, bei dem ich mich nach ihm erkundigte, sprach von ihm als einem vielbeschäftigten, aufopfernden, in jeder Beziehung ausgezeichneten Arzte. Doctor R. bewohnte sein eigenes Haus in einer nicht gerade sehr belebten, aber auch vom Mittelpunkte der Stadt nicht zu entfernten Straße, und weil er allgemein bekannt war, fiel es mir auch gar nicht schwer, seine Wohnung zu erfragen. Nachdem man sie mir gewiesen, trat ich in eine Einfahrtshalle, in welcher rechts die Treppe nach dem obern Stockwerk sich befand, zur Linken Thüren zu Wohnungen im Erdgeschoß führten; vor mir sah ich den Hof, in dessen Mitte eine große, von einem hübschen Gitter eingefaßte Anlage von Bäumen und Ziersträuchern, alle herrlich grünend und blühend, sich befand. Wie ich mich nun nach Jemand umsah, den ich hätte fragen können, nach welcher Seite ich mich zu wenden hätte,

trat aus dem Hofe unter das Thor ein junges und schönes weibliches Wesen, unbedeckten Hauptes, in einem blauen, seidnen Hauskleide, einen weißen Kragen um den Hals, eine Rose in der Hand. Ich erinnere mich so, als ob es vor einer Minute gewesen wäre, an diese leichten und zierlichen Bewegungen, an das anmuthige und bescheidene Auftreten, an diesen Ausdruck ihres Gesichtes und ihrer Augen, wie ihr Blick auf den Unbekannten fiel.

Hören Sie, wie gut er das Alles behalten hat? sagte Frau v. A. zu der Frau des Doctors, indem sie sich zu ihr setzte.

Ach, das ist schon sehr lange her, antwortete diese, und wiederum lief ein melancholisches Lächeln über ihr schönes Gesicht. Der Doctor sah auf seine Gattin mit einem Blicke, der um Verzeihung zu bitten schien, und fuhr in seiner Erzählung fort.

Als ich über die schöne Erscheinung betroffen dastand und nicht wußte, was ich sagen sollte, richtete die Dame mit klarer, anmuthiger Stimme die Frage an mich: Suchen Sie Jemand in diesem Hause?

Ich wünschte Herrn Doctor R. zu sprechen, antwortete ich.

Dann bitte ich, mir zu folgen. Nach diesen Worten stieg sie behend die Treppe hinan und ich betrat hinter ihr ein geräumiges, geschmackvoll und bequem eingerichtetes Gemach. Dort holte ich meinen Brief hervor und überreichte ihr denselben mit den Worten: Sie haben wohl die Güte, mein Fräulein, diesen Brief an Ihren Herrn Vater abzugeben. — Bei diesen Worten lächelte sie, sofort jedoch nahm ihr Gesicht einen ernsten, fast traurigen Ausdruck an. Sie nahm den Brief aus meiner Hand und öffnete die Thür nach einem rechts gelegenen Zimmer.

Nachdem sie einen Blick dort hinein gethan, wandte sie sich zu mir und sprach: Mein Mann ist nicht zu Hause. Ich war etwas im Gärtchen und habe sein Ausgehen nicht bemerkt. Ich muß also um Verzeihung bitten, daß ich Sie vergebens die Treppe heraufbemüht habe. — Alles dies sprach sie mit gesenkten Augen und ohne auch nur ein einziges Mal mich anzublicken. Da ich keine Antwort gab, verwirrt, wie ich war, und gleichsam bezaubert von ihrer Gestalt und Stimme, schlug sie ihre schönen blauen Augen zu mir auf und fügte hinzu: Um drei Uhr ist mein Mann immer zu Hause. Aber von wem soll ich ihm sagen, daß dieser Brief gebracht worden? — Ich nahm eine Visitenkarte hervor, überreichte sie ihr und empfahl mich mit respectvoller Verbeugung.

Langsam stieg ich die Stufen hinab, mißgestimmt und ärgerlich. Es war mir verdrießlich, daß ich sie als Tochter des Herrn R. angeredet. Ich fürchtete, sie könnte dies als ein unpassendes Compliment auffassen und mich für einen Menschen ohne Zartgefühl halten, der seine Bekanntschaft mit einer faden Galanterie anfangen wollte. Das ging so eine Zeit lang fort, daß ich mir bald Vorwürfe machte, bald mich wieder vor mir selbst rechtfertigte — und als ich die ganze Sache vergessen, mich durch etwas Anderes zerstreuen wollte, kam ich doch auch wider Willen stets von Neuem auf diese Gedanken zurück, die mir ihr Bild immer wieder hervorriefen, so deutlich, so ausdrucksvoll, mit diesem flüchtigen Lächeln und noch mehr mit diesem Ausdruck von Ernst und Schwermuth, in welchem ich ihren Seelenadel und zugleich den geheimen Kampf ihres Herzens in einer nicht zusagenden Ehe zu lesen glaubte.

Es ist eine wichtige Wahrheit, daß Nichts ganz vergeblich geschieht. Es giebt keine Unüberlegtheit, die nicht

ihr Ziel fände, ihre Folgen hätte, kein anscheinend noch so leichthin und in den Wind gesprochenes Wort, das nicht den Keim legte zu irgend einer süßen oder bittern Frucht. Als ich aus Podolien abreis'te und von meinem Nachbar, dem Präsidenten Sulicki, mich verabschiedete, sagte dieser höchst verehrungswürdige Mann, indem er mir den Brief an Doctor R. übergab, zu mir: Den braven Alten, an den ich Sie hierdurch empfehle, werden Sie herzlich lieb gewinnen — es ist ein alter Freund von mir, ein gelehrter Mensch von ausgebreiteter, segensreicher Thätigkeit — aber nach einer andern Seite hin, fügte er lächelnd hinzu, geben Sie Acht auf Ihr Herz!

Das geschah, als ich schon im Wagen saß, ich hatte keinen Grund und keine Lust, ihn nach der Ursache dieser Mahnung zur Vorsicht auszufragen. Jetzt fiel mir das wieder ein, ich konnte gar nicht aufhören, mir Gedanken darüber zu machen, und die Folge davon war, daß das Bild der Frau R. anstatt zu verblassen, nur noch deutlicher und stärker sich mir ins Gedächtniß prägte. Ich befand mich in übler Laune und war nicht aufgelegt, an diesem Tage noch mit andern Besuchen mich zu befassen. Ich ging also geradewegs auf die Boulevards, ließ mich dort unter den Akazien auf einer Bank nieder und schaute, einsam und träumerisch, hinaus auf das Meer. Es war still und friedlich, nur am Ufer schlug Welle auf Welle leise an den Sand und die bunten Muscheln. In seiner Tiefe war es ruhig, in deren grundlosem Schooße so viel Leben sich regt, so viele uns unbekannte Beweglichkeit herrscht. Es kann nichts Schöneres geben als die Oberfläche des schwarzen Meeres in den Zeiten, wo es bei guter Laune und friedlich gestimmt ist. Seine grünliche Farbe geht an den Ufern unmerklich in die Farbe des Himmels über, und an der äußersten Grenze

des Blickes verschwimmt es mit den Wolken in Lilafarbe und bildet mit ihnen ein endloses Ganzes. Das rege Leben am Gestade, die mannichfaltigen Trachten, das Gewirr verschiedenartiger Sprachen bildet einen wunderbaren Contrast zu dem Frieden dieser unergründlichen Tiefe, auf welcher hin und wieder ein weißes Segel hingleitet oder veilchenfarb der Schatten einer am Himmel schwebenden Wolke sich abspiegelt. Wie lange ich dort gesessen, weiß ich nicht — was ich gedacht, daran kann ich mich auch nicht erinnern — ich weiß nur, daß durch das Gewebe all dieser Träumereien sich wie ein goldner Faden die Erinnerung an eine anmuthige, liebe Gestalt hindurchzog, deren Bild ich nicht los werden konnte und — was noch schlimmer ist — nicht los werden *wollte*. Ich sage heut nicht, daß ich übel daran gethan, meinen Gedanken die Beschäftigung mit diesem Bilde zu gestatten; denn geheimnißvoll sind die Wege unseres Lebens. Aber der Ausgang, den die Zukunft ihnen gegeben, darf nicht in Anschlag gebracht werden bei der Beurtheilung unseres Thuns und unserer Empfindungen, und damals mußte ich bei Erwägung meiner Lage, wie sie war, diese unhaltbaren Phantasieen, diese mit meinen Ansichten von der Heiligkeit fremden Glückes und Friedens so unvereinbaren Regungen meines Gefühls für Leichtfertigkeit und Sünde halten. Ich ernüchterte mich also gewaltsam, rief meine ganze Charakterfestigkeit zu Hülfe und entfernte mich von dieser gefährlichen Stelle, die noch gefährlichere Phantasieen entflammte und nährte. Meine Uhr zeigte gerade die dritte Stunde. Dennoch ging ich nicht zu Doctor R. und beschloß überhaupt nicht hinzugehen oder doch erst später, wenn ich mein Herz besser erforscht und, wie ich hoffte, zum Vergessen gebracht.

An demselben Abende ging ich ins Theater, wo

gerade eine neue Oper aufgeführt ward. Die italienische Oper langweilte mich . . .

Schon war der erste Act fast vorüber, da erblickte ich in einer Loge Frau R. Die Logen in Odessa sind so eingerichtet, daß die Damen, selbst wenn sie es nicht wollten, große Sorgfalt auf ihre Toilette verwenden müssen, um sich nicht zu schlecht zu präsentiren. Sie sind dort, wie ein Bild im Rahmen, fast ganz den Blicken ausgesetzt. Auch in dem Anzuge der Frau R. sah ich guten, feinen Geschmack, und doch wie sehr unterschied sie sich von ihren aufgeputzten und decolletirten Nachbarinnen! Bescheidenheit und Herzensunschuld drückten sich unverkennbar in diesem Anzuge aus und ließen sie um so schöner und gewinnender erscheinen, je weniger sie daran dachte, schön und gewinnend sein zu wollen. Nur verstohlen blickte ich nach ihr hin. Sie sah mich nicht oder that so, als sähe sie mich nicht. Sie hörte gespannt zu, in den Zwischenacten war sie nachdenklich und ernst gestimmt — und diese würdevolle Schwermuth in der ganzen Haltung der zwanzigjährigen Frau, daneben das graue Haupt ihres Mannes, verstärkte mein träumerisches Sinnen, meine Traurigkeit. Als Herr R. die Loge verließ, trat ein junger Mann ein; sie erwiderte seinen Gruß mit artigem Kopfneigen, ohne doch im geringsten ihre würdevolle und anmuthige Haltung zu verändern. Die Logenbesuche in den Zwischenacten sind eine ganz gewöhnliche und sehr gleichgültige Sache; aber doch war für mich die Erscheinung jenes jungen Mannes der Anstoß zu einer neuen Reihe sinnender Träume. Je peinigender diese für mich waren, um so mehr überzeugte ich mich, wie tief ergriffen ich war, wie viel ich an mir selbst arbeiten müßte, um dies in mir aufkeimende Gefühl, ein Gefühl, wie ich es noch nie gekannt, ein Gefühl,

das mich ganz neue Geheimnisse des Lebens, ganz ungekannte Wandlungen von Glück und Schmerz ahnen ließ, siegreich zu überwinden. Ich verließ das Theater vor Beendigung des Stückes mit dem festen Vorsatze, auf die Bekanntschaft des Doctor R. zu verzichten.

Einige Tage später lernte ich einige meiner Collegen, dortige Aerzte, kennen. Alle fragten mich, ob ich bei Herrn R. gewesen. Ich gab nur halbe, ausweichende Antworten, weil ich mich einigermaßen schämte, dem in so allgemeiner Achtung stehenden Nestor meines Faches meine Huldigung noch nicht dargebracht zu haben. Aber ich fühlte mich nicht stark genug. Obgleich es mein unerschütterlicher Vorsatz war, nicht zu unterliegen, nicht zu zeigen, was in meinem Herzen vorging, sah ich doch sehr wohl, daß das ein schwieriger, ein schmerzlicher Kampf sein würde. Ein unerklärlicher, unaussprechlicher Reiz zog meine Gedanken im Traume und im Wachen immer nach einem und demselben Bilde.

So verging eine ganze Woche.

Und Sie gingen nicht hin? fragte Herr Stanislaw.

Jeden Tag um die dritte Stunde sah ich lange auf die Uhr — und ging nicht hin. Aber ich bitte die Herrschaften um Entschuldigung — es scheint mir, ich werde zu weitschweifig.

Reden Sie nur weiter, Herr Doctor! lassen Sie auch den kleinsten Umstand nicht weg. Wir hören mit gespannter Theilnahme, sagte die Geheimräthin — und du, lieber Stanislaw, magst noch aufmerksamer zuhören als wir Alle!

Eines Tages, fuhr der Doctor fort, als ich aus der katholischen Kirche trat, gestärkt und beruhigter, erblickte ich einen guten Bekannten, den Adelsmarschall des Winnicer Kreises. Er kam schnell auf

mich zu und rief: Gott sei Dank, daß ich Sie gefunden habe! Erst heut erfuhr ich, daß Sie hier sind, und suche Sie seit zwei Stunden. Kommen Sie, kommen Sie, lieber Doctor! erbarmen Sie sich meiner.

Um was handelt es sich? fragte ich.

Vor drei Tagen bin ich nach Odessa gekommen. Unterwegs ist mir mein Franz krank geworden und heut steht es schon schlimm mit ihm. Wir sind in Verzweiflung. Ich habe die hiesigen Aesculape zusammengerufen, aber zu Ihnen und zu unserer Wilnaer Schule habe ich mehr Vertrauen als zu den hiesigen Deutschen und Franzosen. Sie kennen meinen einzigen Sohn — schon einmal hatte ich Ihnen seine Rettung zu verdanken. Kommen Sie, erbarmen Sie sich!

Ich drückte dem Marschall die Hand, und wir machten uns rasch auf den Weg.

Nachdem ich die beiden Aerzte, die ich im Hause schon antraf, begrüßt, betrachtete ich den Kranken und fing an, die in Thränen aufgelös'te Mutter zu trösten, die mir zum Danke dafür fast um den Hals fiel, so war sie durch die unheilverkündenden Mienen meiner Collegen in Angst versetzt worden. Es waren das Leute von einer ganz anderen Schule als die unsrige. Ich verargte es ihnen nicht, daß sie sich in der Diagnose geirrt, aber verzeihen konnte ich ihnen nicht diese gelehrten und unglückverheißenden Grimassen, die man uns angehalten hatte als eine tadelnswerthe, der wahren Wissenschaft unwürdige Manier zu betrachten. Mit deutlichem Ausdruck meiner Mißbilligung fragte ich: Warten wir noch auf Jemand?

Herr R. soll jeden Augenblick kommen, antwortete der Eine — von ihm machen wir unsre definitive Entscheidung abhängig.

Kurz darauf öffnete sich die Thür, und der stattliche, alte Herr trat ein. Sein Haar schien mir noch grauer, seine Gesichtsfarbe jedoch recht frisch. Langsam und still trat er ein, machte Allen eine verbindliche Verbeugung und näherte sich dem Kranken mit dem Ausdrucke sanfter Freundlichkeit, welcher dem Leidenden Beruhigung, seiner Umgebung Vertrauen und Hoffnung einflößte. Ich konnte kein Auge von ihm verwenden, einen solchen Eindruck machte seine Gestalt auf mich, so sprach seine Stimme mich an. Der eine Arzt begann seine Ansichten, seine Auffassung und Behandlung der Krankheit darzulegen. Der zweite hatte eine etwas abweichende Meinung, und beide suchten nun vor Herrn R. wie vor einer höheren Instanz ihre Ansichten, ihre Behandlungsweise zur Geltung zu bringen. Der Alte schwieg, die Hand des Kranken in der seinen haltend, doch auf seinem Gesichte konnte ich Zweifel und Mißbilligung des von Beiden Vorgebrachten lesen. Ich näherte mich ihm und fing an meine Meinung, die sich auf meine Kenntniß der Constitution und des Temperamentes des Knaben stützte, zu entwickeln. Anfangs verwunderte sich Herr R., der mich jedenfalls für einen Laien gehalten hatte, dann begann er mir mit einer Aufmerksamkeit zuzuhören, welche meine Zuversicht erhöhte, bisweilen lächelte er und gab durch ein Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen; als ich fertig war, ergriff er meine Hand und sprach: Sie sind gewiß Herr Kaminski?

Der bin ich, gab ich zur Antwort.

Ich muß mich über Sie beklagen, fuhr er fort, daß Sie mir schon eine ganze Woche lang eine so liebe Bekanntschaft vorenthalten. Hätten Sie auf Ihre Karte geschrieben, wo Sie wohnen, so hätte ich Sie schon längst aufgesucht. Ich bin überzeugt, Sie werden Ihren Fehler

wieder gut machen. Aber nun setzen Sie sich, schreiben Sie das Recept, ich werde es unterschreiben. Beschämt machte ich ihm eine Verbeugung, er ging zu der Mutter, nahm neben ihr Platz und begann sie zu trösten und zu beruhigen. Ich wußte selbst nicht, was ich thun sollte. Einer von den Aerzten wollte etwas reden, aber da erhob sich Doctor R., nahm eine ungewöhnlich ernste Miene an und sagte in lateinischer Sprache: Meine Herrn Collegen! Dieser junge Mann kennt die Natur des Kindes dort und seine Krankheit besser als wir, lassen Sie ihn nur machen! — Da reichte mir der Arzt die Feder. Ich schrieb das Recept, Herr R. sah es durch, unterschrieb es, die Andern desgleichen. Als sie sich entfernt hatten, wandte sich der Alte an den Vater und sprach: Schicken Sie ihnen das Honorar und sie mögen sich nicht ferner bemühen. Um das Leben Ihres Kindes können Sie unbesorgt sein, dieser Herr wird es curiren. Sollte etwas Ungewöhnliches eintreten, dann lassen Sie es mich wissen. Was in meinen Kräften steht, werde ich thun — im Uebrigen wird Gott und die Natur helfen. Bis jetzt aber haben Sie jedenfalls nicht den geringsten Grund, sich zu ängstigen oder zu verzweifeln. Nicht wahr, Herr College?

So scheint es mir, sprach ich — und ich habe es auch schon der Frau Marschallin gesagt.

Und das war in der Ordnung. Lüge in jeder Gestalt ist etwas Widerwärtiges. Ich verachte einen Arzt, der von einer geringfügigen Sache ein großes Wesen macht, um seine Geschicklichkeit, sein Verdienst recht leuchten zu lassen. Jetzt empfehle ich mich den Herrschaften. Sie jedoch, lieber College, erwarte ich morgen um drei Uhr zu Mittag.

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Ich hatte keine Möglichkeit, keinen Vorwand, die Einladung abzulehnen. Am andern Tage machte ich mich also um drei Uhr mit klopfendem Herzen, von Furcht und Freude erregt, auf den Weg.

Aha, sehen Sie, mein Herr! rief wie triumphirend Frau v. A.

Und was siehst du denn dabei, Marie? fragte die Hausfrau. Mußte er denn nicht gehen? Es wäre doch sonst unartig und lächerlich von ihm gewesen.

Herr R., fuhr der Doctor fort, empfing mich mit der vollen Herzlichkeit eines alten Bekannten. Frau R., schöner als je, wies mir mit freundlichem Nicken einen Stuhl an. Bei meinem Eintritt kam es mir vor, als belebte ein leichtes Erröthen ihr Gesicht. Später schämte ich mich dieses anmaßenden Gedankens, da sie den ganzen Abend über so ruhig war, eine so natürliche, gleichmäßige Höflichkeit zeigte, daß ich auch nicht eine Spur weder von Abneigung, noch von Zuneigung wahrnahm. Daß ich eine ganze Woche lang mit meinem Besuche gezögert, davon ward nicht die geringste Erwähnung gethan. Das Gespräch erging sich in Allgemeinheiten, über die Stadt, ihre Eigenthümlichkeiten, die dort herrschenden Krankheiten, über unsre Landsleute, die hergekommen waren um der Bäder, ihres Vergnügens, ihrer Geschäfte willen. Nur ein wenn auch an und für sich ganz unbedeutender Umstand rief aufs Neue jene Träumereien hervor, aus deren Gewebe ich mich herausreißen, die ich ganz hatte verscheuchen wollen. Am Fenster hinter der Gardine stand eine einzelne Rose. Schon neigte sie ihr welkendes Haupt, ihre Blätter fielen ab, aber man sah, daß sie sorgfältig gepflegt war. War es dieselbe, welche ich vor einer Woche in ihrer Hand gesehen? — Für meine Phantasie genügte es, diesem Gedanken nachzugehen und

mir einzubilden, daß Frau R. sie als ein Erinnerungszeichen aufbewahre und sie täglich mit frischem Wasser versorge, damit sie länger dauere, und daß sie wenigstens dann jedesmal auch an mich denke, der ich sie nie vergessen könne, der mit ihrem Bilde einen hartnäckigen Kampf kämpfe. — Als wir vom Tische aufstanden, drückte mir Herr R. die Hand und sprach: Lieber Herr! ich bitte, betrachten Sie sich hier als zu Hause, nicht als Gast. Wir essen regelmäßig um drei Uhr, und dort ist Ihr Couvert und Ihr Platz, der immer für Sie bereit sein wird. Kommen Sie nicht, so wird er unbesetzt bleiben.

Von da ab begann für mich die Zeit eines schmerzlichen und doch zugleich auch wonnereichen Kampfes. Anfangs ging ich nur jeden dritten und vierten Tag hin. Als ich inne ward, daß ich in ihrer Gegenwart ruhiger war und mehr Gewalt über mich selbst hatte, als wenn ich sie nicht sah, fing ich an fast täglich hinzugehen; es ist das der gewöhnliche Selbstbetrug, der gewöhnliche Hinterhalt, in welchem die Leidenschaft unserer Ruhe, unseren festesten Vorsätzen auflauert. Mich ermuthigte besonders der Umstand, daß ich in ihrem Benehmen, ihrer Stimme, in dem Ausdrucke ihres Gesichtes keinerlei Veränderung bemerkte. Dieselbe Artigkeit gegen mich, dieselbe gemessene Ruhe in jedem Worte, in jeder Bewegung; dieselbe Herzlichkeit gegen ihren Gemahl, dieselbe liebevolle Aufmerksamkeit auf jeden seiner Winke. Herr R. war mir dankbar, als hätte ich ihm irgend welche Gunst erwiesen; diese seine Güte, diese, ich kann wohl sagen, väterliche Zuneigung brachte eine sehr wohlthätige Wirkung auf mich hervor. Sein Alter, seine Gediegenheit, sein Vertrauen verliehen ihm eine gewisse Hoheit, die meine Leidenschaft in Schranken hielt. Trotz

alledem aber war es im Verlaufe dieser Woche, ungeachtet der größten Anstrengung, mir bisweilen unmöglich, mich nicht zu verrathen und nicht zu sehen, daß Frau R. das Geheimniß meines Herzens durchschaut hatte und mir für die Gewalt, die ich mir anthat, dankbar war. Ein kleines Ereigniß bestärkte mich in diesem Gedanken und enthüllte uns zugleich unser gegenseitiges Geheimniß deutlicher. Eines Tages hatten wir uns eben in der besten Laune und zu munterem Gespräche recht aufgelegt zu Tische gesetzt, als Herrn R. ein Billet gebracht ward, in welchem ein Mann ihn um schleunige ärztliche Hülfe für seine tödtlich erkrankte Frau bat. Bei wichtigen Vorfällen ließ er sich nicht durch Müdigkeit, nicht durch Hunger zu Hause zurückhalten; so erhob er sich auch jetzt sofort und ging aus. Wir blieben zum ersten Male allein mit einander. Augenblicklich war unsere gute Stimmung verschwunden, und es herrschte ein beklommenes Schweigen. Lange Zeit wagte ich nicht aufzusehen und that so, als nähme die Befriedigung meines Appetits meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Als ich doch einmal einen Blick auf Frau R. richtete, gewahrte ich, daß alles Roth von ihrem Gesichte wich. Lebhaft erschreckt und wieder von der Hoffnung durchzuckt, welche ich in mir zu unterdrücken versucht hatte, gewann ich doch hinlängliche Fassung und fing eine Unterhaltung an — die aber jeden Augenblick abriß. Die Speisen wurden fast unberührt vom Tische fortgetragen. Sobald das Essen vorüber war, schützte ich ein unaufschiebbares Geschäft vor und ging weg. Sie nöthigte mich nicht zum Bleiben, was sie in der Regel that, wenn ihr Mann zugegen war und ich meinen Aufbruch beschleunigen wollte. Ich sah es jedoch ihrem Auge an, daß sie mir für meine Eile dankbar war.

Einige Wochen später hatte der Sohn des Marschalls seine vollständige Gesundheit wieder erlangt; ich beschloß jedoch noch einmal Herrn R. zu Rathe zu ziehen wegen seiner Bekanntschaft mit dem Seeklima und überhaupt wegen seiner reichen Erfahrung; er sollte den Kranken sich noch einmal ansehen und in Gemeinschaft mit mir die ferneren Verhaltungsmaßregeln vorschreiben. Nach zehn Uhr Morgens fuhr ich bei ihm vor, um seine Begleitung mir zu erbitten. Ich trat in das Empfangszimmer. Dort hatte Frau R. ihren Platz auf dem Sopha, und nahe dabei saß auf einem Stuhle jener junge Mann, welchen ich im Theater in ihrer Loge gesehen hatte. Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie dieser Anblick mich verwirrte, peinigte, verletzte. Ich hatte sie in meinen Gedanken so hoch gestellt, ihr eine so reine Hochachtung gewidmet, jeden meiner Schritte sorgfältig abgemessen, jedes Wort genau überlegt, jeden Blick in strenger Hut gehalten, um keinen Schatten auf ihr reines Bild zu werfen — und das Alles auf Kosten meiner Gesundheit, meines Schlafes, meiner Seelenruhe; und sie sollte einem jungen Menschen, dessen Blick und ganze Gestalt eine auffallende Selbstgefälligkeit und Keckheit verrieth, eine dreiste Bewerbung gestatten! Ein unsagbarer Schmerz durchzuckte meine Brust; ich trat einige Schritte näher, war aber nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Frau R. ward das gewahr. Sie mußte meinen Zustand begreifen, denn das Auge einer Frau ist scharf, und unser Gesicht, welche Maske es auch immer vornehmen mag, ist für sie kein unverständliches Buch. Sie erhob sich rasch von ihrem Sitze, trat mit dem Ausdrucke ungewöhnlicher Freundlichkeit an mich heran, reichte mir die Hand und sprach: Was ist Ihnen, lieber Freund? Steht es mit Ihrem Kranken schlimmer? Mein Mann

ist in seinem Zimmer, vielleicht wollen Sie ihn sprechen? Diese ihre Theilnahme, die Benennung „lieber Freund“, die Gewißheit, daß Doctor R. in der Nähe war, gossen lindernden Balsam in meine quälende, brennende Wunde. Ohne es zu wissen, drückte ich ihre Hand lebhafter, ließ diese aber sofort fahren, als ich ein zartes Erröthen auf ihrem Gesicht bemerkte. Ich dankte ihr für ihre freundliche Theilnahme, und indem ich meine Aufgeregtheit der ermattenden Wirkung der Seebäder und der Treppe (die übrigens sehr bequem war) zuschrieb, empfahl ich mich und trat in das Arbeitszimmer des Doctors. Dorthin kam auch sie hinter mir her und sagte: Sieh nur, lieber Mann, wie blaß Herr Kaminski aussieht; offenbar sind ihm die Seebäder nicht zuträglich, obgleich ihr meint, das sei gerade ein gutes Zeichen, wenn sie schwächend wirken. Herr R. lachte über diese Bemerkung seiner Frau, und dieser sah ich es wohl an, daß sie an meine Mattigkeit nicht glaubte. Sie trat nun an ihren Mann heran und fragte: Warum lässest du mich denn mit dem Herrn dort allein?

Er ist mir langweilig, antwortete R.

Mir ist er noch langweiliger. Kaum warst du hinausgegangen, da fing er an mit gedämpfter Stimme zu sprechen und in schrecklichen Redefiguren, von denen er zu wünschen schien, daß ich sie durchaus begreifen sollte.

Ist er noch da?

Ja freilich und er denkt nicht daran fortzugehen. Mit diesen Worten verließ uns Frau R., nachdem sie noch einen scharfen Blick auf mich geworfen, als wollte sie erspähen, ob ich verstanden hätte, weßhalb sie mir nachgekommen. Ich selbst wußte nicht, was ich denken sollte — ich war verwirrt, zerstreut und gab Herrn R.

nur halbe Antworten. Doch nach einiger Zeit kam ich zur Besinnung, rief die ganze Energie, deren ich fähig war, zu Hülfe und theilte ihm mit, weßhalb ich gekommen.

Als wir das Empfangszimmer betraten, sagte R. zu jenem jungen Manne: Für Ihre Krankheit, mein Herr, ist eine nützliche und ernste Beschäftigung die beste Arzenei. Bis zwölf Uhr arbeiten und lesen wird das Beste sein. Morgenstunde hat Gold im Munde, sagt ein deutsches Sprichwort. Ein anderes Recept vermag ich Ihnen nicht zu schreiben. — Mit diesen Worten verneigte er sich gegen den bestürzten Jüngling. Als wir nun gehen wollten, trat Frau R. mit dem deutlichen Ausdruck von Freude an ihren Mann heran und, wie zur Verabschiedung, küßte sie seine Hand. Er küßte sie auf die Stirn, und wir verließen sie alle Drei zusammen.

Als wir Beide im Wagen saßen, sagte R. zu mir: Das ist einer von diesen reichen Taugenichtsen, die meinen, jeder jungen und schönen Frau, besonders wenn sie einen alten Mann hat, die Cour machen und den Kopf verdrehen zu können. Wenn ich die Macht hätte, würde ich solchen Herren eine ganz gewaltige Abgabe zum Besten wohlthätiger Stiftungen auflegen — und wenn auch das noch nicht wirkte, würde ich sie eine Zeitlang in ein besonderes Correctionshaus einsperren, da müßten sie Federn schleißen, Strümpfe stricken und alte Socken stopfen. Das würde mehr Nutzen stiften, als ihre albernen Duelle. Dieser Geck thut mir mehr Böses an, als er vielleicht selbst denkt. Nicht etwa, als ob ich des Herzens meiner Frau nicht sicher wäre, aber was ist leichter, als eine junge Frau ins Gerede zu bringen? Im Theater sucht er uns in der Loge auf, auf den Spaziergängen weiß er sie überall zu finden — und das

genügt bei uns, wo man Schlimmes so leicht glaubt, um Veranlassung zu Schwätzereien zu geben, besonders den Damen, die mit aller Gewalt von sich reden machen möchten, aber es schon nicht mehr vermögen. Heut hat er es das erste Mal gewagt, zu einer ungewöhnlichen Stunde zu mir zu kommen, gewiß weil er mich nicht anzutreffen dachte. Da er nun aber mich erblickte, wußte er nicht, was er sagen sollte, und fing an, mich wegen seiner Gesundheit zu consultiren. Ich zuckte die Achsel mit einem Blicke auf seine Gesichtsfarbe und seine breiten Schultern. Es thut mir doch leid, daß ich ihm nicht Ricinusöl oder Glaubersalz verordnet habe. Indessen hege ich die Hoffnung, daß auch das Recept, welches ich ihm verschrieben, seine Wirkung thun wird.

Alles, was ich an diesem Tage gesehen und gehört, rief in mir peinigende Gedanken und schwere Seelenkämpfe hervor. Ihr Benehmen schien mir eine doppelte Erklärung zuzulassen. Einerseits kam es mir vor, als hätte sie sich vor mir rechtfertigen und der hochachtungsvollen Verehrung, die ich ihr entgegenbrachte, würdig erweisen wollen; andererseits verfiel ich wieder auf den Gedanken, es sei Alles nur plumpes Spiel, gemeine Schlauheit gewesen, womit sie eine tadelnswerthe Schwäche habe verdecken wollen. Als zu diesem Widerstreite meiner Gedanken und Empfindungen noch die Erinnerung an die Worte des Alten hinzukam, als ich, der ich mir der Sünde in Gedanken bewußt war, mir vorstellte, daß er vielleicht auch mich einigermaßen beargwohnte, daß er vielleicht die Gelegenheit, sich gegen mich so auszusprechen, absichtlich benutzt habe, damit auch ich aus seiner Auseinandersetzung meinen Theil mir nähme, da faßte ich, von Schamgefühl ergriffen, in der Angst meiner ruhelosen Seele den Entschluß, ihr Bild aus meinem Herzen zu

reißen, ja ich kam sogar auf den Gedanken, Odessa sofort zu verlassen.

Länger als eine Woche sah ich sie nicht. Am neunten Tage kam R. zu mir und sprach, indem er meine Hand ergriff, mit freundschaftlichem Vorwurf: Sie sind blaß und angegriffen, Sie waren krank und haben es uns nicht wissen lassen! Das ist nicht schön, lieber Karl! Haben Sie denn kein Vertrauen zu unsrer Theilnahme und Freundschaft? — Ich ersann mir eine kleine Unpäßlichkeit, welche, obgleich zu unbedeutend, um ihre Sorge zu verdienen, mich doch am Ausgehen gehindert habe.

Nun so kommen Sie nur heut zu uns, fügte er hinzu — ich bin ein wenig freier als gewöhnlich. Wir haben uns ein hübsches Boot bestellt, um nach Tische auf das Meer hinauszufahren und uns das Linienschiff anzusehen, welches einige Meilen draußen vor Anker liegt. Sie haben es gewiß noch nicht gesehen.

Ich sagte zu, R. verabschiedete sich und ging. Sein Vorschlag verursachte mir die größte Aufregung und Qual, ich sah in ihm das Gift, welches meinen Frieden vollständig zerstören, meiner Selbstbeherrschung den letzten Halt rauben sollte, und doch war ich nicht im Stande, diesen wonnig berauschenden Zaubertrank von meinen Lippen fern zu halten. Um drei Uhr ging ich hin, ich lief so eilig, daß ich mich gar nicht umsah. Als ich vor ihrer Thür stand, war ich athemlos und fühlte, daß alles Blut von meinem Gesichte gewichen. Ich lehnte mich an die Wand und stand so einige Zeit, um mich zu sammeln und ein wenig zu Athem zu kommen. Vom Empfangszimmer her drang zu mir der Ton des Fortepiano, gedämpft, melancholisch und traurig. Ich wußte, daß sie sehr fertig spielte, so manches Mal hatte ich sie spielen hören, aber niemals noch hatte mich der Klang

dieses Instrumentes so ergriffen wie jetzt. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein leichtfertiges Weib einen solchen Ausdruck, solche Zartheit und Innigkeit in ihr Spiel legen könnte; es sprach aus ihm ein starkes, volles und doch verhaltenes Gefühl. Diese Ueberzeugung stellte sie wieder hoch in meinen Augen und reinigte meine Gedanken von jeder Bitterkeit, von jedem unwürdigen Argwohn. Erfreut und etwas ruhiger trat ich ein. Als sie mich erblickte, ließ sie die Hände sinken und neigte den Kopf, doch ward ich gewahr, daß ihr Gesicht auffallend bleich war und Thränen in ihren Augen standen. Ein gräßliches Licht, wie der Glutschein einer Feuersbrunst, durchleuchtete meine Seele. Es war Niemand im Zimmer als nur sie allein — in demselben blauen seidenen Hauskleide, mit einem ähnlichen weißen Kragen. Eine Rose steckte an ihrer Brust, aber mir schien es, als sei sie von Thränen bethaut. In der ersten Aufregung wollte ich ihr zu Füßen stürzen und Alles gestehen; jedoch jener bessere Theil unseres moralischen Wesens, welcher immer in uns wacht wie ein strenger Richter und sich durch keine Bitte erweichen, durch keine Vorspiegelung täuschen oder bestechen läßt, hielt mich in meiner Stellung fest. Gelehnt an das Instrument, vor dem sie saß, stand ich unbeweglich und schweigend. So vergingen einige Minuten, in deren Verlaufe unsere Seelen sich wohl hinreichend verständigten.

Als eine Viertelstunde darauf Herr N. in das Zimmer trat, fand er uns in ruhiger Unterhaltung; eine solche Gewalt vermag der Mensch über sich auszuüben, wenn er nur den muthigen und entschiedenen Willen hat. Gewiß, daß sie mich verstehe und mein Gefühl theile, auf immer jeden Gedanken eines quälenden und ihren Charakter erniedrigenden Verdachtes von mir

werfend, erfreut und beglückt, daß ich mich in dem gefährlichsten Momente zu beherrschen vermocht, Dankgefühl für diese heroische That in ihren Augen lesend und erkennend, wie eine heilige Sicherheit ihre Seele erfüllte und die aus dem Bewußtsein derselben hervorgehende hohe Freude ihr blasses Gesicht mit frischem Roth schmückte und den Ausdruck ihrer Züge milderte und verklärte, erhob ich mich auf den Standpunkt, der des Mannes würdig ist, welchen die Natur und die Gesellschaft zum Vormunde des Weibes auserkoren, daß er mit seiner Kraft sie schütze selbst gegen die Schwäche ihres eigenen Herzens. Das Essen nahm einen ganz fröhlichen Verlauf. Ich fühlte mich in ungewöhnlich angeregter, gehobener Stimmung. Ich redete viel über allerlei Dinge, ließ mich sogar in einen kleinen medicinischen Disput mit dem verehrten alten Herrn ein und wollte ihn durchaus nicht Recht behalten lassen. Er lachte über meine Hartnäckigkeit und warf mehrmals mit einigen kurzen Worten den ganzen künstlichen Aufbau meiner Argumente über den Haufen. Als das Essen vorüber war, gingen wir zusammen aus und begaben uns nach dem Hafen, wo unser ein ziemlich großes, bequem eingerichtetes Segelboot wartete, dessen Bemannung außer dem Schiffer selbst, einem lustigen, redseligen Italiener, noch aus zwei kräftigen Ruderern bestand. Als wir an das Boot herangekommen waren, von unserem Italiener mit jovialen Mienen und Worten begrüßt, sprang ich zuerst hinein und wandte mich, um Frau R. beim Einsteigen behilflich zu sein. Lächelnd reichte sie mir beide Hände und stieg leicht und zierlich ein. Als ich unwillkürlich ihre Hände drückte, traf ein tiefer, bedeutender Blick ihrer Augen die meinen. Wir stießen vom Lande. Unser Fahrzeug glitt leicht schaukelnd dahin über die durchsichtige

Tiefe, der Italiener sang und schwatzte, wir unterhielten uns behaglich und froh. Es war das der glücklichste Augenblick in meinem Leben. Neben mir hatte ich die beiden meinem Herzen theuersten Wesen, unter mir eine Welt voll geheimnißvoller Größe, über mir den grenzenlosen Himmel und in meinem Herzen eine mächtige Leidenschaft, durch meines Willens Kraft fest gebunden und in diesen Banden mich anlächelnd wie ein Kind.

So waren wir etwa drei Werst gefahren und bei der Wachtbrigg vorbeigekommen. In der Ferne sah man schon deutlich den gewaltigen Bau des Linienschiffes; ihrer Segel entkleidet ragten die Masten gen Himmel, kreuz und quer, wie von Spinneweben, überzogen von Tauwerk in den mannichfachsten Gestalten und Verknüpfungen. In drei Reihen übereinander gähnten die geöffneten Stückpforten — und diese ganze, imposante Masse schaukelte sich nach rechts und links, wie ein lebendes Ungeheuer, das sich von der Kette loszureißen sucht. Plötzlich tauchte über uns eine Dunkelheit auf, unser Segel klatschte. Die Wogen begannen stärker zu gehen. Unser Patron fing an zu pfeifen, zu gesticuliren, mit seiner Leinwand zu reden, wenn sie nicht nach der Richtung, wie er wünschte, sich blähen wollte und das Boot in eine schiefe Lage brachte. Als wir uns etwas bestürzt umsahen, war die Sonne schon hinter Wolken verschwunden, ein fernes, hohles Sausen ließ sich hören und unser Fahrzeug hob und senkte sich in immer gewaltsameren Sprüngen. Herr R. flüsterte dem Steuermann einige Worte zu, worauf dieser antwortete: Si, signore! und in demselben Augenblicke wandte sich das Boot nach dem Lande zu. Dann trat Jener an seine Frau heran und sprach mit Lächeln: Fürchte dich nicht, liebes Kind! Es wäre nicht rathsam, zu dem Schiffe

hinauszufahren, denn der Wind hat sich gedreht: und die See fängt an unruhig zu werden. Aber es wird nicht lange dauern, dann sind wir am Ufer. Mit diesen Worten setzte er sich neben sie, sie schmiegte sich an seine Seite und umfaßte mit beiden Händen seine Rechte. Setzen Sie sich dort auf jene Seite, lieber Freund! sprach er zu mir, und seid unbesorgt. Ein forschender Blick in sein Auge ließ mich wahrnehmen, daß die Gefahr größer war, als ich geglaubt. Jenes hohle Sausen wurde stärker, die Oberfläche des Meeres nahm eine immer dunklere Färbung an, die Wellen wuchsen und hoben unser Schifflein immer höher empor, ließen es immer tiefer herabfallen. Nachdem das anfänglich schräggestellte Segel in eine mit dem Ufer gleichlaufende Richtung gebracht worden und unter Aechzen und Pfeifen sich gefüllt hatte, zog es der Patron noch stärker an, legte es fest, und dann trieb uns der rasend in den schwellenden Busen fallende Wind pfeilschnell vorwärts. Schon war der Hafen nicht allzu fern. Schon konnte man sehen, wie die dort liegenden Fahrzeuge von verschiedener Größe sich zu bewegen, sich zu heben und zu schaukeln anfingen, wie die Wellen an dem in das Meer hinausgehenden gemauerten Molo sich immer wilder brachen, weiße Schaumflocken in hohem Bogen über den Damm spritzend. Da gab von der übermäßigen Anspannung des Segels der schwache Mastbaum unseres Bootes einen krachenden Ton von sich. Frau R. schrie auf und faßte mit einer Hand, die ihres Mannes loslassend, die meine. Fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau, sagte ich, es ist ja hier schon nicht mehr besonders tief. Sie sah auf mich mit einem Lächeln voller Ergebung, als wollte sie meinen Gedanken ergänzend hinzufügen: Wenn wir sterben, sterben wir zusammen. Ich verstand sie, und unsre Hände hielten einander fest

mit dem beredten Drucke, der die Vermählung unserer Seelen war im Angesichte des Todes, im Angesichte der Ewigkeit und Gottes. Endlich kamen wir glücklich in den Hafen, obgleich der Sturm stets wüthender uns jagte, der Himmel stets dichter sich in Wolken hüllte und ferne Blitze den dunklen Hintergrund in blendend aufflammendem Zickzack durchzuckten. Der Italiener stand mit der Mütze in der Hand lebhaft gesticulirend vor uns, lobte sein Boot, übertrieb die Größe der bestandenen Gefahr und konnte über seine eigene Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit sich gar nicht genug verwundern. Ich gab ihm alles Geld, das ich bei mir hatte. Für einen solchen Augenblick, wie ich ihn durchlebt, hätte ich die Hälfte meines Lebens dahin gegeben. Fröhlich traten wir unsern Heimweg an, nicht ohne ab und zu uns nach dem Meere umzusehen, das indessen schon seinem Namen entsprechend vollständig schwarz geworden war und stets grimmiger zu toben begann. Nicht weit von dem Standbilde Richelieu's ließen wir uns auf eine Bank nieder. Die Dämmerung war schon hereingebrochen, verschiedene Personen gingen bei uns vorüber, doch Niemand achtete auf uns. Alle Augen waren auf das erhabene Schauspiel des erzürnten Meeres gerichtet, welches mit Riesenstimme seinen wildempörten Grimm laut werden ließ. Schon wollten wir unseren Heimweg wieder fortsetzen, als ein Diener des Polizeipräsidenten eilig an uns herankam und Herrn R. mittheilte, er sei bei ihm zu Hause gewesen, habe ihn dann im Hafen suchen sollen, mit dem Kinde gehe es schlechter, und die Frau Generalin lasse ihn aufs Inständigste bitten, nur gleich hinzukommen. R. wandte sich zu mir mit den Worten: Sie haben wohl die Güte, meine Frau nach Hause zu führen, ich werde bald zurückkommen. Wir Beide gingen also allein.

Leicht an meinen Arm sich hängend, schritt sie schweigend einher. Ich hörte nur, daß sie schwer athmete, und bisweilen blieb sie einen Augenblick stehen, um sich zu erholen. Auf der Straße war es öde und finster — denn es war zwar eben erst Abend geworden, doch der ganze Himmel mit Wolken umzogen. Ab und zu erleuchtete ein Blitz unsern Weg, und aus der Ferne drang an unser Ohr das Brüllen des Meeres und der Wiederhall ununterbrochenen Donnergerolles. In Glück und Wonne versunken, wagte ich es doch nicht, ihre Hand an meine Brust zu drücken, ich fühlte aber, wie sie jedesmal näher zuckte, so oft der Schein eines grellen Blitzes unseren Weg traf und ein heftigerer Donnerschlag losbrach. Jedes Wort, das ich gesprochen hätte, wäre mir als eine frevelhafte Entweihung dieser Augenblicke erschienen. Diesen ganzen Weg also, auf dem Niemand uns beobachtete, auf dem wir fast keinen Menschen sahen, legten wir schweigend zurück. Als wir in die Hausthür traten, wo ich sie zum ersten Male gesehen hatte, zuckte ich unwillkürlich zusammen. Doch führte ich sie die Treppe hinauf. Sie öffnete die Thür, es war Niemand im Vorzimmer. Dort blieb sie stehen. Gute Nacht, lieber Karl! sprach sie gleichsam mit segnender Stimme und reichte mir beide Hände. Ich erfaßte sie, drückte sie innig, und reichliche Thränen entquollen meinen Augen. Im nächsten Augenblick fand ich mich allein im Vorzimmer — aus dem Empfangssaale drang der Ton unterdrückten Schluchzens zu mir.

Nach diesen Worten sah der Doctor zu Boden und hörte auf zu sprechen. Seine Frau hielt das Tuch vor die Augen, und alle Zuhörer ehrten seine Bewegung und unterbrachen das Schweigen durch kein Wort. Nach einer Pause ließ er mit gedämpfter Stimme sich so vernehmen: Die Herrschaften wollen diese Einzelheiten entschuldigen,

aber ich habe versprochen, aufrichtig zu sein, also mußte ich auch diese Anwandlung von Schwachheit gestehen.

Ach, theurer Herr! sagte, ihm die Hand hinreichend, die Geheimräthin, auf einen Augenblick einer so erklärlichen Schwachheit zu verfallen, liegt in der menschlichen Natur; aber sich siegreich aus ihr zu erheben, sie nicht die Oberhand gewinnen zu lassen, nicht Pflicht und Tugend ihr aufzuopfern, das ist ein hohes Verdienst. Wenn Sie ein Engel wären, würde Sie eine solche Schwachheit nicht anwandeln und Ihre Erzählung würde weniger Theilnahme erwecken. Ich bitte, erzählen Sie weiter.

Mehrere Wochen, fuhr er nun fort, vergingen ohne jeden besonderen Vorfall. Ich besuchte die Beiden oft, schon nicht mehr als Gast, sondern wie zum Hause gehörig. Aber niemals kam ich zu einer Zeit, wo ich denken konnte, Herr R. würde nicht anwesend sein. Wenn wir trotz dieser meiner Vorsicht uns zufällig einmal allein trafen, änderte das nichts in unserem gegenseitigen Benehmen. Der Vorfälle jenes denkwürdigen Tages ward nie Erwähnung gethan. Wir hatten in unserer Seele es uns gesagt, wo die Grenze unseres Glückes sei, und hielten sie streng inne. Und dieses Gebiet war ja auch nicht zu eng bemessen. Ich sah sie, hörte ihre Stimme, las in ihren Augen ein tiefes und reines Gefühl; ich war Zeuge ihrer Ergebenheit gegen ihren Mann, welche durchaus keine Heuchelei war, sondern die heilige Liebe zu einem hochverehrten Vater. Ich litt, es ist wahr, wenn ich allein war, wenn sie meinen Augen entschwunden, aber ich kann mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Niemand meine Qualen errieth, mein Seufzen zu keinem Ohre drang.

Eines Abends, nachdem ich sie zwei Tage lang nicht gesehen, erhielt ich von Frau R. ein Billet: „Mein

Mann ist heftig erkrankt. Er will keine andere Hülfe, als die Ihrige, lieber Karl! Lieber Karl! kommen Sie, retten Sie ihn!" — In dieser Wiederholung meines Vornamens hörte ich den Aufschrei der Verzweiflung ihres Herzens und eine Mahnung, welch heilige Verpflichtung es für mich sei, ihn zu retten. In athemloser Eile flog ich hin. Ich fand Frau R. in Thränen, Herrn R. in heftigem Fieber. Er lächelte, als er mich erblickte, und zeigte auf seine Brust — in der That litt er an einer Lungenentzündung. Ich ließ ihm sofort zur Ader und verschrieb ihm die angemessene Arznei. Die ganze Nacht hindurch saßen wir an seinem Bett. Gegen Morgen schlief er ein, und ich bat Frau R., sich zur Ruhe zu begeben. Seit dieser Zeit kam ich fast nicht mehr aus ihrem Hause. Tag und Nacht waren wir beisammen. Nur dann sah ich sie nicht, wenn sie sich ein wenig ausruhte, oder wenn ich einmal nach meiner Wohnung ging, mich umzukleiden und in frischer Luft etwas aufzuathmen. Und doch, trotz der vielen unvermeidlichen Annäherungen, trotzdem daß wir fast ununterbrochen so gut wie allein waren, lenkte ich durch kein Wort ihre Gedanken von ihrem Manne auf mich. Ich liebte sie damals mehr als je; aber niemals war meine Liebe reiner, ruhiger — denn niemals erschien sie mir heiliger, als während dieser Zeit. Am siebenten Tage fiel R. in einen festen Schlaf, und ich, ermattet von so vielen durchwachten Nächten, begab mich in das Empfangszimmer, lehnte den Kopf in die Sophaecke und entschlummerte gleichfalls. Nach einiger Zeit fühlte ich eine leise Berührung meiner Hand. Es war mir, als ob das ein Traum sei, und ich wollte die Augen nicht öffnen, um ihn nicht zu verscheuchen. Bald lag eine zarte, weiche Hand auf der meinigen, sie immer stärker drückend. Ich erhob mich — Frau R. stand

vor mir mit freudestrahlendem Gesicht. Ich bin schon lange hier, sagte sie, aber Sie schliefen so prächtig, daß ich nicht das Herz hatte, Sie aufzuwecken. Ach, mein lieber, guter Karl, er fühlt sich wohler, ist munterer erwacht, hat mich angelächelt und geküßt.

Gott sei Dank! rief ich aus, der Schlaf hat die Krisis gebracht. Er ist gerettet, Sie können unbesorgt sein.

Ihnen habe ich das zu danken, theurer Karl! sagte sie, ergriff von Neuem meine Hand und wollte sie an ihre Lippen führen. Ich umfaßte sie, zog sie an mein Herz, drückte einen brüderlichen Kuß auf ihre Stirn — und ebenso wenig wie damals mache ich mir heute einen Vorwurf daraus, daß ich mich dazu fortreißen lassen. Es war der lautere Ausbruch der Freude über die Rettung Dessen, welchen wir Beide in gleichem Maße liebten.

Jedoch nicht immer war es so. Nach drei Wochen kehrte Herr R., fast vollständig genesen, allmählich zu seinen früheren Beschäftigungen zurück. Innerlich beruhigt und an einander gewöhnt durch so langes, nahes Beisammensein, begannen wir unsere gewöhnliche Lebensweise wieder. Das Vertrauen in unsre Kraft wuchs, weil sie so lange sich erprobt, aber leider, zugleich mit ihm wuchs auch die Gefahr. Unsere Vernunft vermag viel, aber man muß ihr zu Hülfe kommen, nicht ihr zuwider sein, man muß sie unterstützen, sie nicht unablässiger Anspannung aussetzen. Sie unausgesetzt wachen heißen, ist dasselbe, wie einen und denselben Soldaten auf einen Posten stellen und verlangen, daß er Tag und Nacht nach dem Feinde ausspähe und nicht einschlafe. Der Arme wird sich langweilen, seine Kraft wird schwinden, und der Feind wird unangefochten bei dem schlafenden

Posten vorüberziehen. Aehnlich erging es auch mit uns. Sicher gemacht durch den täglichen Umgang, vertrauend auf die Heiligkeit unsres Entschlusses, überschritten wir, ohne es zu wollen, die Grenze, welche wir uns selbst gesteckt hatten durch ein geheimes, mit keinem Eide bekräftigtes, aber doch gegenseitiges Uebereinkommen. Eines Abends waren wir allein zusammen. In der Dämmerstunde plaudert es sich so angenehm; ich ging im Zimmer auf und ab, Frau R. saß in ihrem Lehnstuhle. Allmählich brach unser Gespräch vollständig ab, ein gefährliches Schweigen umhüllte uns mit seinen Schwingen. Ich näherte mich ihr, setzte mich an ihrer Seite nieder, erfaßte ihre Hand, und mit den meinigen sie drückend hielt ich sie lange so an meiner Brust. Nach einiger Zeit kam es mir vor, als weine sie. Ich neigte mich zu ihrem Gesichte — in der That, sie weinte. Da kniete ich vor ihrem Sessel nieder, legte meinen Arm um sie — zog sie an mein von Verzweiflung und Liebe übervolles Herz. Ihr Kopf sank auf meinen Arm — ich küßte ihre Stirn, ihre Augen, ihren Mund. Sie wehrte sich nicht gegen diese Liebkosungen, aber sie erwiderte sie auch nicht. Bald bemerkte ich, daß sie ohne Bewußtsein war. Erschrocken riß ich mich los: Verzweiflung, Verachtung meiner selbst, unsäglicher Schmerz durchwühlten mein Herz. So stand ich eine Zeit lang ohne jede Bewegung, auf das unschuldige Opfer meiner rasenden Verblendung schauend. Zum Glück ward in diesem Augenblicke Licht hereingebracht. Ich gebot Stille, die Herrin sei eingeschlummert. Der Diener glaubte es und ging hinaus. Ich ermannte mich, und da Wasser zur Hand war, rief ich sie schnell wieder zum Bewußtsein. Als sie vollständig zu sich gekommen war, hieß sie mich neben sich niedersitzen. Ich war folgsam wie

ein Kind. Da nahm sie meine Hand und begann sie zu küssen. Verwehren Sie mir diese Freude nicht, sprach sie — ich habe Ihnen viel zu danken. Zuerst das Leben meines Mannes, meines Wohlthäters, dann verdanke ich Ihnen das tiefe, unaussprechliche Gefühl, welches Sie in meinem Innersten erweckt haben; ich danke Ihnen meine Ehre und Gewissensruhe, denn, wenn Sie sich weniger mannhaft gezeigt, wäre ich hundertmal schwächer gewesen. Können Sie mir nun noch eine Wohlthat erweisen? — Ich kann Alles, antwortete ich entschieden. — Reisen Sie morgen, fuhr sie mit leiserer Stimme fort. — Morgen? Nein! antwortete ich, ich will noch sehen, wie Sie dies überstehen, und von Ihrem Manne mich verabschieden. Uebermorgen um acht Uhr reise ich. Gut! sprach sie, Sie sollen sehen, daß Sie mir nicht umsonst das Beispiel standhaft entsagender Selbstbeherrschung gegeben haben — und jetzt geh, mein geliebter Karl! Mit diesen Worten stand sie auf, warf sich in meine Arme, und unsre Lippen fanden sich zu einem langen, ewigen Abschiede. Einige Secunden später stand ich schon draußen — dunkle Nacht umgab mich, und dichte Wolken verhüllten wie mit schwarzem Trauerflor die Gotteswelt vor meinen Augen.

Am andern Tage theilte ich Herrn R. mit, daß ich abreisen müße. Vormittags holte der verehrte Alte, von seiner Praxis zurückkehrend, mich ab, und wir gingen zusammen zu ihm. Wir fanden sie in geschäftiger Erregung, gewählter gekleidet als sonst und jene fieberhafte Lustigkeit zeigend, die aus der höchsten Kraftanstrengung eines verzweifelnden Herzens hervorgeht. Nach dem Essen ging R. in sein Arbeitszimmer. Sie trat an mich heran und sagte schnell: Sei nicht besorgt um mich, Gott wird uns helfen, denn unsre Sache ist rein und edel. Aber fahre hier bei uns vorüber, ich möchte dich

noch einmal sehen, ich werde auf dem Balkon dich erwarten. Herr R. brachte mir nun Abschiedsgeschenke zur Erinnerung, von ihm selbst ein kostbares Besteck mit englischen Instrumenten, von seiner Frau ein von ihr selbst gesticktes Taschenbuch. Mit zerrissenem Herzen nahm ich Abschied und ging. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen. Mein Fenster hatte die Aussicht auf das Meer; ich öffnete es, und indem ich meinen Blick über den Wellenspiegel gleiten ließ, verabschiedete ich mich von dieser bodenlosen Tiefe, welche in dem unvergeßlichsten Augenblick meines Lebens mich auf ihren Wogen geschaukelt. Endlich beleuchteten die ersten Strahlen des anbrechenden Tages die Säume des Horizonts — der weiße Schimmer ging allmählich in ein Blau über, welches langsam am Himmel emporstieg und über das Meer sich ausbreitete. Nach einiger Zeit zeigte sich ein goldstrahlender Punkt fern über dem Meere, ward zusehends größer — und die Sonnenscheibe, im herrlichsten Glanze flammend, tauchte ganz hervor und schien einen Augenblick auf ihren durchsichtigen Thron sich niederzulassen. Gleichzeitig dröhnte ein Kanonenschuß vom Wachtschiff her. Ich neigte mein Haupt, stille Thränen entströmten meinen Augen, ein stummes Gebet durchzitterte meine Seele, und mit der ganzen Erde zusammen begrüßte ich die Königin des Tages und des Lichts.

Beruhigt durch diesen majestätischen Anblick, vor welchem ich unbedeutendes Wesen mit Allem, was ich litt und fühlte, in Nichts versank, begann ich mich zur Abreise zu rüsten und um acht Uhr war ich vor ihrem Hause. Ich ließ den Wagen langsam vorausfahren und blieb einen Augenblick vor dem Balkon stehen; sie hatte mich dort schon erwartet, sie richtete einen langen Blick auf mich, ohne ein Wort zu sprechen. Dann ließ sie

an einem Faden ein versiegeltes Packet herab, streckte rasch die Arme nach mir aus, kreuzte sie dann über ihrer Brust, als ob sie mich noch einmal an ihr Herz drücken wollte, und verschwand. Halbohnmächtig stieg ich wieder in den Wagen. Ich fuhr durch ein paar Straßen und ließ dann vor einem ganz abgelegenen Gasthofe halten. Dort entsiegelte ich ihre Abschiedsgabe. Obenauf fand ich ein Blättchen, auf dem nur die Worte standen: „Dank dir, mein Engel! möge Gott dich geleiten.“ Ferner lag in dem Packetchen ein wohlgetroffenes Miniaturbild von ihr, einige verwelkte Rosenblätter, eine Locke von ihrem Haar und dem ihres Mannes, endlich ein Tagebuch, angefangen in ihrem siebzehnten Lebensjahre und fortgeführt bis zum Tage unserer Trennung. Wenn mir Gott eine Tochter giebt, wird dies mein Geschenk für sie an ihrem Hochzeitstage sein. Einsam, wie ein Gefangener, verbrachte ich mehrere Tage auf meinem Zimmer. Nur früh morgens um die mir bekannte Stunde ging ich in die Kirche und stand lange verborgen in einem dunklen Winkel, von wo aus ich die Stelle sehen konnte, auf der sie zu sitzen pflegte. Endlich am fünften Tage erschien sie. Sie betete inbrünstig. Ihr Gesicht war noch bleich, aber ich las in ihm Seelenfrieden und Ergebung. Als sie sich entfernt hatte, sank ich selbst innerlich beruhigt voll gläubiger Zuversicht auf meine Kniee. In kurzem Gebete empfahl ich sie und mich dem Vaterschutze Gottes, und eine Stunde darauf hatte ich schon die Thore der Stadt hinter mir.

Der Doctor schwieg, das Haupt auf die Brust gesenkt, und auch alle Anwesenden schwiegen. Endlich sprach Frau v. A.: Ich war überzeugt, daß es so kommen würde. Uns alle hat Ihre Erzählung auf das Lebhafteste ergriffen — und sehen Sie, meine Herrschaften, die

Aermste hat ihr Tuch ganz naß geweint! Mit diesen Worten zog sie mit ihren beiden Händen die der Frau Kaminska von deren Gesichte weg. Es waren keine schmerzlichen Thränen, sprach diese. Ihr Mann trat zu ihr und drückte ihr mit Innigkeit die Hand.

Lieber Herr Doctor! sagte die Geheimräthin — ich danke Ihnen, danke Ihnen aus vielen Gründen für Ihre Erzählung. Ihre Selbstüberwindung und Entsagung ist etwas Schönes und Edles — aber wie haben Sie diesen Riesenkampf überstanden? Vor Allem erzählen Sie mir, wie es ihr, der Beklagenswerthen, weiter ergangen.

Ach ja, Herr Doctor! führen Sie Ihre Erzählung zu Ende, rief Sophie, die Augen voll Thränen. Haben Sie später sie niemals wieder gesehen? fragte sie betrübt.

Freilich habe ich das, mein Fräulein! Noch vier Jahre lang wohnte ich in Podolien. Ich schrieb ziemlich oft an Herrn R., er antwortete mir, und immer hatten seine Briefe eine kleine Nachschrift voll herzlicher Freundlichkeit von ihrer Hand. Und doch konnte mir das nicht genügen. Jedes Jahr machte ich unter dem Vorwande eines Ausfluges nach Kiew oder Littauen eine Reise nach Odessa. Ich kehrte stets in demselben abgelegenen Gasthofe ein. Abends ging ich vor ihrem Hause auf und ab, um den Lichtschein aus ihren Fenstern, zuweilen auch den Schatten ihrer Gestalt auf den Scheiben und Vorhängen zu sehen; bis tief in die Nacht hinein saß ich dann wieder auf jener Bank, den Blick aufs Meer gerichtet; des Morgens ging ich in die Kirche. Ich blieb stets so lange in Odessa, bis ich sie einmal gesehen hatte, dann machte ich mich, Gott für ihre Gesundheit dankend, beruhigter auf den Heimweg. Im vierten Jahre brachte ich längere Zeit als gewöhnlich in

Odessa zu; es genügte mir schon nicht mehr, sie einmal gesehen zu haben — ich wollte dieses Glück mehrmals genießen. Von träumerischer Sehnsucht schlimmer als je befangen und von sündhaftem Triebe verleitet, ging ich eines Abends nach ihrem Hause und stand schon in dem Hausflur, wo ich sie zum ersten Male gesehen. Ohne Zweifel wäre ich ins Zimmer getreten, aber der Schutzengel, der jedem dem Falle nahen Menschen zur Seite steht und ihm die Hand reicht, wenn er sieht, daß, ob auch der Wille rein, doch die Kraft zu schwach ist, um den Fall zu verhüten, hatte Erbarmen mit mir. In diesem Augenblicke hörte ich die Stimme des Doctor R., welcher sagte: Gute Nacht, liebes Kind! mit meinem Patienten steht es sehr bedenklich, ich werde wohl erst am Morgen zurückkommen. — Durch diese Worte erschreckt, überwältigt durch die Größe der uns Beiden drohenden Gefahr, rettete ich mich in eiliger Flucht von dem gähnenden Abgrunde. Ich reis'te sofort ab, und als ich nach Hause gekommen, wandte ich Podolien für immer den Rücken und verlegte meinen Wohnsitz nach Warschau. Dort vergingen mir drei Jahre in angestrengter, unablässiger Arbeit, welche ich immer für die beste Arznei eines kranken Herzens, einer leidenden Seele angesehen habe und noch ansehe. Im Juli 1836 erhielt ich aus Odessa ein großes Packet mit schwarzen Siegeln. Mit zitternder Hand riß ich es auf, von unsäglicher Angst gefoltert. Ich athmete auf, als ich einen Brief von ihr zu oberst fand. Er enthielt folgende Worte: „Ich sende Ihnen ein versiegeltes Packet, welches ich unter den Papieren meines Mannes gefunden. Auf der Adresse werden Sie einige von seiner Hand geschriebene Zeilen finden, in welchen er mir aufträgt, es Ihnen erst nach seinem Tode zukommen zu lassen. Den Inhalt glaube

ich ahnen zu können. Was Sie aber auch immer mir zu schreiben haben — ich beschwöre Sie, schreiben Sie nicht vor Ablauf eines Jahres.“ Ich legte diesen meinem Herzen so theuren Schatz bei Seite und verwahrte ihn mit unberührten Siegeln. Gewiß ist noch nie Jemandem ein Jahr so lang geworden, wie mir dieses. Als es endlich vorüber war, ließ ich einen Trauergottesdienst für die Seele des Greises abhalten und, nachdem ich durch Beichte und Abendmahl mich geläutert, kehrte ich nach Hause zurück und lös'te die Siegel. Ich fand einen langen Brief voll väterlicher Innigkeit. Herrn R. war nicht ganz unbemerkt geblieben, was in meinem Herzen vorging, daher hatte er auch keine Einwendung gemacht, mich nicht zurückzuhalten versucht, als ich damals mich losriß. Das Uebrige hatte er nach meiner Abreise von seiner Frau erfahren. Er dankte mir für meine Selbstbeherrschung, dankte mir, daß die Ehre und der Seelenfrieden eines schwachen Weibes mir heilig gewesen, daß ich sein graues Haar geachtet; zugleich aber beschwor er mich feierlich, Vormund und Gatte Derjenigen zu werden, welche er sterbend gesegnet. Dem Briefe lag eine Abschrift seines Testamentes bei. Er vermachte mir seine ganze Bibliothek, alle chirurgischen Instrumente, seine schönen anatomischen Sammlungen, verschiedene alterthümliche Merkwürdigkeiten, die er im Laufe seines Lebens gesammelt, kurz Alles, was sich auf Kunst und Wissenschaft bezog. Sein übriges gesammtes Vermögen, welches sehr beträchtlich war, verschrieb er seiner Frau. Nachdem ich alles Dieses gelesen hatte, fiel ich auf meine Kniee, und wiederum stieg mein heißes Gebet zum Himmel empor für die Seele des vortrefflichsten Menschen.

Die Herrschaften errathen leicht, daß ich keine schriftliche Antwort gab. An demselben Tage schon war ich

unterwegs. Ich flog Tag und Nacht dahin ohne Unterbrechung, ohne Ruhe — und am zehnten Morgen erfreute mein Auge derselbe dunkle Gürtel, wie vor acht Jahren, mit den aus ihm sich erhebenden Thürmen und hochragenden Masten. Als ich gegen zehn Uhr in das Zimmer der Frau R. stürzte, traf ich sie in ihrem Lehnstuhl sitzend. Ein blaues Hauskleid schimmerte, wie ein Stern der Hoffnung und des Glückes, vor meinen Augen. Sie schrie auf, als sie mich erblickte, ich lag ihr zu Füßen, drückte ihre Hände, umfaßte ihre Kniee. Als der erste leidenschaftliche Ausbruch der Freude sich gemäßigt, sprach sie zu mir: Ich wußte gewiß, daß du in dieser Woche kommen würdest. Sieh, fuhr sie fort, seit ich die Trauer abgelegt, trage ich kein anderes Kleid. — Ich zog sie an mein Herz, und eine Woche darauf reichten wir uns vor dem Altar die Hände.

Also das ist sie? riefen Alle.

Sie ist es, antwortete der Doctor und zog seine weinende Frau an sein Herz. Glauben Sie denn, daß, wer so geliebt hat, wie ich, so viel gelitten, wie ich gelitten habe, mit gutem Gewissen einer andern Frau seine Hand reichen, im Angesichte Gottes ihr Liebe hätte schwören können?

Alle umringten das treffliche Paar mit dem Gefühle der Bewunderung, mit der tiefen Verehrung, welche hohe Tugend und ein durch heiße Kämpfe und Thränen verdientes Glück uns abnöthigen. Denn wie es keine höhere Erkenntniß giebt, als Selbsterkenntniß, so giebt es keine höhere, menschlich-edlere Tugend, als Selbstüberwindung.

